P. o. germ.
1968
k (1

31495

P.o.germ. 1968 k-(1

Werner

<3661415538001 4

<3661415538001 4

Bayer. Staatsbibliothek

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar
23. 05. 1990

Türkische Skizzen.

Von

Murad Efendi.

[d. i. F. von Werner]

Erster Band.

Türkische Fahrten.

(Das Recht der Uebersetzung vorbehalten.)

Leipzig,
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
1877.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Das Interesse, welches meinen seit Jahren in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Aufsätzen über ottomanische Dinge zu Theil geworden ist, ermuthigt mich zur endlichen Sammlung derselben und zu ihrer Bearbeitung zu diesem Behufe.

Eigenthümliche Verhältnisse haben den Oesterreicher, also den deutschen Orientalen in die Lage gesetzt, das Wesen des Ottomanen kennen zu lernen, sein Leben zu leben, und in früher Jugend schon in seiner Denkart zu denken. Dabei ward es ihm gegeben, das Angeschaute, Erfahrene als Deutscher darzustellen.

Ich will mich nicht vermessen, mit diesem Buche Zwecke zu verfolgen, die meinem Können versagt sind, so lohnend die Lösung der Aufgabe erscheinen muß, das, wie ich mich überzeugt habe, in Deutschland — oder sagen wir lieber gleich in Europa, wenig und auch da nur unklar und unvollkommen gekannte Ottomanenthum der allgemeinen Kenntniß in richtigeren Umrissen nahe zu bringen.

Diesen losen Blättern ist vor Allem die bescheidenere Aufgabe gestellt, Eindrücken, Stimmungen, Beobachtungen die der längere Aufenthalt im Orient mir geboten oder aufgedrängt hat, einen möglichst treffenden Ausdruck zu geben, und hin und wieder die Schilderung von Dingen und Personen zu versuchen, mit denen ich nicht etwa blos in Berührung gekommen bin, nein, unter denen und mit denen ich gelebt habe.

Wenn es mir gelang diesen Zweck annähernd zu erreichen und dabei naturgemäß hie und da einen Irrthum zu berichtigen, und ein der Wahrheit entsprechenderes Bild von dem wenig gekannten, aber dafür gerne verkannten Osmanen-Volke zu geben, so darf ich dieses Buch als kein ganz unnützes betrachten.

Hermann Hettner sagte einst, als wir über Italien sprachen: „Wer die Italiener nicht liebt, kennt sie nicht." — Ich werde, ohne in diesen Blättern irgend ein anderes Ziel anzustreben als durch Darstellung fremdartiger Gegenden, Völker und Bräuche zu unterhalten, also ohne eine Tendenz zu verfolgen, unwillkürlich zu dem Schlusse kommen: Wer den Ottomanen kennt, wird ihn achten, wenn er sich auch oft über ihn ärgern muß.

Dresden, Juli 1876.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Türkische Fahrten.

Türkische Fahrten.

Nach Syra.

October 1873.

Vom Molo herüber brüllt das Nebelhornzeichen über die Maste im Hafen und über die Giebel der Stadt Triest. Nahe dem stattlichen Dampfer, der im vollen, buntfarbigen Wimpelschmuck prangt, herrscht ein reges Leben. Halbnackte Matrosen sind mit den letzten Ladungen beschäftigt, Reisende langen an, die Triestiner von ihren Verwandten oder Freunden begleitet: das Deck der Vesta füllt sich.

Mustern wir die Reisegenossen.

Ein paar Damen, aus verschiedenen Jahrgängen. Die dichten, ineinanderlaufenden Augenbrauen, die Biegung der fleischigen Nase bekunden die armenische Race. Im Orient hat sich die Physiognomie der Volksstämme rein erhalten. Die orientalische Gewandung ist bei den Jüngeren bis auf den letzten Knopf pariser Toiletten gewichen. Nur die Aelteste unter ihnen, Gemahlin eines reichen Wechslers, hatte ihre Diamantohrgehänge, ihre gestickte Weste und ihr Fachiol, ein mit Haarflechten umwundenes Kopftuch, beibehalten. Die Armenierin von ehedem hielt es für unschicklich selbst im vertrauten Kreise ihr eigenes Haar zu zeigen; außer Hause erschien sie verschleiert gleich der Ottomanin.

Mehrere rothe Fez irrlichteliren auf dem Verdeck hin und her. Eine neuvermählte Engländerin mit einem nicht übel geschnittenem Wachslärvchen, das aber so theilnahmlos in die Welt hinausstarrt, als ob Alt-England seinen ganzen Vorrath an Spleen darauf abgelagert hätte, sitzt steif und stumm neben ihrem Gatten, (offenbar ein Church-man). Er schielt sie zärtlich an und schweigt. Nicht weit von ihnen lümmeln zwei Amerikaner in halsbrecherischen Stellungen und mit jenem ungezwungenen „Sich gehen lassen," das dieser freien Nation eigen ist. Beim Gähnen enthüllen sie Gebisse, die jeden Haifisch zum Zweikampf herauszufordern scheinen. Um das Steuerrad gruppirt sich eine Triester Familie, die zu den Fleischtöpfen am goldenen Horn zurückkehrt. Sie erfreut sich der besonderen Aufmerksamkeiten des zweiten Capitano. Der Vater ist ein „Signore", das heißt, er hat pezzi (Geld), und die älteste Tochter mit dem schelmisch herausfordernden Flaum über der Oberlippe und mit dem masthohen Chignon ist heirathsfähig.

Die Post trifft ein, die letzte Regelung der Schiffspapiere wird vorgenommen, das dumpfe Tosen der mächtigen Maschine kündigt an, daß sie bereit sei, ihre Thätigkeit zu beginnen. Das letzte Nebelhornzeichen erdröhnt, die Riesenketten rasseln in die Fluth, das Schiff setzt sich majestätisch in Bewegung. Vom Molo her Tücherschwenken, Händewinken, Eviva und Con Salute! Wir stechen in die See, die unbewegt, ihre Siesta träumend, uns umfängt.

Von Triest scheidend, behielten wir die Küste von Istrien in Sicht. Im wunderbaren Farbenspiel des Sonnenlichts, im blauen Duft der Entfernung schwimmend, gewährten die gelblichen Berge einen eigenthümlich reizvollen Anblick. Die

Nähe des Meeres verschönt selbst das Häßliche, erhebt das Unscheinbare, verklärt das Gemeine.

Von der Küste her tauchen die altvenezianischen Mauern und Thürme von Pirano auf, bald nachher Umago, Cittannuova, Parenzo und Rovigno. Einst flatterte das Banner San Marcos von all diesen Zinnen. Die Heiligen sind um den Credit gekommen: San Marco vermiethet jetzt in Venedig leere Paläste, die über Nacht einzustürzen drohen und verdingt sich als Cicerone in der Stadt der Todten. Pola blinkt vom Ufer herüber und im ersten Sonnenstrahl des nächsten Morgens Lissa, wo der alte Doppelaar mit kräftigen Flügelschlägen die Wogen aufpeitschte. Die dalmatinische Küste mit ihren zahlreichen Riffen, Buchten und Inseln blieb, durch Nebel verhüllt, unseren Blicken entzogen. Uns zur Linken dämmerten die Steingebirge des Epirus auf und noch vor Mittag erreichten wir Corfu.

Corfu, das alte Corcyra, dessen Namen die Ethnologen von dem keltischen Korkur (Schiff) ableiten, wie sie Albanien von dem keltischen Alt ben (Hoher Berg) herstammen lassen, als neuerlichen Beweis für die Stammverwandtschaft der Kelten mit den Pelasgern und für die Abkunft der Albanesen von diesen Letzteren, dürfte unter den sieben jonischen Inseln die üppigst bewaldete, die zum Aufenthalt einladendste sein. Orangen- und Olivenhaine mit Pyramidal-Cypressen untermengt, bedecken große Strecken der Uferabhänge. Ruinen venezianischer Schlösser bezeichnen die Etappen des „geflügelten Löwen“ auf seiner Wanderschaft nach der Levante. Die Beschaffenheit der Luft und des Bodens lassen das alte Phäakenland zum klimatischen Curort vorzüglich geeignet erscheinen. Bis jetzt wird es hauptsächlich nur von Kaufleuten aus Alexandrien aufgesucht, die

den egyptischen Hochsommer fliehen; der gute Schutz, dessen sich die Insel gegen die Nordwinde erfreut, macht sie aber auch zu einem besonders milden Winteraufenthalt. Wenn sie bisher nicht schon eine siegreiche Nebenbuhlerin Nizza's geworden ist und wenn die Damen von der Newa ihre Blutarmuth und Hysterie nicht auf Corcyra's grüne Gestade schleppen, so mag das wol hauptsächlich an den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen liegen.

Als ich Corfu zuletzt besuchte — es war im Jahre 1858 — schimmerten durch die Schießlöcher der nunmehr theilweise abgetragenen Festungswerke noch die Rothröcke Albions, wehte von seinen Wällen noch das Leopardenbanner. Damals beherrschte dieses noch ausschließlich die Meere, wie ehedem die Flagge des geflügelten Löwen. Seit jener Epoche hat sich der Zug unserer Zeit, der dem Emporragen, dem Ueberwiegen des Individuums über die Gemeinschaft mißgünstig ist (und Staaten sind Individuen in der Völkerfamilie), immer deutlicher zum Ausdrucke emporgerungen und das Leopardenbanner herrscht zwar immer noch auf dem Meere, aber nicht mehr allein und nur unter dem stillschweigenden Zugeständniß, seine Herrschaft nicht einseitig zur Geltung bringen zu wollen. In Gibraltar und Malta weht die englische Flagge noch immer, in Corfu, dem Schlüssel der Adria, nicht mehr. Corfu hat dadurch vorerst in mancher Beziehung Einbuße erlitten. Die reichlich in Umlauf gesetzten englischen Guineen gaben dem Eiland einen übernormalen Wohlstand. Britischer Comfort und europäische Sitten erhöhten nach verschiedenen Richtungen hin die Annehmlichkeit des Aufenthaltes; die Erscheinung lieblicher Ladies und stattlicher Gentlemen lieh der südländischen Physiognomie der Stadt ein abendländisches Kulturgepräge.

Seit dem Abzuge der Engländer ist das Alles weggewischt; auch sonst soll ein starker Rückschlag eingetreten sein. Die Eingebornen, verwöhnt durch den leichten Verdienst, sahen plötzlich die ergiebigen Erwerbsquellen versiegen, und erst in jüngster Zeit sollen sie sich aufgerafft haben, um durch eigene Arbeit den Verlust theilweise einzubringen.

Als wir, in den Hafen lenkend, vor die Citadelle gelangten, die sich höchst pittoresk auf einem in das Meer hinausspringenden Felsen erhebt, flog an unserm Mast die berüchtigte gelbe Pestflagge auf. Der Dampfer mußte sich hierauf nach Vollzug der vorgeschriebenen Formalitäten zu dem Felsen hin begeben, auf dem sich das Lazareth befindet. Dort hatten die ausgeschifften Reisenden die Quarantaine zu bestehen. Das Lazareth ist ein Magazin, in dessen unwirthlichen Räumen der Reisende außer den Unannehmlichkeiten einer elftägigen Haft vor sonstigen Häftlingen nichts voraus hat, als daß er für seine Haft noch Taxen zahlen muß. Von der Quarantaine wurden uns Deckreisende angekündigt. Bald langten sie beim Dampfer an, in fünf große Boote zusammengepfercht. Es waren Mahomedaner und Rajahs aus den gegenübergelegenen Gebirgsgegenden des Epirus, die auszogen, um am Goldnen Horn ihr Glück zu versuchen. In Lumpen gehüllt, Fetzen ihre ganze Habe, zogen sie heran, wol an die hundert Köpfe, Greise, Männer, Kinder und Weiber. Albanesische Hammelschlächter, epirotische Kleinhändler, Montenegriner, die sich als Gemüsegärtner zu verdingen gedenken, und Andere, deren höchster Ehrgeiz dahin zielt, als Handlanger eine Brodkrume zu verdienen, die ihnen der heimathliche Steinboden verweigert. Die Bewaffneten wurden entwaffnet und die verwetterten Züge der Mehrzahl dieser Jünger der „Vendetta" ließen

diese Maßregel weder als unnütz noch als Chicane erscheinen. Die langen albanesischen Flinten mit den kurzen, geschweiften Kolben, die silberbeschlagenen Pistolen und die korallenbesetzten Handschare waren in ihrem Besitz die einzigen werthvollen Gegenstände, die einzigen, die nicht in den Kehricht gehört hätten. Binnen Kurzem war der Schwarm mit einer gewissen Planmäßigkeit im Durcheinander auf dem mittlern Deck eingerichtet; ein durchlöcherter, abgeschabter Teppich zum Lager, der Sack mit den armseligen Habseligkeiten zum Kissen, der halbvermoderte Schafspelz zur Decke — und das Nachtlager jedes Einzelnen war bestellt. In einem zweiten Sack waren die nöthigen Lebensmittel für einige Tage aufbewahrt, Brod, etwas Schafskäse, einige Oliven und Tabak. Was brauchten sie mehr, um guter Dinge zu sein? Und sie waren guter Dinge.

Bis spät in die Nacht hörte ich sie ihre volksthümlichen Weisen dem goldenen Vollmond entgegensummen. Bei Tage rauchten sie oder spielten Karten oder schliefen; Einige von ihnen schliefen immer.

Gegen Abend verließen wir die Gestade der Insel, die in den Tagen des Odysseus dreizehn Könige, von keiner Großstaatereisucht angekränkelt, beherrschten und die jetzt ein neuhellenischer Präfect verwaltet, den starren Blick sehnsüchtig nach dem weißen Creta gerichtet. Wir fuhren an den Inseln Paxos und Antipaxos und mit sinkender Sonne an Leukadia vorbei. Purpurn glänzt der äußerste Felsvorsprung dieses Eilands, purpurne Feuer strahlt der Wasserspiegel wieder. — Der Fels heißt: „Sprung der Sappho!"

Des Nachts bei hellem Vollmondlicht fuhren wir durch die schmale Wasserstraße zwischen Ithaka und Kephalonia. Stumm und todt liegt die Berg-Insel, wo Odysseus ge-

herrscht, Penelope geharrt und die Homer verewigt hat, für so lange Zeit verewigt, als unsere Kultur besteht. Das Mondlicht bleicht die Schatten der Klüfte, beglänzt geisterhaft die Steine, Grabsteine einer längst versunkenen Welt. Heiter sinnliche Welt, wo Götter als Menschen empfanden!

Das gegenüber gelegene Kephalonia soll sich eines Tages vor den Augen „des göttlichen Dulders" Odysseus aus dem Schaum des Meeres erhoben haben. Das Eiland, das Zeus dem Reich des Neptun entrissen, um es seiner Tochter Gäa als Geschenk anzubieten, dürfte seine Entstehung, ähnlich der Insel St. Giorgio, die vor einigen Jahren bei Santorin aus dem Meere erstand, einer vulcanischen Bewegung verdanken. Im Goldlicht des Morgens grüßt uns das heitere „Arkadia" — bald hierauf erblicken wir die Mauern von Navarin.

Welch unvermittelt jäher Uebergang! Kaum daß wir unsere Phantasie in die friedeathmende Schäferwelt der formreinen Antike sich versenken ließen, kaum daß wir träumend in den rosigen Bildern schwelgten, die an diesen zauberhaft klingenden Namen „Arkadia" anknüpfen, in den Bildern, die wir unseren ideal schaffenden Meistern danken — Navarin! Ein rauchendes Bild aus der Geschichte unserer jüngsten Vergangenheit. Ganz Europa ist von einem Taumel ergriffen, wie zur Zeit der Kreuzzüge — doch nicht allein die Religion predigt den Kreuzzug — sondern auch die Universität! Nicht blos die Menschlichkeit, sondern auch die Bildung! Es gilt nicht allein im Namen des Kreuzes, nein es gilt auch im flammenden Namen Homer's, Sophokles' und Demosthenes, im Namen Athens und der Thermopylen Hellas von der Herrschaft des Halbmonds, Griechenland von den Schrecken des tartarischen Krummsäbels zu

erretten. Ganz Europa flammt auf in Enthusiasmus und Byron leiht Lyra und Schwert der heiligen Sache der Griechen.

Navarin! Im Hafen eingeengt ficht die türkisch-egyptische Flotte den fruchtlosen Verzweiflungskampf. Hoch zum Himmel empor schlägt die Lohe von 20 Schiffen — dort folgt ihr mit Donnergekrach die Capoudana — englische und französische Feuerschlünde schleudern Tod und Verderben auf die osmanischen Wracks — kein Entrinnen als in der Fluth, keine Rettung, als auf dem Grunde des Meeres. — Der Staatsmann an der Newa mochte sich lächelnd die Hände reiben, als der abendländische Enthusiasmus, der selbst die vorsichtigen Cabinette im Taumel mitgerissen, ihm so gut, so gefügig zu dienen sich hergab. Er wußte nichts von Enthusiasmus, aber er wußte gut, aus welchem Holz die Nachkommen des Alcibiades geschnitzt waren; ihm war bekannt, was hinter der „heiligen Sache Griechenlands" zu suchen sei; er sah mit scharfen Brillen, die kein Taumel trübte, daß Sultan Mahmud jetzt die letzte Handhabe verloren, die Verlassenschaft seines Oheims Selim III. unbehindert fortzusetzen.

Navarin hat den kühnen Reformator getödtet, sein Reich geschwächt und gemindert — die Ausführung seiner Entwürfe vertagt und erschwert und ein Königreich geschaffen, an dem die abendländische Kultur bis jetzt nur wenig Freude erlebt hat. Und doch! Wer wagte es, den jugendlichen Taumel des romantischen Europas zu verdammen? Europa hat im guten Glauben gehandelt, als es einem mächtigen, unwiderstehlichen Zuge gefolgt war und das nicht erreichte Ziel kann die Reinheit des Strebens nicht schwärzen, nicht anklagen.

Doch unser Dampfer eilt. Wir haben seither eine beträchtliche Strecke zurückgelegt. Die gelben Thürme von Mondono, gleichfalls venezianische Ruinen, schimmern goldig von der verbrannten, öden Küste Griechenlands herüber.

Bald wechselt die Fluth ihre Türkisenfarbe für die dunkleren Jaspistöne, die Brise weht schärfer, eindringlicher, der klare Wasserspiegel wellt sich und leichte Wogen werfen ihre Krystallperlen flimmernd der heitern Sonne entgegen. Die Brandung bricht sich schäumend an einem kahlen Riff. Eine alte Möve netzt im weißen Gischt kreischend ihre Schwingen.

Wir umschiffen das Cap Matapan, die südlichste Spitze des europäischen Festlandes, das Versteck ewiger Stürme. Wie ein blanker Silberschild, über den allmälig ein Gazeschleier gezogen wird, bleicht die Adria hinter uns; wir schwimmen im mittelländischen Meer. Für unsere Geschichte ein zeichenvolles, namenreiches Meer. Das Meer der Meere der classischen Welt, wie Rom die Stadt der Städte war!

Wir hatten während der ganzen Fahrt eine ausnehmend günstige Witterung und ich erinnere mich nicht, die volle Schönheit der Meeresstille je so rein genossen zu haben wie diesmal. Ein Sonnenaufgang im Hochgebirge, namentlich in Gletschergegenden, sieht sich gewiß noch farbengesättigter, malerischer an, als in offener See. Den Sonnenuntergang aber, der auf weite Entfernungen Luft und Wasser mit den wärmsten Irisfarbentönen durchleuchtet oder den Vollmond, den man erst blutroth aus der dunkelnden Fluth emportauchen und dann im Aufsteigen eine Riesenstraße von zitterndem Goldschein über die dunkelnde Wasserfläche breiten sieht, während im Westen das Violett der Nacht noch mit dem

Purpur des scheidenden Tagesgestirnes ringt, muß man im weiten Raum, wo die zwei Elemente Luft und Wasser durch keinerlei Contouren eingeengt erscheinen, gesehen haben, um die ganze Prachtentfaltung solcher Erscheinungen zu verstehen. — Da erscheint Alles groß, mächtig, unendlich.

Die Luft war heiß; eine wahre Sommertemperatur.

Hätte uns nicht der Kalender eines Andern belehrt, wir konnten uns in Julitage zurückversetzt wähnen. Die Reisegesellschaft suchte während der Tagesstunden Kühlung unter dem Leinwanddach des Hinterdecks. Nur die zwei Amerikaner ließen sich in freier Sonne rösten. Sie lagen in Wolldecken gehüllt auf der Staffel des hintern Steuerrades, die Füße zur größern Bequemlichkeit im rechten Winkel auf das Bordgelände gelegt.

Die eine der jungen Armenierinnen ließ ihre Sticknadel über das erste Fünftel des vor vier Monaten in Franzensbad begonnenen Pantoffels gleiten; die Wechslerfrau saß in stummer Unterhaltung mit den Bernsteinperlen ihres Rosenkranzes; der Engländer schleppte seine Bibliothek von pocket books Treppe auf, Treppe ab und seine Lady schrieb jeden Tag mehrere Stunden hindurch an der ersten Zeile eines Briefes, der wahrscheinlich die Reise-Eindrücke des ersten Honigmonats wiederzugeben berufen war. Der Triestiner spielte Dame und der zweite Capitän girrte, wo es nur immer anging, um dessen Töchterlein, deren Thurmchignon seit der Abfahrt von Triest mit jedem Tage eine sichtlich größere Anziehungskraft auf den wackern Istrianer zu üben schien. Wir umschiffen endlich das Cap Malea oder St. Angelo und streifen so dicht daran vorbei, daß wir mit freiem Auge — den berühmten Eremiten ausnehmen können, der seit 35 Jahren auf diesem Felsen haust. Er saß auf

einem Steinblock vor seiner Klause und starrte in die weite See hinaus. Unseres Dampfers hatte der Vertraute der Einsamkeit nicht acht. Kein Busch, kein Grashalm schattirte das ausgewetterte Gestein um die Klause, die durch die schroff abfallende Felswand von jedem Verkehr mit dem Innern abgeschnitten erscheint. Segelschiffe, die am Cap vorübersegeln, lassen für den Mann Gottes und der Askese Lebensmittel zurück, damit er Fürbitte thue für ihre glückliche Fahrt.

Unser nächstes Ziel war Syra oder Hermopolis auf der gleichnamigen hellenischen Insel, der kahlsten unter den Felsinseln des Archipels. Die Erde wird von anderwärts als Schiffsladung nach Syra gebracht und dort verkauft.

Die Hafenstadt erhebt sich amphitheatralisch. Augenverletzend weiße Steinmassen auf einem gelben, verbrannten Hintergrund! Die kleine Stadt, bedeutend als griechischer Handelsplatz, hat sich in den letzten Jahren sehr entwickelt; ihre oberste Spitze nimmt das Katholikenviertel ein, das von den anderen Quartieren durch einen unbebauten Zwischenraum streng gesondert ist. Die „orthodoxe Intoleranz" der Neuhellenen steht keinem andern Fanatismus nach und die „skilo frankos" (fränkischen Hunde) wurden kaum besser behandelt, als je der Giaur in der benachbarten Türkei.

Syra war zur Zeit des letzten kretensischen Aufstandes ein Hauptquartier der hellenischen Freischärler.

Die Quarantaine für Syra wird auf dem wüsten Felsen-Eiland Delos abgehalten. Die Ausgeschifften dürfen dort gegen Entrichtung der Taxen unter dem schönen Himmel Griechenlands campiren; da die Errichtung eines Lazareths Geld kostet, fehlt es natürlich gänzlich und den Bemittelten unter den Ausgesetzten werden auf Verlangen und für

schweres Geld Zelte vermiethet. Im Uebrigen mögen sie sich abfinden, wie sie können. Von Syra bekamen wir gleichfalls Deckpassagiere an Bord. Darunter waren zwei Eingeborne, die jedem Maler-Atelier als werthvolle Modelle gedient hätten. Der wetterleuchtende Blick, die dunkelgefärbte Haut, die geierschnabelartige Nase, der struppige Vollbart, die krausen schwarzen Haare, darüber das sackartig nach rückwärts hängende Fez vereinten sich in jedem Einzelnen zum prachtvollsten Piratentypus; den Aelteren kleidete die orientalische Weste in stark verblichenem Roth, eine unbescheiden faltige Pluderhose und ein dem Schnitt nach allenfalls in einer italienischen Trödelbude gekaufter, aber wohlverstanden nicht von ihm selber gekaufter Ueberrock; der Andere hatte eine Seemannsjacke aus gelblichem Lodenstoff über die Schultern hängen. Aus der Ueberrocktasche des Einen lugte der Hals einer großen Branntweinflasche, aus der Westentasche des Andern ein abgegriffenes Spiel Karten. Bei Jedem der Beiden hätte eine genaue Untersuchung das verleugnete Messer entdecken lassen.

Mit hereinbrechender Nacht konnte der Dampfer endlich die Anker lichten. Die bisher seit Triest ununterbrochene Windstille war einem scharfen Windhauch gewichen, der durch die Raen pfiff und den meisten Reisenden den Aufenthalt auf dem Verdeck verleidete. Den Majordomo sah ich dämonisch heiter lächeln. Er war bisher übler Laune, denn er hatte an uns schlechte Geschäfte gemacht: der Tisch war bei den Mahlzeiten immer vollständig besetzt gewesen.

In den Dardanellen.

Bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Syra blies der Wind conträr. Die Bewegung der See jedoch stand in keinem Verhältniß zu seiner Heftigkeit; der Dampfer schwankte unmerklich. „Wir sind noch durch die Inseln geschützt; sobald wir in die offene See gelangen, werden wir tanzen," lautet der wenig tröstliche Orakelspruch des Schiffsarztes. Er bleibt nicht wirkungslos. Bei der Hauptmahlzeit stockt das Rundgespräch in bedeutsamer Weise. Die Damen werden, ohne es zu wollen, einsilbig und langen bei jedem Gericht nach Citronen. Das Klirren der Fensterscheiben und der Teller unterbricht vordringlich die lautlosen Pausen und der Majordomo schaut immer vergnügter drein; er mag berechnen, wie viele Gäste bei dem nächsten Mahle fehlen werden und um wie viel geringer das Speisenausmaß zu seinem Vortheil zu bestimmen sei. Die Amerikaner rüsten sich gegen die drohende Seekrankheit durch starke Ladungen von Cognac. Die jüngste Armenierin flüstert ihrer Mutter beständig zu: „Wir werden untergehen."

Wir durchfahren die enge Wasserstraße zwischen den beiden Cykladen „Tinos" und „Andros" und stechen in offene See. Der Wind bläst frisch und unvermindert drauf los; das Meer und der Dampfer aber verhalten sich wie

früher. Ich will hoffen, daß der Doctor besser in der Diagnose, als in Meteorologie bewandert ist. „Ein Landwind; sein Pfeifen hat uns nichts an," meint der Capitän. „Wir werden dabei besser schlafen." Ein dankbarer Blick der Triestinerin mit dem Pagenschnurrbärtchen belohnt ihn für die beruhigende Versicherung. Die armenische Jungfrau aber raunt ihrer Mutter noch einigemale, wenn auch mit festerer Stimme, zu: „Wir werden untergehen." Beim Abendthee fehlt Niemand als der eine Amerikaner mit dem weißen Flanellpaletot. Er lag trotz und sammt dem Präventiv-Cognac in seiner Cabine — seekrank. Auf der Stirne des Majordomo lagerte wieder das frühere Wölkchen.

Der Capitän hatte Recht behalten; wir schliefen sammt und sonders den Schlaf des Gerechten. Ich wünsche dafür dem wackern Schiffslenker, daß der Schlaf der Triestinerin nicht so tief gewesen sei, um sie verhindert zu haben, von der bebordeten Capitänsmütze mit dem Lloydzeichen zu träumen.

Als ich mit nächstem Morgen das Deck betrat, glänzte mir im Strahl der Frühsonne „Tenedos" entgegen; zur Rechten blaute die Küste der „Troade". Tenedos, wohin sich die Griechen nach fruchtlosen Stürmen auf Ilion zurückgezogen, das unheilvolle Pferdgebilde auf dem gegenüberliegenden Strande zurücklassend; ein letzter Trumpf ihrer List. Wehe dir, du bethörtes, dem Verderben geweihtes Troja!

Heil dir, von den Göttern gesegnetes Ilion! Der Verrath und die Flammen haben dich in einer Nacht von der Erde vertilgt — doch du stehst herrlich vor unseren Blicken noch nach Jahrtausenden. Du bist gefallen, Troja, um für immer zu bestehen. Auch Ninive und Babel sind

gefallen und der Pflug ist über sie hinweggegangen und hat nichts gelassen, als ihre todten Namen. Dank dem Genius Homer's, Troja, bist du begünstigter als sie.

Wir sehen sie belebt, die Küste, wo der männermordende Kampf getobt; wir sehen die Riesentragödie, wo Städte als Handelnde auftreten und Völker die Chöre bilden, vor unseren Augen sich entrollen. An der Hand Homer's richtet unsere Phantasie die Zinnen Ilions immer wieder von Neuem auf. Wir hören die warnende Stimme der Seherin Cassandra unbeachtet verhallen, damals, wie so oft — ja fast immer seither. Vor uns tagt der Rath der griechischen Könige. Wir sehen vor uns Nestor, Ulysses, Achilles, Patroklus erstehen und lauschen athemlos dem Waffengeklirr und den Hörnerrufen von jenem bleichen Gestade und verfolgen bebend das verhängnißvolle Rollen der ehernen Würfel! — Aermste Hekuba! Beklagenswerther Priamos!

Heil dir, Ilion!

Mag die kühle Kritik immerhin die trojanischen und griechischen Helden in das Reich der Mythe verweisen, für uns haben sie gelebt, für uns leben sie noch durch die Macht der Dichtung, wie Homer sie gebildet. Die Gebilde der Kunst haben ihre Wirklichkeit, eine besondere, unantastbare, geweihte Wirklichkeit, und die schärfste Beweisführung der Geschichte bleibt ohnmächtig vor der Schöpferkraft des Genius. Jene wendet sich an unsern Verstand, an unser nüchternes Urtheil, indeß diese unser ganzes Wesen überzeugt, erfüllt. Wer von uns hat nicht mit Priamus gebangt, mit Hekuba und Andromache geweint und über Hektor getrauert?

Doch die Troade liegt hinter uns. — Blicken wir vor! Für uns ist die Fahrt längs diesen Küsten ein beständiges

Blättern in der Vergangenheit, ein beständiges Erneuern unserer Jugendempfindungen.

Auf Tenedos erhebt sich das erste ottomanische Befestigungswerk. Der angrenzende Ort ist aus Holz gebaut. Zwei weiße Minarete überragen die braune Häuserheerde; wir fahren in ottomanischem Gewässer. So weit das Auge reicht, entdecken wir auf Tenedos keine Pflanzung, keinen Weinberg mit jenen Reben, aus denen der gerühmte Wein gepreßt wird. All diese Inseln bergen ihre Oasen tief im Innern, hinter dem schützenden Steingürtel der Küstenanhöhen. Wir sind im Hellespont! Rechts lassen wir Chersonnes, wo einst Miltiades, der Sieger von Marathon, geherrscht. Zu beiden Seiten der Meerenge folgen Schlösser nnd Erdschanzen in kurzen Zwischenräumen. Die Schlösser wurden zumeist nach den Entwürfen und Anordnungen des bekannten Generals Baron Toth erbaut. Die Erdbefestigungen, die gegenwärtig allein einen Werth für die Vertheidigung haben mögen, sind neuesten Datums.

Im Hellespont nimmt die Bodenbeschaffenheit der europäischen Küste einen andern Charakter an; die Anhöhen sind mit niederm Gebüsch bedeckt und der Grund ist Thonerde. Die bekannten Töpferarbeiten der Dardanellen werden aus diesem Thon gedreht. Bald gelangen wir zu den beiden „sogenannten" Dardanellenschlössern. Jenes auf dem europäischen Ufer wurde auf besonderen Wunsch eines Sultans in der Form seiner Thura (kaiserlichen Namenszeichnung) erbaut. Es ist Kilid Kalessi (Thorschloßburg). Gegenüber liegt Stadt und Schloß Kavak Kalessi (Schüsselburg), von den Europäern „Dardanellen" genannt. Sie ist gewissermaßen die Hauptstadt der Meerenge. Vor einigen Jahren durch eine Feuersbrunst bis auf den Grund zerstört, ist sie

nunmehr, gegen die Seeseite zu, vollkommen neu aufgebaut und gewährt durch ihre freundlichen Bauten, aus denen sich das englische Consulatsgebäude palastartig hervorhebt, einen sehr wohnlichen Anblick.

Eine Kameelkarawane zieht bedächtig längs des Ufers hin. Wir haben Asien vor uns.

In einer Bucht, von der Stadt etwa eine Viertelstunde entfernt gelegen, sollten wir unsere sechstägige Quarantainehaft abbüßen. Die Deckreisenden wurden ausgeschifft und im Lazareth untergebracht. Dasselbe ist ein geräumiges, ebenerdiges Gebäude, dessen Fenster und Thüren nach dem innern, verwahrlosten Hofraum gehen. Ein verkrüppelter Feigenbaum ist der einzige Schattenspender in dieser Wüste. Die Gemächer bieten nichts als nackte Wände und den kahlen Fußboden, was die eingebornen Reisenden, die stets ihr Lager mit sich schleppen, nicht hindert, sich nach Bedarf darin einzuwohnen. Der Bakal verkauft ihnen aus seinem vergitterten Laden Alles, was sie benöthigen, Weintrauben, Brod, gedörrte Fische, Oliven und Käse.

Die Reisenden erster Classe, weniger gewohnt, auf den Dielen zu schlafen und es sich an den genannten frugalen Gerichten genügen zu lassen, zogen es vor, Quarantaine an Bord des Dampfers zu halten, wozu die rücksichtsvolle Lloyd-Gesellschaft die Erlaubniß ertheilt hatte.

Nun beginnt für uns auf dem stillgewordenen Schiff ein Stillleben in des Wortes strengster Bedeutung. Die Speisestunden allein bringen einige Abwechslung in die beschauliche Gleichförmigkeit unseres Daseins; aber die Stunden von der Frühmahlzeit (10 Uhr Morgens) bis zur Hauptmahlzeit (5 Uhr Abends) schleichen über den Häuptern der Gefangenen mit bleierner Schwere hinweg. Um uns auf

dem Wasser zwar fehlt es nicht an Bewegung; mancher Rauchfang zieht seine Rauchspiralen durch die Meerenge, manches Segel, stolz geschwellt, durchfurcht vor unseren Blicken majestätisch wie ein Riesenschwan die blaue Fluth; wir aber blieben starr, unbeweglich vor Anker. Die Möven, alte und junge, die in Schwärmen und mit klagendem Gepipse um unsern Dampfer kreisen, und die Seeschnepfen, schlangenartige Fische, die massenhaft um denselben herumschwimmen, sind unsere einzigen Besucher. Kein Laut tönt aber vom öden Ufer herüber. Nur wenn sich die Nacht niedersenkt, wenn im Westen die schwarzen Contouren der Hügelkette sich scharf auf dem schwefelgelben Horizont zeichnen, wird es da drüben laut, wird die heilige Sabbathstille der orientalischen Nacht unterbrochen; das ungeduldige Grauchen des Quarantaine-Arztes schreit nach Futter, sein melancholisches Röhren unterbricht die Stille.

Die Reisegesellschaft kämpft zwei Tage mit immer mehr und mehr zu Tage tretendem Nachtheile gegen das Uebergewicht der Einförmigkeit; in der Mitte des dritten Tages ist die Niederlage offen eingestanden; eine stumpfe Abspannung bemächtigt sich der Gemüther. Die Schiffsoffiziere und der Triestiner spielen Karten, d. h. sie streiten mit den Karten in der Hand. Vielleicht streiten sie auch nicht, aber es klingt wenigstens danach: Südländer scheinen immer zu streiten, wenn sie sich unterhalten. Der zweite „Capitano“ kommt am schlimmsten dabei weg. Er muß dem Papa im Kartenspiel Stand halten, indeß „la madamigella“ syrenenartig zu ihm – herübergähnt. Ihr Thurmchignon hat an phantastischem Gewirre gewonnen, was er an Majestät eingebüßt. Der Amerikaner im weißen Flanellpaletot, von der Seekrankheit wieder hergestellt, röstet sich nicht mehr in der Sonne;

er ruht auf einem Sopha im Salon und stützt seine Füße anmuthig auf den Tisch. Das Pflaster, das ihm der Schiffsmedicus sehr kunstfertig auf die Nase geheftet hat, zeugt von einem Sonnenstich, der seinen freien, republikanischen Gesichtsvorsprung betroffen. Er ist darob wüthend. So viel ich aus seinem dumpfen Grollen entnehmen konnte — er öffnet nämlich selbst beim Fluchen nicht die Zähne, geschweige denn die Lippen — dürfte er nichts Geringeres planen, als durch den Gesandten der Union Genugthuung und Entschädigung für seine von der ottomanischen Sonne afrikanisirte Nase zu verlangen. Die jugendliche Armenierin ist bemüht, denn doch mit der Stickerei des ersten Fünftels an ihrem Pantoffel zu Stande zu kommen. Die Lady schreibt immerfort und ist auch glücklich auf die zweite Seite ihrer Epistel gelangt. Freilich sind dabei bereits drei Federstiele unter ihren weißen Zähnen zerfasert worden. Ihr Gatte schreibt Bände voll und wiederholt die Lesung seiner pocket books. Die wenigste Langeweile dürfte drei Personen geplagt haben: den Wächter, den uns die Quarantaine beigegeben, einen alten beturbanten Moslim, der, seine Wasserpfeife in der Hand und Opium kauend, hinter dem Radkasten hockt; die armenische Matrone, die tagsüber in einer Ecke des Schiffssalons kauert und die stumme Unterhaltung mit ihrem Rosenkranz fortspinnt, also ganz derselben Beschäftigung obliegt wie zu Hause — und endlich meine Wenigkeit, der alle Uebrigen Modell stehen müssen.

Daß die Langeweile eine wirkliche Krankheit sei und zwar nicht blos eine Krankheit der Seele, sondern auch des Körpers, eine Krankheit, die den Speisen das Salz und dem Schlummer den Mohn nimmt, das wurde mir diesmal an meinen Reisegefährten recht anschaulich gemacht. Die Schlaf-

beflissensten unter ihnen gaben endlich ihr Nachmittags-schläfchen auf, die unternehmendsten Tischgenossen ließen zuletzt die Gerichte unberührt und der Majordomo war in der angenehmen Lage, seine geschäftlichen Erfahrungen dahin zu bereichern, daß er bei einem absoluten Stillstand seine Rechnung ebensowohl finde, als bei einem „colpo di mare."

Die Bucht, in der wir vor Anker lagen, war nicht ohne Reiz, und der Poet konnte sich umsomehr in den Genuß der gebotenen Naturschönheiten versenken, als seine Einbildungskraft berechtigt ist, bei den beiden Schlössern, deren Feuerschlünde sich dort entgegenglotzen, Sestos und Abydos erstehen zu lassen und das reizendste Liebesgedicht der Antike an Ort und Stelle durchzuträumen. Den ersten Abend gelang es mir auch. Die Erinnerung an eine liebliche Bühnen-Hero kam mir dabei vortrefflich zu statten, und was Leander betrifft, so that ein Bischen eigene Gestaltungskraft ein Uebriges. Das rothe Hafensignal, das seinen Widerschein in der Fluth hatte, von welcher unser Meister singt:

— — — — — —

„Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht."

diese stimmungmehrende Flamme brannte auch zu rechter Zeit und auf dem rechten Ort, und die reichbestirnte Nacht ließ sich so wonnig an, und das Meer phosphorescirte so süß verlockend, und der etwas beschädigte Vollmond stellte sich auch noch ein — aber das Alles war nur am ersten Abend so, dann sah ich das Hafensignal nur mehr in seiner prosaischen Nützlichkeitsbedeutung und berechnete jeden Abend, wie oft ich es nun noch würde leuchten sehen müssen.

Endlich kroch der sechste Tag heran und verging unter

den Abfahrtsvorbereitungen, die den stummen, regungslosen Dampfer wieder zum Leben, zur Bewegung riefen. Freundliches Wölkchen, das aus dem Rauchfang in die Brise hinausringelt, sei gegrüßt! Die verhängnißvolle gelbe Flagge sinkt vom Mast, wir sind der Gesellschaft wiedergegeben. Die Niedergeschlagenheit der Reisenden weicht vor diesem verheißungsvollen Zeichen. Der Amerikaner ist mit seinen gesammten Plaids auf das Bugspriet übergesiedelt und liegt dort, die Füße hoch auf die Raen gestützt. Ein großer Strohhut, mit einem Turban umwunden, schützt diesmal seine Nase. Die Armenierin hat Pantoffel und Sticknadeln eingepackt und trägt sich auf dem Verdeck hin und her. Die madamigella läßt sich vom Capitän die Schiffsbestandtheile erläutern, Mylady schließt den unbeendigten Brief in ihre Mappe und verflicht sich sogar in ein Gespräch mit mir, natürlich über das Wetter. Ein allgemeines Lächeln verdrängt das allgemeine Gähnen. Der Anker ist gelichtet. Wir biegen um das Fort Nagara und setzen unsere Fahrt durch die Meerenge fort. Wenn wir bisher auf der ganzen Fahrt nur felsige Küsten und kahle Berge zu Gesicht bekamen, so bietet uns das kleinasiatische Ufer hingegen nur bewaldete Höhen und einen fruchtbaren, wenn auch gänzlich brach liegenden Boden. Wie viele Hände könnten bei geringer Mühe in diesen Gegenden, wo die Nähe des Meeres den Absatz erleichtert, reichlichen Unterhalt und Verdienst finden! Sie brauchten blos zu säen, um zu ernten.

Vor Sonnenuntergang fahren wir an Gallipoli vorbei, einst das Hauptquartier des Capudan Pascha und Stelldichein für die ottomanische Flotte vor See-Unternehmungen. Bei Gallipoli setzten die Ottomanen zuerst von Asien nach Europa über. Gallipoli gegenüber auf dem asiatischen Ufer liegt

Lamsaki, wegen seines schon im Alterthume geschätzten Weines bekannt. Mit einbrechender Dunkelheit fahren wir in das Marmara-Meer, den Propontus der Alten, ein. Die Reisenden suchen bald nach dem Thee ihre Cabinen auf; es gilt, morgen vor Tagesanbruch auf den Füßen zu sein, um die Einfahrt in das Goldene Horn nicht zu versäumen.

Am Goldenen Horn.

Der plötzliche Stillstand des Dampfers und ein heftiges Tosen des ausströmenden Dampfes scheuchen mich aus einem unvollendeten Traum empor und aus der Cabine auf's Verdeck. Wir waren am Reiseziel. Vorderhand mußte ich es mir freilich an dem Bewußtsein genügen lassen, denn ein dichter Frühnebel lagerte über Hafen und Stadt. Rechts auf dem blaßgoldenen Hintergrund zeichnen sich mälig die dunklen Umrisse der Selimie (Kaserne Selim des Dritten) mit ihren vier Thürmen, einige Minarete und Parasolpinien auf asiatischer Erde. Endlich tauchen links aus dem rosig durchhauchten Grau in grauen Linien die Thürme, Kuppeln und Pyramidal-Cypressen der Serailspitze hervor. Bald glänzt der östliche Horizont in wärmeren Tinten, der Nebelvorhang lüftet sich hie und da, das Bild entrollt sich stückweise vor unseren Blicken, ein Bild, wie keines Dichters Phantasie es schöner entwerfen, keines Künstlers Hand es farbenprächtiger ausführen könnte.

Ein eigenthümliches, überwältigendes Panorama! Um das kolossale Hafenbecken erheben sich über Mastenwäldern auf drei Hauptanhöhen terrassenförmig, in alle Farbentöne der Palette getaucht, unabsehbare Häusermassen. Die Kuppelform, mitunter in gewaltigen Bogen gewölbt, herrscht auf der einen Seite, das ist im eigentlichen Stambul, vor. Hundert und hundert Minarete mildern ihre ernste Majestät, befreien ihre massige Gebundenheit. Diese Minarete sind die letzten charakteristischen Pinselstriche an dem herrlichen Bilde. Das schlanke, frei zum Himmel emporspringende Minaret ist aus dem eigensten Wesen des Islam hervorgegangen als ein in Stein geschriebenes Bekenntniß der Einheit Gottes, als Botschaft eines Glaubens, der keine inneren Kämpfe, keine Zweifel, keinen Rückhalt kennt. Der gothische Dom scheint aus dem qualvollen Ringen einer geängsteten Seele zu erstehen, die im Kampf mit den Dämonen der Erde, mit den Anfechtungen des Fleisches, nach der Harmonie des Jenseits strebt. Die islamitische Moschee ersteht aus der unangefochtenen Harmonie einer blind gläubigen Seele, eines Geistes, dem in der Ergebung die Lösung aller Widersprüche geworden ist, ohne daß er sie je versucht hat.

Der Morgen flammt um die Spitzen der Riesenstadt; die Sonne des Orients küßt den Schlummer von der Stirne der Cäsaren-Wittwe — sie erwacht.

Unser Dampfer ist sofort von einer Barkenflotte umschwärmt und sobald den Hafenförmlichkeiten genug gethan ward, von deren Führern erstürmt wie zum Schluß des dritten Actes in der „Afrikanerin" das Schiff von den dunkelhäutigen Wilden. Verdeck, Salon, Cabinen, kurz jeder Raum ist im Nu von ihnen überfluthet. In einem Chorus, der alle

Sprachen in sich begreift, welche dem babylonischen Thurmbau ihren Ursprung verdanken, werden die Opfer beredet, betäubt — gefangen. „Und gehst du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ — Den Amerikaner mit dem Heftpflaster auf der Nase, sehe ich gegen einen Haufen heißhungriger Griechen sich sträuben wie Don Juan gegen die Rachefurien der Hölle. Vergeblich. Seine Plaids schwingt bereits ein siegreicher Arm aus der Rotte. An jeden Reisenden kommt die Reihe; keiner wird übergangen. Ehe man zum Entschlusse gelangt, hat sich ein Andränger der Koffer, ein anderer der Person bemächtigt. Man kommt erst zum Bewußtsein wieder in der Barke mit den vom Schicksal begünstigten Reisendenfängern, unter dem Kreuzfeuer ihrer Scheltworte. Mir war es durch den ganzen Aufwand meiner List möglich geworden, von Diesem und Jenem meiner Reisegefährten flüchtig Abschied zu nehmen. Das strahlende Gesicht des capitano spiegelt das „a rivederci“ wieder, das ihm die Triestinerin zugeflüstert haben mochte. Die Armenierinnen laden mich ein, sie zu besuchen; die Angabe der Adresse verhallt im Tumult.

Nachdem ich Seereise, Quarantaine, Landung und Zollamt glücklich überstanden hatte, konnte ich daran denken, die Wohnung, die mir in einer Bosporvilla gastfreundlich angeboten worden, aufzusuchen. Der Weg führte mich durch Galata (fränkisches Handelsquartier) zur Brücke, wo die Bospordampfer landen. In Galata fand ich Alles beim Alten: In der Hauptgasse dieselben engbrüstigen Steinbauten neuester Entstehung, die ihren vorzeitigen Verfall an der Stirne tragen, während die zwingburgartigen massiven Hane der Genuesenzeit, die als mittelalterliche Baudenkmale jeder abendländischen Stadt zur Zierde gereichen würden, in den

Seitengäßchen versteckt sind, dieselben vorhanglosen Fenster mit den spinnenbedeckten Gittern und den blinden Fensterscheiben, die als Zeichen unwohnlicher Räume auf uns niederglotzen. Um mich wogte dasselbe Jahrmarkttreiben einer Menge, in welcher nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil anständig gekleidet erscheint. Mich umschwirrte derselbe sinnbetäubende Lärm, der den Geschäftsvierteln Konstantinopels eigen ist, wo jedes Verkaufsobject ausgerufen wird und wo jeder Ausrufer den Ausruf wohl zehnmal in einem Athem wiederholt und mit Trillern und Vocalschnörkeln ausschmückt. Ich glitt, wie sonst, auf dem schmutzigen Pflaster aus, das mir feucht entgegenschimmerte, obgleich es seit drei Wochen nicht geregnet hatte. Ich lief wie ehedem Gefahr, über die semmelfarben meist schäbigen Hunde zu stolpern, die ihr Standquartier um die Fleischbänke, Kleinkrämerladen und Garküchen aufschlagen; von Lasteselheerden, die mit Doppelkörben besattelt, mit Mehlsäcken oder mit blutigen Hammelfellen beladen, durch die enge Gasse drängen, niedergetreten oder von den Hamals trotz ihrem ohrenzerreißenden Katsch! (Flieh!) oder: Guarda! niedergerannt zu werden. Ich fand dasselbe Ineinanderweben aller Gestanksarten, die eine empfindliche Nase träumen, in einer bangen Stunde des Alpdrückens träumen kann. Eines war neu hinzugekommen: die tönenden Kindertrompeten der Tramwaykutscher, die in unaufhörlichen Fanfaren über die Köpfe des Menschenknäuels schmettern.

Auf der Brücke, die den Zustand des vollkommensten Provisoriums zur Schau trägt, weil die neue in Eisen auszuführende trotz Proceß und Protest von den Unternehmern noch immer nicht herbeigeschafft worden ist, fand ich dieselbe ungeheure Bewegung, dasselbe Ineinanderwogen von

Menschenmassen, dieselbe lebhafte Geschäftigkeit, aber auch dieselbe Hecke von zerlumpten Bettlern wieder, die in allen Idiomen, welche in den Strecken zwischen der Mauer des Reiches der Mitte und der Donau gesprochen werden, ihre Ansprüche an die Börse der Vorübergehenden geltend machen, dieselbe nervenerschütternde Ausstellung von verkrüppelten Gliedmaßen und Körperfragmenten, denen man sonst nur in den düstersten Nachtbildern eines Breughel begegnet.

Wehmüthig gedachte ich der obrigkeitlichen Anschlagetafeln in den Ortschaften des Salzkammergutes mit der Verwarnung „der Bettel ist bei Straffe verboten." (Man ersieht bereits aus der Orthographie, daß es sich hier um eine verdoppelte Strafe handelt.) Im freien Orient ist die Bettelei ein freies Gewerbe und man kann füglich behaupten, daß in Konstantinopel, wo die eine Hälfte der Bevölkerung vom Staate zehrt, zwei Fünftel der andern Hälfte vom Bettel, zwei Fünftel von namenlosen Speculationen und nur ein Fünftel von eigener selbständiger Arbeit lebt. In gewissen Stadttheilen wird man hier alle zwei Minuten angebettelt, das heißt angebettelt eigentlich nur von Christen, denn der Muselman bettelt nicht, sondern fordert, wie er empfängt, ohne zu danken. Seine anständigste Art, den „Tribut" einzufordern, ist, dem Betreffenden einen Zahnstocher, ein Ohrlöffelchen oder ein geheimnißvoll beschriebenes Stückchen Papier aufzudringen.

Nur der eingeborene Jude — es ist dies sehr bezeichnend — bettelt überhaupt nicht.

Kurz, Galata hat sich wenig oder gar nicht verändert.

Erst am Bosporus, an den bezaubernd schönen Gestaden des Bosporus, konnte ich mich von den entmuthigenden ersten Eindrücken der Ankunft erholen. Er ist auch derselbe

geblieben, diese Wonne der Ottomanen, diese Zierde der Welt. Und wie freundlich, sommerlich lachte er mir entgegen! Hatte ich nicht bereits vor vier Wochen am Traunsee meine Wintergarderobe gemustert? Jetzt spähe ich unter meinen Effecten nach den sommerlichsten Kleidungsstücken. Hinter mir ließ ich den frostigen Spätherbst des Nordens und über mir blaut der wolkenlose Himmel des Orients.

Im Spätherbst zeigt sich der Bosporus in seiner ganzen, vollen Schöne, der October ist für ihn ein stetiger Festtag. In dieser Jahreszeit lernt man an seinen Ufern die Eigenthümlichkeit des Stambuler Wesens ganz erfassen, ganz verstehen. Hier predigt Alles mit schmeichelnder Stimme Ergebung und verführt zu einem gewissen Sichgehenlassen; hier zwingt Alles Seele und Körper zu träumerischer Unthätigkeit, hier umweben die Eindrücke der Außenwelt beide und lullen sie in eine Art Dämmerleben, in einen Zustand wie Halbschlummer ein. — Die Denkkraft erlahmt, die Nerven erschlaffen. Ich, der ruhelos Hastige, immer Bewegungsbedürftige, kann hier Stunden hindurch auf einer Veranda ruhen und hinausstarren auf den hochgewölbten, azurblauen Himmel, auf die piniengekrönten Hügel mit den farbigen, freundlichen (Jali) Villen und auf die leicht gewellte Fluth, die Dampfer und Segel und Kähne durchfurchen, über welche Möven auf- und niederflattern und Schwärme jener Vögel (Kusch), welche die Seelen der Verstorbenen zum Paradiese hinübertragen, dahingleiten. Ich kann mich hier Stunden hindurch im Unbestimmten mit Behagen verlieren, ohne mir eines Gegenstandes oder meiner selbst mit eindringlicher Schärfe bewußt zu werden. Der energischen Arbeit des Gedankens, der Vertiefung, ja selbst dem Spiel der Phantasie ist diese Luft, dieser Fleck Erde nicht hold.

Wanderungen durch Konstantinopel.

I.

Stambul aus der Vogelschau.

Mein nächster Ausflug galt Stambul.

Wir haben daselbst den Feuerthurm im Seraskierat (Kriegsministerium) bestiegen. Hundertneunundsiebzig Stufen im Schneckengang. Von diesem Thurm verkündet gar oft, zu Zeiten täglich, das Alarmsignal nicht einen Haus- nein, einen Straßenbrand, ja die beginnende Einäscherung eines ganzen Stadttheils. Trotz dieser sich oft wiederholenden Verheerungen, sind die Orientalen bis jetzt bei den Holzbauten verblieben. Diese Vorliebe ist leicht erklärlich: Jeder muselmanische Familienvater, selbst der unbemitteltste, muß ein Haus für sich bewohnen und folglich, da Jeder nur für sich baut, besitzen. Holz ist das billigste Material, darum wird in Holz gebaut und darum zählt Stambul so viele und so viel hüttenähnliche Bauten. Die meisten Vornehmen haben kein anderes Vermögen als ihr Amt; ihre Bedürfnisse übersteigen fast immer ihre Einkünfte. Der Brauch, Standesrücksichten und die Lebensart zwingen sie, räumliche Häuser zu bewohnen und zwar in Konstantinopel deren zwei: ein Winterhotel in Stambul, ein Landhaus in gleichen Größenverhältnissen am Bosporus, und so bauen

sie ebenfalls in Holz. Ueberdies stimmte die Furcht vor den früher häufigen Erdbeben eben so sehr für die Holzbauten, als die Furcht vor den Feuersbrünsten gegen dieselben.

Unter uns dehnt sich die Riesenstadt aus, auf zwei Welttheilen ruhend, von zwei Meeren umspült, die Herrliche, Einzige! Die Stadt der Griechen, die Stadt der Kreuzfahrer, die Stadt der Ottomanen. Erobert, zurückerobert, oft zerstört und eben so oft aus der Asche neu erstanden. Menschengeschlechter auf der Reise treten sie nieder, besitzen sie, plündern sie unter dem Vorwand, sie zu beschirmen — und verschwinden.

Der Reichthum, die Schönheit, die Bedeutung die ihr die Natur gegeben, sind geblieben, die Zeit hat Alles andere in einer Falte ihres Mantels mitgenommen. Lassen wir den Blick in raschem Flug über Meer und Golf, über Thal und Hügel kreisen.

Vor uns, knapp am Gestade der Marmara, liegt das berüchtigte Schloß der sieben Thürme, bis noch vor einem Menschenalter der unfreiwillige Aufenthalt manches unverletzlichen Gesandten, heute ein harmloses, zeitmüdes Gemäuer. Der Fall der Bastille hat auf viele hundert Meilen hin auch die düsteren sieben Thürme zu Falle gebracht. Denn nachdem das „car tel est mon plaisir“ des Einzigen in dem hunderttausendstimmigen „car tel est notre droit“ des französischen Volkes einen bedeutungsvollen Gegenhall gefunden hatte, spielten auch bald darauf die erstaunten Lüfte der Marmara um die entriegelten Thore des osmanischen Tower.

Auf der Serailspitze, dem äußersten Vorsprung Stambuls gegen die Marmara hin, finden wir den noch von

Sultan Mahmud bewohnten kaiserlichen Palast. Der alte Palast mit seinen Thürmen, Kiosken und weitläufigen Galerien bildet eine Stadt für sich. Doppelte Ringmauern umschließen die durch Gartenanlagen getrennten Gebäude, die zu verschiedenen Epochen, in unterschiedlichen Stilarten ausgeführt wurden. Die Serailspitze zählt zu den interessantesten Punkten Konstantinopels, zu den schönsten der Welt. Die Sinne und die Betrachtung werden im wonnigen Dunkel ihrer Laubdächer, im Schatten ihrer Mauern gleichmäßig angeregt. Heute ist der ehrwürdige Palast vereinsamt und verwaist. Nur die Huldigung bei der Thronbesteigung und anläßlich der Bairamfeste wird noch an der innern Eingangspforte nach altem Brauch unter freiem Himmel begangen und gibt ihm auf Stunden den verblaßten Schein seiner einstigen Herrlichkeit wieder. Der alte Palast hat seine Tage des Glanzes hinter sich, ganz so wie seine nunmehr einzigen Bewohnerinnen. Die Gebäude der inneren Höfe nämlich, die den obern Theil des Hügels einnehmen, werden dazu verwendet, den kaiserlichen Frauen außer Dienst und den Wittwen kaiserlicher Vorgänger eine beschauliche Zurückgezogenheit zu gewähren. Aber die unfreiwilligen Bewohnerinnen dieser Räume sind nicht aus dem Holze der La Vallière geschnitzt. Wie sie die Dinge nehmen, haben sie nichts zu bereuen, hingegen Alles zu bedauern, und sie bedauern es tief und glühend, nicht mehr von dem Mächtigsten begehrt, von den Rivalinnen beneidet, von den Sklaven gefürchtet zu werden. In der Leere, die sie umgibt, stehen ihnen nicht Kunst, nicht Religion als tröstende Engel zur Seite; der Islam begünstigt keine Gefühlsschwärmerei. Sie haben keinen andern Trost als den, die Herrinnen des Tages bald als Genossinnen zu erblicken; das Gefühl der

erbleichenden Schönheit, der schwindenden Jugend nagt quälend an ihrem Herzen. Sie träumen nicht über der welkenden Rose, sie zerreißen sie; sie trüben den tückischen Handspiegel nicht mit Thränen, sie zertreten ihn.

Die Lage dieser Frauengemächer gewährt einen unbeschreiblich schönen Ausblick auf die von den Bergen begrenzte Marmara. Die Höhen, der Olymp bei Brussa in ihrer Mitte und die von freundlichen Inseln getheilte Fluth wechseln zauberhaft in rosig durchhauchtem Schimmer und azurnem Duft. In diesen schmachtenden Linien ersteht uns eine ideale Harmonie. Wir fürchten, das Bild werde plötzlich unsern Blicken entrückt werden und im Himmel entschwinden. Der Blick schwingt sich so frei, so fesselledig, so ahnungsbeflügelt über Fluthen und Bergfirste, über die Welt der Erscheinungen — freilich nicht der Blick der in diese Räumlichkeiten Verbannten; sie blicken nicht hinaus, sie blicken nicht vor sich, nein, einzig um und hinter sich. Sie sehen den Schwarzen, der nicht mehr scheu nach ihrer Wimper schielt, sie sehen in ihren prunkenden Gemächern das ewig Gestrige, das ihre Launen jetzt beschränkt, statt wie einst ihr Spielzeug zu sein.

Der an die Aja Sofia grenzende obere Tract des Palastes wird als Finanzministerium, der untere, dem Thor gegen die Hohe Pforte zunächst gelegene, als Münzamt benützt. Auf diesem Thore wurden die Köpfe der dem Seidenstrange verfallenen Würdenträger ausgestellt, um ihren Nachfolgern im Amte, wenn sie an diesen blutigen Mahnzeichen vorbei zu ihrer Installation ritten, zur Warnung, dem Volke aber als sichtbares Zeichen der stets wachen Gerechtigkeit des unsichtbaren Padischah zu dienen. Jedoch die Nachfolger dachten für sich: Wir sind klüger als diese, und

die Alten im Volke brummten: Wie die Einen gethan, so werden die Anderen thun, wie's den Einen geschehen, so wirds den Anderen geschehen. Allah weiß, was er thut. Allah ist groß! und die Jungen freuten sich an der Grimasse der Köpfe auf den Silbertellern und an den Ehrenpelzen und Stickereien der Neuernannten, an den schimmernden Waffen ihrer Diener und an den funkelnden Geschirren ihrer Pferde.

Nächst dem Thore auf dem höchstgelegenen Punkte des Serails, wo das Finanzministerium, zwischen Vorrath und Bedarf balancirend, seine deficitmehrenden Tage fristet, begegnen wir einem mächtigen Kuppelbau, nach welchem die Wiederherstellungsjünger der byzantinischen Gräuelwirthschaft von der einen Seite, der moskovitische Raubvogel von der andern, jahraus jahrein sehnsüchtig begehrliche Blicke richten; es ist die Aja Sofia, von Außen durch keinerlei architektonischen Zierrath, sondern nur durch ihre gewaltigen Dimensionen und eine den Kunstsinn tief verletzende gelbe Tünche bemerkbar, von Innen aber durch eine wunderbar gelungene Kuppelwölbung ausgezeichnet. Sonderbarerweise haben die Mahomedaner die griechische Benennung Aja, das ist heilige Sofia, dieser nach der Eroberung zur Moschee umgewandelten Basilika, beibehalten. Tiefer gelegen, dem früher erwähnten Schreckensthor gegenüber, tritt uns aus dem Dächergemenge ein langgestrecktes, kasernenförmiges Steingebäude entgegen, dem unter seiner gleichfalls gelben Tünche kein Fremder die Bedeutung abmerken würde; es ist die „Hohe Pforte“, auch „kaiserliches Thor“ genannt, der Sitz des Divans und der Regierung. Schmucklos nüchtern wie das Aeußere ist die innere Ausstattung dieses Gebäudes. Corridore, deren Fußboden mit

Strohmatten überspannt ist, laufen durch alle Flügel; sie können durch eiserne Thüren versperrt werden, indeß die zahlreichen Eingänge in die Bureaux durch die landesüblichen Teppichvorhänge geschlossen sind.

Das einfache Haus hat in seinen Mauern verwickelte Schicksale und Ereignisse sich knüpfen und lösen gesehen. Zu Zeiten zur bloßen Dependenz des nahen Kaiserpalastes verkleinert, beherbergte es zu anderen wieder die Seele der Staatsgewalt in ihrem vollsten Machtbewußtsein, je nachdem der Eunuche oder der Vezier, die Odaliske oder die Staatsraison die Oberhand zu erhaschen und zu behaupten verstand. Zu Zeiten sah es die Vertreter der mächtigsten Potentaten in seinen Corridoren als Werbende antichambriren, zu anderen ward es wieder von dem Spinngewebe der fremden Diplomatie umsponnen, je nachdem der Roßschweif oder das von einem der Adler geschwungene Kreuz Oberwasser gewann.

Nicht weit entfernt von Aja Sofia sehen wir noch eine staatliche Moschee mit (ausnahmsweise) sechs Minareten: es ist die Sultan Achmet's auf dem At-Meïdan (dem Hippodrom der Byzantiner). Auf diesem Platz gaben vor Zeiten die Padischah große Feste; aber auch die Janitscharen hielten daselbst ihre Zusammenkünfte und gaben von hier, durch das Umstürzen ihrer Suppenkessel, das Zeichen zur Erhebung und zum Massacre der ihnen jeweilig mißliebigen Machthaber und Persönlichkeiten, bis sie auf eben diesem selben Platz von den Kartätschen Sultan Mahmud's, dem Rächer seines Oheims Selim III., niedergestreckt wurden. Ferner liegen zu unsern Füßen die beiden Moscheen „Sultan Bajazid" und „Sultan Soliman". Nächst Bajazid erhebt sich die ihr ebenbürtige „Schachzade". Zwischen der

„Hohen Pforte" und dem unlängst in Stein neu und prächtig erbauten Seraskierat läuft eine lange Reihe verbundener Kuppeln, die sich wieder mehrfach nach rechts und links auszweigen; es ist der große Bazar von Stambul. Die Abtheilungen im Bazar sind nach Zünften und Handwerken geordnet; eine Eintheilung die Vieles für sich hat. Wer einen Gegenstand erstehen will, findet die volle Auswahl des Gesuchten an einem und demselben Punkt. Der in massivem Stein gewölbte Bazar ist der belebteste Sammelplatz Stambuls und zwar nicht blos in Folge des Zuspruchs der Käufer und Sucher, sondern auch des Besuches aller Zeittodtschläger, Stutzer und galanten Damen der Stadt. Wer das Straßenleben Stambuls studiren will, findet hier den geeignetsten Beobachtungspunkt. Natürlich fehlt es im Bazar nicht an Garküchen, Kaffeebuden, Barbierstuben, Bädern und Brunnen, nicht an ambulanten Pasteten-, Confect- und Sorbetverkäufern. Der Spezereien-Bazar ist von dem großen Bazar getrennt. Zunächst seinen Hallen, die sich in tiefer Dämmerung gefallen und einen Duft von berauschenden Gewürzen aushauchen, ragt die schöne Moschee „Yeni Tschamessi" empor. Wir hätten noch Manches zu betrachten und zu bemerken; wir möchten in mancher der Straßen, die zu den Dependenzen des Bazars gehören, anhalten und hier bei der ernsten Bude des öffentlichen Schreibers verweilen, dort an dem frisch duftenden appetitlich mit Blumen und Früchten geschmückten Laden des Gemüseverkäufers, wir möchten dem innern Leben lauschend, durch manches stumme Nebengäßchen streifen, dessen beschauliche Stille nur selten das Pochen des Hammers am Hausthor unterbricht, wir möchten — wenn wir nicht Eile hätten. Es liegt aber noch viel Weg vor uns, denn Konstantinopel ist so ausge-

dehnt wie eine abendländische Großstadt mit der dreifachen Bevölkerungszahl. Wie so das kommt, haben wir vorher bei Besprechung der Holzbauten erwähnt.

Also, vorwärts im Fluge über das bunte Gewirr von großen und kleinen Dächern, vorwärts über die Menge von Moschee-, Han-, Bibliothek- und Badehauskuppeln, die massive Steinmauern bedachen und Inseln gleich im hölzernen Häusermeere lagern, vorbei an den hundert und hundert schlanken Minareten.

Bei dem schwarzen Cypressenhain, der sich dort im Bogen hinzieht, wollen wir einen Augenblick Halt machen. Es ist der muselmanische Friedhof von Eyoub. Der Fromme der sich nicht an das heimathliche Gestade Anatoliens, in die Erde von Skutari zur letzten Ruhe betten läßt, erwartet gerne unter den Cypressen von Eyoub die Posaune der Auferstehung. Dreimal heilig ist die Moschee, gesegnet der Umkreis um das Grab Eyoub's, des Freundes des Propheten! Unter jeder Cypresse stehen buntbemalte Steine aufrecht, mit Inschriften und Versen in vergoldeter, blumenhaft verschlungener Schrift; die meisten Steine sind mit steinernen Turbanen gekrönt. Der Turban bezeichnet die Ruhestätten der Männer, je nach der Form, Streiter mit dem Schwerte oder mit der Feder. Ein tiefer, wohlthuender Friede waltet über diesen Wipfeln, eine fesselnde Trauer in dieser grünen Nacht. Der Tod gibt sich hier in seinem vollen Ernst und dabei dennoch in unbeschreiblicher Milde. Tod und Leben scheinen sich hier näher zu stehen, vertrauter zu sein. Hier schreckt uns nichts zurück — wir fühlen uns gefangen — wir möchten weilen. Vorwärts! — Einen Blick auf das angrenzende Viertel, wo die Laken für die Leichen gewebt werden. Wie ist es hier still, wie verlassen!

Man vernimmt keinen andern Laut, als das monotone Klappern des Handwerks. Die Laken sind aus durchsichtigen Baumwollstoffen von Seidenstreifen durchzogen. Unser Blick streift eine wüste Kieselsteppe mit langen, weißen Steinen besäet: das Begräbnißfeld der Juden. Vorwärts! Zu den alten Ringmauern, die seit byzantinischen Tagen keine andere, als eine historische Bedeutung haben, darüber hinaus, bis an die rumelischen „süßen Wässer", dem Endpunkt des Meereinschnittes, welcher das Goldene Horn, den Hafen bildet. Diese süßen Wässer sind die Winterpromenade en vogue der eleganten Stambuler Welt. Von dort wenden wir und kehren auf der andern Seite des Hafens an den Bospor zurück. Wir streifen über den Ok Meïdan (Platz der Pfeile), einer freien Gegend, wo die Inschriften massenhafter Marmorcolonnen uns belehren, wie weit dieses oder jenes Sultans Arm den Pfeil geschleudert habe, lassen den vielgenannten Fanar, den Sitz des griechischen Patriarchen, das Nest der längst flügge gewordenen Fanarioten, einst Dolmetsche, Unterhändler, Hospodare der Moldau und der Wallachei im Dienste der Pforte, auf der Anhöhe und betreten das Judenviertel. Der parteiische Vorzug, den wir diesem Stadttheil einräumen, wird, so seltsam das klingen mag, durch seine abnorme Widerlichkeit begründet.

Das Judenviertel gibt uns ein anschauliches Bild eines mittelalterlichen Ghetto in seiner armseligsten, verwahrlosesten Auffassung. Der polnische Jude im fettglänzenden Kaftan mit Baïses und Pelzmütze nimmt sich neben den Stambuler Juden als revolutionärer Fortschrittsstürmer aus. Die Juden Stambuls haben in nichts, weder in der Erscheinung, noch in der Lebensweise, noch auch in der Lebensanschauung der Neuzeit irgend ein Zugeständniß gemacht. Sie sind und

erscheinen ganz so wie ihre Väter, als diese vor der ängstlichen Fürsorge der Hermandad Portugal und Spanien den Rücken kehrten; ihre scheue Abgeschlossenheit dürfte dieselbe geblieben sein, wie die ihrer Ahnen, als sie es vorzogen, ihre Rücken unter den Stock der Janitscharen zu beugen, anstatt ihre Leiber ad majorem Dei gloriam auf den alleinseligmachenden Scheiterhaufen der heiligen Glaubensgerichte braten zu lassen, es vorzogen, den Samen Jacob's unter der Herrschaft rauher, aber menschlich fühlend und großmüthig denkender Soldaten zu vermehren, als Glauben und Leben an sich und den Ihren von den Priestern der Liebe und Demuth martern und würgen zu lassen.

Das jüdische Viertel ist der ärmste und schmutzigste Theil Konstantinopels. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich mit dieser Behauptung nicht wenig sagen will, nichts Geringes zu sagen scheine. Freilich muß ich hier, auf die Gefahr einer Abschweifung hin, erwähnen, daß der stereotype Vorwurf des Schmutzes, insoferne er die muselmanischen Quartiere Stambuls betrifft, nicht unbedingt stichhaltig ist. Die Straßen Stambuls sind viel mehr vernachlässigt als unfläthig, obschon sich um die Reinigung derselben vornehmlich nur die zahlreichen Straßenköter und der Regen verdient machen. Denn der Türke säubert die Straßen zwar wenig, aber er verunreinigt sie auch nie. Das Innere des türkischen Hauses hingegen, und mag es noch so verfallen sein, ist rein, sehr rein, wie es die Bewohner persönlich sind und wären ihre Kleider auch nichts Besseres als Lumpen. Nirgends ist bei den Türken der ekelerregende Schmutz anzutreffen, wie man ihn in manchem christlichen Quartier Konstantinopels vorfindet und wie er im dortigen Judenviertel seinen gräulichen Stammsitz aufgeschlagen zu haben scheint. Wie über

dem Eingang zu Dante's Hölle das lasciate ogni speranza, voi ch'entrate flammt, müssen wir hier unseren Begleitern zurufen: „Wappnet euer Herz und verstopft eure Nase!"

Ein Zigeunerzelt weist auch schlammige Nacktheit und ekle Fetzen auf, aber das Nomadenzelt drückt dem Abstoßenden gewissermaßen die Signatur des Beweglichen, Vorübergehenden auf. Dieser theilweise befreienden Empfindung entbehren wir in dem petrificirten Unflath des Judenviertels gänzlich. Hier tritt die ganze Trostlosigkeit menschlicher Verkommenheit und cynischer Selbstverachtung als dauernder normaler Zustand an uns heran. Die Gassen, die Behausungen in ihrem ungeheuerlich defecten Zustande tragen die Spuren des Gemeinwesens, und die Verkommenheit berührt uns um so widerlicher, je mehr sie durch Gegensätze mit rohem Seiltänzerstaat verschärft wird. Die Schwester oder die Mutter halbnackter Kinder, die so fahl und entfleischt dreinsehen, als ob die Pest ihre Amme gewesen wäre, kleidet sich in verknitterte, degradirte Brocatstoffe, in Häusern, die durch Schlammhüllen hindurch Ansprüche auf eine relative Vornehmheit kundgeben, kauern in luft- und lichtlosen Gevierten dutzendweise Geschöpfe, denen Schmutz und Ungeziefer nur einen schwachen Schimmer von menschlichem Aussehen gelassen haben. Und in dieser mephitischen Atmosphäre wachsen Menschen auf und gelangen zu hohen Jahren! In solcher Sumpfluft blüht bisweilen die Blume Schönheit auf!

Wir durcheilen nun den großen Cypressenhain, der sich vom europäischen Quartier Pera gegen die mahomedanische Vorstadt Kassim Pascha und die zweite große Verbindungsbrücke mit Stambul abdacht. In Kassim Pascha befindet sich die Admiralität, vor ihr liegen ein paar riesige Linienschiffe vor Anker. Von da gelangen wir längs des Hafenbeckens, das

tausend und tausend Schiffe aller Flaggen beherbergt, in die lärmende Handels- und Rhedervorstadt Galata. Dengenuesischen Thurm auf der Anhöhe gegen Pera zu, lassen wir links, desgleichen Pera selbst, das französisirende Pera, das mit seinen Botschafts-Palästen, Kirchen, Hotels und Kasernen fürnehm auf uns herabblickt, gelangen durch das Viertel von Tophane mit dem großen Artillerie-Arsenal und treffen, von Allahs Huld sichtbarlich beschirmt, in Dolma-bagdje ein. In Dolma-bagdje hat der verstorbene Sultan Abdulmedjid den neuen Kaiserpalast erbaut. Der weiße, mit vielen Schnörkeln und Zierrathen ausgestattete Palast ist kostbar, in gewissem Sinne auch kaiserlich, mir persönlich will der gegenüber auf dem anatolischen Ufer zu Beylerbey gelegene Sommerpalast besser behagen. Die Bauart dieses letztern, die sich an den maurischen Styl anlehnt und der vielfarbige Marmor stimmen richtiger zu dem allgemeinen Begriff von einem orientalischen Fürstenpalast.

Da wir im capriciösen Zickzack auf das anatolische Gestade gelangt sind, wollen wir einen Blick auf Scutari werfen, das sich dem Goldenen Horn gegenüber und ebenso terrassenförmig angelegt wie Stambul, von den Ufern der Marmara und des Bospor gegen die waldigen Höhen von Tschamlidje erhebt. Scutari, obschon eine namhafte Stadt für sich, wird in die Hauptstadt einbegriffen. Für mich nimmt sie nächst der Serailspitze den schönsten Punkt der Gegend ein. Von ihrer Höhe, der beliebten Sommerfrische Tschamlidje, genießt man die überwältigendste Aussicht auf das Goldene Horn. Die Ottomanen, welche die von der Natur begünstigten Terrains gerne für ihre letzten Ruhestätten wählen, geben ihrer guten Meinung von Scutaris Vorzügen durch die Anlage zahlreicher Friedhöfe auf der

anatolischen Erde, Ausdruck. Nahe bei Scutari, gegen die Marmara zu, erblicken wir die großartige von vier Thürmen flankirte Kaserne, die der unglückliche Reformator Selim III. für seine „neuen Truppen" erbauen ließ. An den kleinen Thurm, der sich zwischen Scutari und dem Goldenen Horn aus der Fluth erhebt, knüpft sich eine der Leander-Mythe ähnliche Sage.

Den großen Körper, den eigentlichen Krystallisationskern Konstantinopels, hätten wir somit im Kreislauf flüchtig betrachtet. Doch bleibt noch der Bosporus, dessen Ufer einen immanenten Theil der kaiserlichen Stadt ausmachen.

Auf beiden Ufern des Bosporus reiht sich Dorf an Dorf. Wenn wir hier von Dörfern sprechen, so sind Luxusdörfer, wie z. B. in der Umgebung Wiens Dornbach, Pötzleinsdorf, Hietzing zu verstehen. Die Häuser, meist niedliche, bunt bemalte Landsitze, oft aber vollkommene Paläste, erheben sich terrassenmäßig vom Meeresufer gegen die theils kahlen, theils wieder üppig bewaldeten Anhöhen. Die Zwischenräume zwischen den Dörfern füllen Jali (Bospor-Landhäuser) und deren Gärten aus. Die dunkelrothen Häuser zeichnen sich wohlthuend auf dem lichtgetränkten Hintergrund. Viele Jali reichen bis in das Wasser hinaus. Auf den Anhöhen gibt namentlich die Pinie mit ihrem hohen, kahlen Stamm und ihrer buschigen, reich belaubten Krone der Landschaft das besondere südländische Colorit. — Die Linien der Landschaft sind mitunter herb und trocken, aber die Farbe dämpft ihre Schroffheit durch jene süß verschwommenen, man möchte sagen nachlässigen Töne, die nicht der geringste Reiz dieser Gegend sind. Ein unbestimmtes Lila, ein in Milch getränktes Azurblau, eine blasse Rosenfarbe schwimmt um die verbrannten Rasenflächen, die kahlen Steinflecken. Ja, die

Herbheit dient als nothwendiger Kontrast und erhöht die Großartigkeit des Gesammteindruckes. In der Mitte des Bosporus und auf beiden Ufern desselben erheben sich die Schlösser, welche Sultan Mahomed, der Eroberer bei der Belagerung Konstantinopels aufführen ließ, um die Schifffahrt nach der eingeschlossenen Stadt und die Approvisionirung derselben vom Schwarzen Meere aus zu hemmen. Die Mauern des Schlosses auf dem europäischen Gestade ahmen die Form der arabischen Buchstaben des Namens „Mahomed" nach. Weiterhin begrüßen wir auf dem europäischen Ufer Therapia und Bujukdere, die Sommeraufenthalte der Gesandten und der eleganten Perotenwelt. Von da an werden die Villen seltener; die letzten Localdampfer, die letzten Kaïck (Barken) haben wir in Bujukdere gelassen, der belebte Bosporus ist hinter uns; aber die Natur entwickelt sich hier üppiger, besonders auf dem anatolischen Ufer, wo sie kräftiger aufzutreten scheint. Mehrere Erdverschanzungen, über denen das Halbmondbanner flattert, kündigen die Nähe des Schwarzen Meeres an. Bald gelangen wir zu den beiden Schlössern, die am Bosporus Wache halten, wie Sestos und Abydos an den Dardanellen. Die Brise wird frischer und salzduftiger, Fischgeier kreisen uns zu Häupten, die Wellen uns zu Füßen hüpfen lebhafter, der Horizont weitet sich, es rauscht und braust wie Brandung an Felsen: wir sind im Pontus. —

II.

Stambuler Volkstypen.

Wenn wir Stambul durchstreifen, drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß sich hier Manches verändert und

wenigstens in Bezug auf die materielle Annehmlichkeit, zum Bessern verändert hat. Um diese Veränderungen vollkommen zu würdigen, muß man die Stadt seit Jahren nicht gesehen haben. In den neuen Vierteln erfreuen sich die breiten, regelmäßig angelegten Straßen theilweise eines Trottoirs. Die großen Holzhütten, die durch ihre verschwenderische Ausdehnung auf den prunkenden Titel „Paläste" Anspruch erhoben, sind durch bescheidene, aber wohnliche Steinbauten ersetzt, die an und für sich schon Zeichen der totalen Umwälzung in der Lebensweise der ottomanischen Gesellschaft sind. Durch das Aneinanderrücken der Familie wird, wenn auch vorläufig nur räumlich, der Uebergang aus der bis nun gebräuchlichen Zweitheilung des Hauses zur Hauseinheit eingeleitet, das Speisezimmer und die Mahlzeit werden gemeinschaftlich, der Dienerstand wird auf den wirklichen Bedarf verringert, die unbeschränkte Gastlichkeit begrenzt; die Oeconomie tritt an Stelle der Verschleuderung, die Ordnung an Stelle der Unordnung.

In den Hauptstraßen vermitteln zwei- und einspännige Fiaker, Omnibusse und die Tramway den Verkehr, und machen den bislang ausschließlich benutzten Miethpferden eine starke Concurrenz. Zwar für gewisse Stadttheile bleiben diese noch immer in Gebrauch. Der magere Klepper trabt rüstig über Stock und Stein dahin, der Beguirdji hält gleichen Schritt mit seiner Mähre und ging es auch im Galopp. Wahrlich, wohin man blickt, überall Kraft und Gesundheit in diesem Volk. Ein gesundes Blut und stählerne Muskeln! Die Tramway-Waggons sind kleiner Gattung; bei einigen ist auf dem Dache eine Imperiale zu halben Fahrpreisen angebracht. Den Waggons voran läuft eine Art Piqueur, um die Bahn freizuhalten. Als ich zum

ersten Male meine Person der ottomanischen Tramway anvertraute, fand ich den Conducteur in lebhafter Erörterung mit einem Soldaten, der einen gefüllten Hafersack inmitten des Coupés aufgepflanzt hatte. Kaum hatte sich der wackere Krieger mit seinem Sacke auf die Imperiale entfernt, natürlich nicht ohne seinen Unmuth über die Chicane der Giauranstalt Luft zu machen, als ein stattlich behörnter Widder, an dessen Schnur ein Officier der Redif (Landwehr) hing, das Coupé erstürmte. Das scheue Thier drängte ungestüm unter die Sitzbank, wobei es einer Armenierin beinahe die Kleider zerfetzt hätte; der Officier setzte sich gemächlich über seinen Widder und der Vorfall verlief ohne weitere Bemerkung; wir behielten den Hammel als Coupégefährten und die anwesenden Muselmanen fanden in ihrer naiven Anschauungsweise nichts daran auszusetzen. In den Hauptstraßen der neuen Viertel sind überall bereits Gascandelaber errichtet. In der Toilette der türkischen Frauen ist eine Revolution vor sich gegangen: die Pluderhöschen sind dem Jupon, der gelbe Lederstrumpf sammt Pantoffel ist der fränkischen Beschuhung gewichen — das à la franka behauptet in Modedingen siegreich das Feld.

In den Hauptstraßen die zum Bazar und zu den Aemtern führen, herrscht eine rege Bewegung, ein buntes Leben, wie es nur wenige abendländische Städte bieten dürften. Und doch wie selten ein Tumult, wie selten ein Skandal! Der niedere Mann bekundet eine Selbstachtung, die wir bei seines Gleichen in unserem hochgebildeten Abendland nur zu oft vermissen. Selten sticht uns aus der erdfarb, mauergrau oder schmutzigblau nuancirten Menge eine Gewandung in die Augen, welche das stets sehr relative Schlagwort von „orientalischer Pracht" und das allerdings

vollkommen begründete von „morgenländischem Farbensinn" einigermaßen zu rechtfertigen vermöchte.

Natürlich. Die Luxus treibende ottomanische Gesellschaft, die aus Beamten und der Regierung nahestehenden Elementen zusammengesetzt ist, kleidet sich mit Ausnahme der Ulema (Schriftgelehrten) in das fränkische Reformcostume. Während der Ungar zum Beispiel seine Nationaltracht als Galakleid beibehielt, wurde sie vom Ottomanen, der während er an dem Bestehenden festhält, sich um das einmal Abgethane nicht mehr kümmert als um das Künftige, gänzlich beseitigt. In Stambul und in den größeren Städten hat selbst ein Theil der Kaufleute und Handwerker das fränkische Kleid bereits adoptirt; oft zum Nachtheile der Erscheinung und gewiß nicht zum Vortheile der inländischen Production.

Die plötzliche, unvermittelte Annahme des fremden Kleides unter dem widerspruchslosen Fiat des Reformators Sultan Mahmud II. war ein schwerer Schlag für die einheimische Production und hat nicht wenig zu ihrem Niedergang und zugleich zur Verarmung des ottomanischen Kleinbürgerthums beigetragen. Der jähe Wechsel hat natürlich den Verbrauch an inländischen Fabrikaten beträchtlich vermindert und die Verfertigung von Kleidungsstücken, Möbeln und sonstigen Geräthen wird, wo diese nicht der ausländische Import herbeischafft, durch fremde Hände besorgt. So findet denn die Mehrzahl der ottomanischen Handwerker nur bei der niedern, ärmern Bevölkerung Absatz — und verarmt.

Ein Theil von ihnen, namentlich der christliche, hat sich zwar den Erfordernissen der Neuzeit gefügt und schneidert jetzt in dunklem Tuch wie einst in hellfarbiger Wolle, und

schlägt Kalbsfelle über den Leisten wie ehedem gelbes Corduanleder. Die Mahomedaner aber, weniger elastisch, bequemen sich nur zögernd dazu, der altgewohnten Routine zu Gunsten der neuen Anforderungen zu entsagen und erleiden in ihrem Verdienst empfindliche Einbuße.

Doch bleiben wir dabei, einige Erscheinungen aus dem niederen Volk im Auge zu behalten, einige jener Typen, die in grobe Leinwand und rauhe Loden gehüllt gehen, damit Hunderttausend sich in feines Tuch kleiden können, die auf Stroh oder Stein gebettet sind, damit die Anderen auf Eiderdunen ruhen, die sich von Erde nähren, damit die nie Hungernden gewählt speisen und gemächlich verdauen können.

Repräsentanten der großen Masse, in deren Schooß die Stimme Gottes und der blinde Unsinn in Eins verschmolzen schlummert, die misera plebs contribuens die ihres Herren Hände küßt, bis sie die Hände zerfleischt, die Herren verschlingt und an den Söhnen die Sünden der Väter rächt, kurzum das Volk, das arbeitende, das zahlende Volk.

Zuerst der Sakka (Wasserträger). Wer da weiß, welch' eine große Rolle das Wasser im Leben des Ottomanen spielt, wird begreifen, welch' eine wichtige Persönlichkeit wir vor uns haben. Das sackleinene Hemd, die Weste aus rohem Leder nehmen ihm nichts von seiner Bedeutung, die im mächtigen Schlauch, den er umgehangen hat, ihren Ausdruck und ihre Erklärung findet.

Die Häuser Stambuls haben keine Brunnen, nur einige der geräumigeren besitzen Zisternen; der Sakka versorgt die Stadt mit dem gesammten Wasserbedarf, der im ottomanischen Haushalt wahrlich nicht gering ist. Wenn die Sakka sich einmal auf das „Striken" verlegten! Doch bis die Idee des Jahrhunderts sie so weit beleckt hat, ist

auch jedes Haus mit Wasser gespeist oder die Besitzer werden dieser elementaren Flüssigkeit leichter entrathen.

Bei den Feuersbrünsten, die so häufig vorkommen, daß ihnen in jedem Constantinopeler Blatte eine stehende Rubrik eingeräumt ist, zählt der Sakka mit. Wenn die Eisenspitzen der Wächterstöcke auf das Pflaster fallen und das unheimliche Jangin war! durch die Gassen Stambuls klagt und in allen Vierteln das Geheul der Hundeheerden weckt und die Tolumbadji (Feuerlöscher) mit den kleinen Spritzen auf den Schultern, rasend wie Rotten entkommener Teufel, nach der Brandstätte jagen, johlend und pfeifend, Alles vor sich niederwerfend, hantieren die Sakka's bereits in geräuschloser aber nicht minder ersprießlicher Thätigkeit an den öffentlichen Brunnen und Wasserreservoirs, um zu dem Ort der Gefahr das nothwendige Hauptlöschmittel zu transportiren. Freilich kann jeder Einzelne durch seine persönliche Zuthat verhältnißmäßig nur Tropfen zum Bedarf beisteuern, denn nur wenige besitzen ein Lastthier (Pferd oder Esel), um mit Hilfe desselben einen umfangreichen Doppelschlauch benutzen zu können.

Die verfeinerte Art des Sakka ist der S u d j u (Wasserverkäufer), der Sakka liefert das Wasser en gros, der Sudju im Detail; der Erstere, bäurisch gekleidet, versieht die schwere Arbeit, der Letztere, städtisch angethan, verkauft nur Trinkwasser und verdient bei seinem mühelosen Geschäft nicht weniger als der Andere, durch seine schwere Anstrengung. Die Sudju debitiren ihr Trinkwasser in allen Bureaux, an die Kaufläden und an die Trunkbedürftigen auf allen belebten Straßen. Ihre Ausrufe und die Anpreisungen ihrer Waare tragen nicht wenig dazu bei, den lärmenden Charakter der Hauptstraßen Constantinopels zu erhöhen. Nicht

alle Sudju sind ambulant. Es gibt auch besondere Verkaufsläden, in denen Trinkwasser ausgeschänkt wird. Der Orientale ist Wasser-Feinschmecker. Die Qualität des Trinkwassers wird bei ihm ebenso sehr in Anschlag gebracht, wie im Abendland die des Weines. Das berühmte Wasser von „Kara Kullak" steht in der Stambuler Schätzung obenan. Der Scherbetschi (Sorbettverkäufer) gehört in die gleiche Kathegorie, wo er nicht mit den Spitzen der Sudju zum Bürgerthum zählt. Der Scherbetschi führt für seine kühlenden Sorbete und außer dem Gefrorenen, parfümirten Schnee vom Olymp in seiner Tonne.

Was die Lebensweise des Sakka betrifft, so gilt das, was ich anläßlich der Besprechung des Hamal sagen werde, auch von ihm. Die Zunft der Hamals (Lastträger) steht in Bedeutung jener der Sakka's nicht nach. In einer großen Stadt, die, wie Constantinopel, nebstbei ein Emporium für den Welthandel ist und wo die Last- und Möbelwagen gänzlich unbekannt und wegen der Gassenbildung auch unverwendbar sind, muß natürlich die Menschenkraft zu Transportzwecken mächtig eingreifen.

Hat nun die Natur in weise ergänzender Voraussicht den Hamal eigens zu dieser Bestimmung, oder hat sich das eigenartige Geschlecht der Hamals im Kampf um's Dasein an den engen winkeligen Hügelgassen besonders herangebildet? Thatsache ist, daß die Tragfähigkeit von vier Hamals der Zugkraft von zwei Pinzgauer Hengsten nahe kommen (?) dürfte. Das Axiom „stark wie ein Türke" ist eines jener wenigen, die eine Prüfung bestehen; es dürfte vor den ungewöhnlichen Kraftäußerungen der Hamals entstanden sein.

Für jene Gegenstände, die ein Einzelner zu transportiren vermag — und es werden darunter Kisten verstanden,

die anderwärts Niemand ohne Schiebkarren von der Stelle bringen könnte — benützt der Hamal einen mit Stroh gefüllten Höcker, auf den der zu transportirende Gegenstand in der Art angebracht wird, wie uns die Erdkugel auf den Schultern des mythologischen Atlas dargestellt wird. Für den Transport von Lasten, die 2—4 Mann erfordern, bedienen sich sich, je nachdem, eines oder zweier Hebebäume, an welche das Transportobject mittels Ketten befestigt wird. eine Vorrichtung, deren Zweckmäßigkeit stark zu bezweifeln ist, weil durch die Schwingung der mächtigen Hebebäume das Gewicht der Lasten vermehrt wird. Die schwächlicheren Hamals lassen sich nach Art der Auvergnaten als Commissionäre und zur Dienstleistung in den Magazinen und Haushaltungen verwenden.

Nicht Alle sind Bekenner des Koran; auch die Söhne des armenischen Hochlandes stellen ein starkes Contingent zur hochansehnlichen Lastträgerzunft, die Niemand Geringern als den „Großvezier" zu ihrem Ehrenmitgliede zählt. Das Alter ego des Padischah nämlich führt unter anderen den Titel „Hamal des Reichs". Die Hamals stehen unter einem besondern Vogt, dem Hamal-Baschi, hierin gleich den Sakka's und den übrigen Körperschaften.

Der Hamal ist ganz ununterrichtet. Von der Religion hat er einige sehr vage Vorstellungen, die nicht über die nothwendigsten Formelübungen reichen und in dem „Giaur", den er Andersgläubigen entgegenschleudert, ihren vornehmlichsten Ausdruck finden. Von der Welt weiß er nicht mehr, als die äußeren ihm unerklärten Erscheinungen vor seine Sinne bringen, über die Menschen nur soviel, als er eben zur Wahrung seiner eigenen Interessen und zur Schärfung seines Instincts bedarf. Für die Hamals armenischer Race

haben in letzter Zeit connationale Kaufleute eine Art Sonntagsschule gegründet. Wie man sagt, soll sie von den Hamals fleißig besucht werden und gute Erfolge aufweisen.

Der Hamal ist geistig schwerfällig, wozu der Einfluß seiner Beschäftigung beitragen mag. Er ist ehrlich und wenig zu Excessen geneigt; mit der Rakyflasche hat er erst in letzter Zeit Bekanntschaft gemacht. Der Hamal steht gewöhnlich allein und unbeweibt da; er hat kein Haus, selten ein Heim und eine Familie. Dem Einen oder Andern gelingt es zwar, einen Sparpfennig zurückzulegen und wenn er draußen im Lande eine Art Daheim besitzt, sich dort endlich etwas wie einen Hausstand zu gründen. Doch das sind die begünstigten Ausnahmen. In der Regel findet er Nachts in einem Han eine Schlafstelle. Er hat geringe Bedürfnisse und lebt von der Hand in den Mund. Wenn er erkrankt, so findet er wol irgend einen Winkel, wo er die Genesung oder den Tod abwarten kann. Seine Nahrung ist sehr frugal. Schlechtes Brod, etwas Schafkäse, Oliven, manchmal Reis, im Sommer Früchte, sind das gewöhnliche Menu seiner Mahlzeiten. An denselben nimmt oft noch ein ihm befreundeter Straßenköter Theil. Die beiden Alleinstehenden fühlen sich durch eine gewisse Aehnlichkeit ihrer irdischen Loose angezogen. Der Hamal ist dem obdachlosen Hund gewogen; hat er doch das Bedürfniß, ein Geschöpf auf Erden zu wissen, das ihm zugethan ist und für das er sorgt.

Nach des Tages schweren Mühen besteht seine Abenderholung darin, in einer der Kaffeebuden seinen Kaffee zu schlürfen und eine Pfeife zu schmauchen. Manchmal wird seine Siesta durch die derben Späße des ottomanischen Marionetten-Theaters Kara Gös (Schwarzauge) gewürzt,

oder aber durch die Vorträge eines Rhapsoden, welch' letztere oft mit Musik (wir finden für das Geräusch keinen allgemein verständlicheren Ausdruck) begleitet und in larmoyant näselnder Weise vorgetragen werden. An Abenden, wo diese beiden Zerstreuungen fehlen, trägt der Spaßvogel, dessen kein halbwegs renommirter Kaffeeschank entbehrt, die Kosten der Conversation, die mit aufdringlichen Wortspielen und derben Zoten reichlich gespickt ist, und das Ergötzen der erbauten Stammgäste oft sogar zur lauten Lache steigert.

Anläßlich großer Festlichkeiten geben sich die Hamal's auch der Zerstreuung des Tanzes hin, der natürlich blos zwischen Männern statt hat und eine Nachbildung des südslavischen Kolo (Kreis) sein dürfte. Er besteht darin, daß die Tänzer einen Kreis bilden, welchen sie, dabei auf den Boden stampfend, nach der Runde hin bewegen. Es ist ein Schauspiel für Götter, die vierschrötigen Gestalten beim Gequike eines Dudelsacks mit ebenso tiefer Ueberzeugung als bärenhafter Grazie hopsen zu sehen.

Die Erwähnten bilden nächst den beguirdschis (Miethpferdejungen) und den kaïkdji (Barkenführer), deren wir später gedenken werden, den Kern der niederen Bevölkerung Stambuls; ich sage absichtlich „niederen Bevölkerung", denn die Bezeichnung mit „Pöbel" würde sich in unserem Sinne nur für den tolumbadji (Feuerlöscher) eignen. Der tolumbadji, gewöhnlich ein riesenstarker Geselle, hat in seinem Benehmen etwas herausfordernd keckes, das dem Ottomanen sonst nicht eigen ist. Er erfreut sich auch keines besonderen Rufes und gilt als Stänker und Thunichtgut.

Das über den Hamal Gesagte, gilt mit einigen kleinen Modificationen, welche die Beschäftigung in dem Wesen hervorbringt, fast von dem gesammten Stambuler Proletariat,

d. h. von allen Jenen, die keinen besondern Haus- und Familienstand haben und dabei nicht in einem Dienstverhältniß stehen. Das Proletariat hat sich seit dem Inslebentreten der Reform vermehrt und seine Existenz-Bedingungen erfahren mit der Lockerung der allgemeinen patriarchalischen Verhältnisse, welche der neue Culturproceß bald ganz zunichte machen wird, eine radicale Aenderung. Die Organisation von Genossenschaftskassen, die Gründung von Kranken- und Versorgungshäusern, deren man vordem ohne allzu großen Uebelstand entrathen konnte, wird heute, wo in vorkommenden Fällen die allgemeine islamitische Menschlichkeit nicht mehr ausreicht, zum Gebot der dringendsten Nothwendigkeit. Im Orient, wo jede Reformmaßregel, jede Initiative von der Regierung ausgeht, muß auch die „Selbsthilfe", insoweit sie die Proletariats-Genossenschaften betrifft, von ihr angeregt werden.

Der Stambuler Proletarier ist bis jetzt noch mit seinem Loos, das ihm der Kismet (das Fatum) beschieden hat, ziemlich zufrieden. Wird er es auch dann noch sein, wenn die fortschreitende Kultur den starren Fatalismus zu benagen beginnt?

Es bedünkt uns, daß diese Frage erwogen und beantwortet sein will, noch bevor sie thatsächlich gestellt wird.

Ich setze meinen Weg fort. Hinter mir höre ich Ketten klirren. Von drei Gensdarmen begleitet kehrt ein Zug Galeeren-Sträflinge von einer Arbeit zurück: wetterbraune, trotzige Gestalten! Niemand zieht sich vor ihnen scheu zurück, kein Blick der Verachtung oder des Abscheu's streift die Kettenträger. Sie büßen ein Vergehen, ein Verbrechen, das Gesetz hat die Verirrten bestraft, aber die Gesellschaft hat sie nicht für immer ausgeschlossen. Sie können eines Tags

in ihren Schooß zurückkehren, sie wird sie nicht von sich stoßen. Die ottomanische Gemeinschaft, langsam in ihrem Zorn, ist behutsam in ihrer Verdammung. Allah weiß Alles! Die stets gegenwärtige Idee der Allmacht Gottes verleiht ihr einen weiteren Maßstab. Das letzte Wort der Gerechtigkeit ist für sie nicht auf der Erde. Der Zug von Menschlichkeit der sie beseelt, erstreckt sich auch auf den Galeerensträfling.

Wir treten aus dem betäubenden Getriebe des Geschäftslebens heraus und gelangen in das vornehmer bewegte Viertel um die hohe Pforte herum.

Die Schuhwichser sind hier an jeder Straßenecke stehende Figuren geworden. Einst gaben sich nur vereinzelte Judenjungen dieser glänzenden Beschäftigung hin, heute pflegen sie zahlreiche Mahomedaner. Auch ein Zeichen der Zeit! Der stolze Moslim verschmäht es nicht mehr, durch niedere Dienstleistungen, die allenfalls auch einem Giaur zugute kommen, seinen Unterhalt zu erwerben. Meine vergleichenden Untersuchungen auf diesem Feld haben mir freilich als Endergebniß die Erfahrung aufgedrungen, daß der mahomedanische Schuhputzer seines Amtes lässiger, oberflächlicher waltet, als der nicht mahomedanische. Er führt die Bürste gemeiniglich mit einer Grandezza, welche die behandelten Schuhe nie zur vollen Glanzentwicklung gelangen läßt.

Hier fallen mir als neue Erscheinungen die Lesekabinete auf, in denen namentlich Zeitschriften in ottomanischer Sprache aufliegen.

Noch im Jahre 1856 genügte das offizielle Blatt Djerideï Havadis einem kleinen Leserkreis von Beamten. Sein trockener Inhalt bestand aus Verordnungen und Ernennungen.

Wie hat sich das in Kurzem geändert!

Jetzt erscheinen außer den zwei offiziellen Organen und den türkischen Fachblättern, als die Militairzeitung, Gerichtszeitung, Handelszeitung und die medizinische Zeitschrift, noch verschiedene Blätter die beginnen sich aus den Windeln der offiziellen Farblosigkeit herauszuwickeln. Da ist, seitdem der jungtürkische Ibret unterdrückt wurde, das conservative Bassiret, ferner Chaïal (eine Art Charivari), dann Sabah, „Istikbal“, „Wakit“ u. s. w. — Das Preßbureau hatte bis dahin 39 Zeitungsscheine ausgegeben und die Zahl der Zeitungen vermehrt sich immer noch. Sie soll jetzt 72 Blätter, darunter 17 türkische erreichen.

Bedarf man eines besseren Beweises für die wachsende Theilnahme des muselmanischen Publikums an den öffentlichen Angelegenheiten?

Auf der Brücke, in den Straßen, Bazaren, auf den Dampfschiffen, überall werden Tagesblätter ausgeboten, gekauft und gelesen.

Die Khalifenstadt ist auf dem Punkt, sich vollständig zu häuten, und wenn der Ottomane zur Ansicht bekehrt werden kann, daß die Instandhaltung des Errichteten, die seinem Wesen eigentlich nicht entspricht, ebenso wichtig sei als das Errichten selbst, und daß für die Dauer bauen zweckdienlicher sei, als das Schaffen für den Bedarf des Augenblicks das seinem Wesen so sehr entspricht, so wird Stambul nicht allein zu den schönst gelegenen, sondern auch zu den schön angelegten Metropolen im nüchtern praktischen Sinne moderner Anschauung zählen. Freilich schädigen die modernen Anlagen und Neubauten oft unnöthigerweise manches ehrwürdige Denkmal der Vergangenheit, manchen in den Annalen berühmten Punkt. Der Mangel an Formsinn und das Lineal versündigen sich auch hier wie an manchen abend-

ländischen Kunststätten auf das Grausamste. Auf dem Hippodrom der Byzantiner, dem berüchtigten at-meïdan und mons aventinus der Janitscharenzeit erheben sich characterlose Kaffeebuden, von geschmacklosen Gärtchen umrahmt und unter den schattigen Riesenbäumen der Serailspitze durchschneiden die Schienen der Adrianopeler Eisenbahn den historischen Boden der alten Sultans-Residenz. Auch mancher der herrlichen Brunnen, auf deren Errichtung die Ahnen so viel Sorgfalt verwendet und die, etwas besser gepflegt, eine vornehmliche Zierde der Stadt abgeben würden, verschwinden unter einer scrupellosen Abmessung, wo sie nicht einer gänzlichen Verwahrlosung anheimfallen.

Ich fürchte, die Physiognomie des Zukunfts-Stambuls wird gleich den amerikanischen Städten dem Auge keine Erinnerung an die Vergangenheit, der Phantasie kein Zeichen im romantischen Dämmerlicht bieten.

III.

Ein altes Viertel.

Sehen wir uns ein wenig in einem jener abgelegenen Viertel um, deren Kismét es wollte, daß sie in den letzten fünfzig Jahren von keiner Feuersbrunst verschönert wurden. Eine Ausnahme, so selten wie ein Weib ohne Widerspruch. Hier haben wir das Stambul von ehedem vor Augen, wie es mir noch aus den fünfziger Jahren im Gedächtniß vorschwebt. Ueber Schönheit läßt sich aller Aesthetik zum Trotz streiten, aber den Reiz einer eigenartigen, individuellen Physiognomie werden wir diesem Gerümpel jedenfalls zu-

erkennen müssen; es ist mit den Grundbedingungen seines Wesens im vollsten Einklang.

Wir betreten eine enge Gasse. — Durch welche Fügung oder durch welche Umwälzungen das Pflaster sich hier wol gebildet haben mag? Eine planlose Aufschichtung von großen und kleinen Steinen neben willkürlichen Höhlungen, gemahnt es uns an das Bett eines versiegten Waldstromes.

Die Häuser dunkelroth, ockergelb und lichtgrün bemalt, mit weitvorspringenden Dachgesimsen und dicht vergitterten Fenstern, jedes mit einer frommen Inschrift über der Thüre, sind in das Halbdunkel eines Cypressenhaines getaucht. Sie sind aber außerdem baufällig. Von Ausbesserungen nirgends eine Spur. Die Garteneinfriedungen, erfolgreich bemüht, es den Häusern nachzuthun, sind voll Sprünge und nicht minder ruinenhaft. Hie und da überragt das belaubte und nicht minder bestaubte Geäste eines Ahorn- oder Feigenbaumes die Mauern.

Eine kleine unansehnliche Moschee und einige umgitterte Grabsteine vervollständigen den Charakter dieses stillen Wohnungsviertels, in welchem der Puls des Lebens kaum zu schlagen scheint. Zu gewissen Tageszeiten wird es Stunden hindurch von Niemand durchschritten, und die Häuser bleiben stumm und todt.

Nur ein aufmerksamer Beobachter würde hin und wieder hinter einem der Fenster oder Erkergitter einen weißen Schatten erlauschen. Vielleicht eine Matrone, die hier im engen Kreise lautlos waltend verblüht ist, oder ein junges Mädchen, deren Horizont nicht über diese vom Strom der Zeit an den Strand gespülte und dort vergessene Muschel hinüberreicht.

Man hat mir in Venedig von Leuten erzählt, die nie-

mals auf San Marco gekommen sein sollen. Ich wage anzunehmen, daß die meisten Inwohnerinnen dieser Häuser die große Brücke der Walide nie überschritten haben und einige wol nie über das Viertel selber hinausgekommen sind. Von den fränkischen Giaurs dürften sie kaum eine richtigere Vorstellung haben als die Eskimos von einer Giraffe.

Selten fällt der Klopfer an diese morschen Thüren, und nur in den Frühstunden rufen die Lebensmittelverkäufer, die ihre bepackten Mähren hinter sich herziehen, ihre Waaren aus und fünfmal täglich mahnt die schon etwas scheppernde Stimme des Viertel-Imam zum Gebet.

Hier in beschaulicher Zurückgezogenheit genießen subalterne Beamte auf Ruhegehalt und Kaufleute die nicht mehr nach dem Bazar gehen, meistens Greise, die Tage, welche ihnen Allah's Rathschluß noch zugemessen hat. In dieser besonderen Welt, fern von der Brandung die sich draußen bricht, im Dämmerlicht das niemals von diesen Gassen weicht, wird ihr Blick durch nichts beleidigt, was sie an eine entartete Zeit gemahnen könnte, an ein Treiben dessen sündhafte Thorheit manchmal die Geduld auf eine schwere Probe stellen könnte, mit welcher sie als verlorene Posten ihre Ablösungsstunde erwarten.

Hier thronen noch in ungestörter Behaglichkeit die weithin bekannten stambuler Straßenhunde, die anderwärts gleich den amerikanischen Indianern immer mehr zurückgedrängt werden. Wahrscheinlich haben sie nicht das Bewußtsein ihrer europäischen Berühmtheit und selbst wenn sie es hätten, möchte ich mich fast verbürgen, daß dies ihrer angeborenen Bescheidenheit ebensowenig Abbruch thun würde, als gewissen abendländischen Berühmtheiten der Zweifel, ob man auch am Goldenen Horn in gebührender Weise von

ihrer Wichtigkeit durchdrungen sei, deren Selbstgefühl schmälern könnte. Man hat diese friedliebenden Thiere stets verleumdet. Doch so hat man es in Bezug auf den Orient immer gerne gehalten. Hier hausen sie, alle derselben verkümmerten Wolfsrace entsprossen, alle in verwitterten Pelzen von ähnlicher Farbe, in Halbtönen zwischen schmutzig semmelfarb und schäbig graubraun. Eine Patriarchenfamilie, in welcher mehrere Generationen vertreten sind, hat sich hier unter den Thüren längs der Mauern in ihren Ritzen und in den Pflasterhöhlungen wohnlich eingenistet.

Würdige Graubärte, die das Bewußtsein eines knochenreichen Straßenwallens und manches überstandenen Schicksalpuffs tragen, dürfen hier ohne Sorge um die Fortdauer ihres Stammes, dem Ende entgegensehen. Zärtliche Mütter blicken hier stolz auf einen reichen Kranz von Sprößlingen. Diese runden und dabei zugleich viereckigen Wollknäuel scheinen in ihrer Erscheinung die Quadratur des Zirkels zu lösen. Nur die Gesetze des Gleichgewichts sind ihnen noch nicht erschlossen. Hin und wieder verkündet das gellende Gezeter des einen oder andern, den pädagogischen Einfluß einer väterlichen Schnauze. Narbenbedeckte Streiter, unter ihnen mancher dreifüßige oder einohrige Invalide, lagern kunterbunt in Knäueln oder langgestreckt rücklings oder auf dem Bauch, wie es sich eben fügt, auf dem erbgesessenen Boden.

Sie liegen wo und wie der Schlaf sie eben überkommt und der Schlaf überkommt sie immer. Sie weichen keinem aus, und wenn der Huf eines Pferdes sie aus ihren Träumereien schreckt, so schleppen sie sich langsam und sich gemüthlich streckend, etwas zur Seite. — Wozu die Eile? Man findet für alles Zeit, so lange man überhaupt Zeit

hat. — Sie sind harmlos und an Mißhandlung oder Rücksichtslosigkeit hier nicht gewöhnt. In den Vierteln wo die Giaurs hausen, geht es anders her, doch das kümmert diese nicht. Obschon die Nase des Hundes dem Muselman als unrein gilt und selbst ihre zufällige Berührung ihn zur Waschung veranlaßt, er also an seinem Heerde keine Haus- und Schooßhunde zieht, so beleidigt er doch keinen, ernährt die seiner Gastlichkeit empfohlenen Straßenbewohner und schirmt sie gegen jegliche Unbill. Jedes Haus trägt zur Fütterung der Herrenlosen bei, ihre Gasse ist ihnen Heimath und Vaterland.

An dieser halten sie fest und nur ihre Behauptung läßt sie manchmal das Kriegsgebell anstimmen und zur Vertheidigung des heimathlichen Pflasters gegen die nachbarlichen Dränger Alle aufrufen, selbst die säugende Matrone. — Der Kampf ist grimmig, wie die Wunden und zerfetzten Felle der winselnden Helden nach der Schlacht bekunden, vor allem aber ist er laut, ebenso laut als blutig und die Kehlen thun dabei nicht minder mit als die Zähne. — Offenbar, es besteht ein intimer Zusammenhang zwischen dem Treiben dieser Hunde und dem Thun der Menschen! Wehe, dreimal Wehe! dem Eindringling, der sich in ihre Grenzmarken verirren würde. Einen Hund in eine fremde Gasse übersiedeln wollen, hieße ihn rettungslos den Gebissen der auf ihren Territorialbesitz eifersüchtigen Freunde des Menschen überantworten. — Man sieht, Vaterlandsgefühl ist keine uns ausschließlich auszeichnende Tugend.

Es ist ein genügsames Völkchen, diese Köter, geduldig, in ihr Schicksal ergeben — echte Kinder des Orients! — Wenn es regnet, so trinken sie, wenn nicht, so heißt es dürsten, im Winter frieren sie unter Schnee und Frost und im

Sommer schmachten sie. Im Ganzen sind sie wohlauf und wissen nicht das mindeste von der Hundstollheit und sonstigen Gebrechen der civilisirten Hundesklaven. Die wissenschaftliche Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung überlassen sie den gelehrten Efendis im Frankenland. — Sie sind ohne Arg und Tücke, kurz, die besten Leutchen von der Welt. Nur wenn ein Franke seinen abentheuernden Stiefelabsatz in ihr Revier setzt, stimmt ein oder der andere erfahrene oder ahnungsvolle Posten sein Warnungsgeheul an, die Truppe belfert im Chorus und aus Leibeskräften mit, der schallende Steckbrief pflanzt sich von Gasse zu Gasse fort und der Wanderer im Hut kann von diesem Ehrengebell durch ganz Stambul hindurch geleitet werden. Zu weiteren Auseinandersetzungen kommt es jedoch nicht, so unwirsch der eine oder andere Matador auch dreinsehen mag. — Hebt der Angebellte den Stock gegen die Meute, dann kann er freilich ihre weißen Gebisse zu schauen bekommen, bückt er sich aber nach einem Stein, so stäubt sie heulend auseinander. Sie verachten die Hiebe, sind aber nicht wurffest.

Die meisten der erwähnten Häuser mit schmaler Ansicht, gewöhnlich zu zwei Stockwerken, haben keine Empfangsräumlichkeiten, sondern sind ganz als Hausinnere eingerichtet. Die Besitzer finden sich vor einem kleinen Kaffeehaus an der Platane des nächsten Platzes zusammen. Auf dem Platz hindert die Pflasterung den Graswuchs nicht, sich zu einer gewissen Entwicklung zu entfalten. Dort ist ihr Forum, ihre gemeinschaftliche Empfangsräumlichkeit. Mit der Außenwelt haben sie weiter nichts zu schaffen. — Ich schlenderte zu diesem Kaffeehaus hin und knüpfte dort mit dem weißbärtigen Imam, der sich eben das Haupt hatte rasiren lassen und nun mit seiner Wasserpfeife eine stille, aber nichts

desto weniger ausdrucksvolle Unterhaltung pflog, ein Gespräch an.

Als ich auf die wohlerhaltene Physiognomie des seiner Obhut anvertrauten Viertels zu reden kam, schien ich eine schwache Seite an ihm berührt zu haben. Eine verspätete Schwalbe schoß an uns vorüber. „Wallaha!" hub er an und wies dabei auf den Vogel, „denen haben wir's zu danken, daß wir nicht vom Feuer heimgesucht worden sind seit ich hier Viertel-Imam bin und ich bin noch unter Sultan Mahmud hierher gekommen, denen danken wir's, aber Allah weiß alles."

„Wie meinst Du das, Efendi," entgegnete ich.

„Einfach, jedes Haus hier hat ein Schwalbennest, und ich wache darüber, daß sie's wiederfinden. — Na, und Du weißt doch, daß der Prophet Noah den Schwalben gewogen ist." Er mochte meiner Miene abmerken, daß ich das nicht wußte und sah mich mißtrauisch an, einen Zug aus seiner Wasserpfeife schlürfend. Es galt einen Entschluß fassen, oder ich wäre um meine Aufklärung gekommen.

„Ich bin lange außer Land gewesen, Imam Efendi," erläuterte ich, „und da ist mir die Geschichte nicht mehr ganz gegenwärtig." Er streifte mich mit einem mitleidsvollen Blick. — So höre denn. „Die Giaur waren einmal recht übermüthig geworden, na, gerade so wie jetzt, aber damals sandte Allah viel Wasser über die Erde, um sie alle zu vertilgen. Nur der Prophet Noah durfte sich einen großen Kaïk zimmern und sich mit seinem Harem und mit je einem Paar von allem Gethier aus der Wassernoth retten. Der Prophet aber hatte bald in seinem Kaïk nicht geringere Noth. Sein Harem fing an zu zanken und das steckte die Thiere an, daß sie sich herumbalgten und den Kaïk beinahe zum

Umkippen gebracht hätten. Nicht genug an dem. Im Durcheinander hatte sich eine geängstigte Ratte daran gemacht, ein Loch in den Kaïk zu nagen."

„Was blieb zu thun?" Da wand sich die Schlange und sprach — der Gottgesandte verstand nämlich die Sprache der Thiere — „O, Prophet, versprich mir zu gewähren, was ich begehre, und ich rette den Kaïk."

„Rette den Kaïk, o Schlange," erwiderte der Prophet. Die Schlange rollte sich nun rasch über die Oeffnung und verstopfte sie — der Prophet und die Seinen schöpften das eingedrungene Wasser aus — der Kaïk wurde flott und war gerettet. Als die Sündfluth vorüber war, kroch die Schlange heran.

„Ei, Prophet, erfülle jetzt Dein Versprechen."

„Was begehrst Du, Schlange?"

„Das süßeste Blut."

„Allah! Wie kann ich das süßeste Blut erkennen?" erwiderte der Prophet.

„Sende die Siwri-Sinek (Mücke) aus, die hat einen feinen Geschmack, und soll uns berichten," erwiderte das tückische Gewürm.

Mochte dem Propheten sein Versprechen auch gereuen, Wort ist Wort. — Er sandte die Siwri Sinek aus und erwartete tief bekümmert ihre Botschaft.

Das hatte die Schwalbe bemerkt und flog davon. Sie begegnete der Siwri-Sinek.

„Nun, Siwri-Sinek," sagte sie zu dieser, „welches Blut ſt das süßeste?"

„Das Blut des Menschen," entgegnete die Mücke.

„Laß sehen," darauf die Schwalbe.

Die Mücke wies ihre Zunge, von einem Tröpflein

Menschenblut geröthet. Schwupps! Die Schwalbe hatte ihr die Zungenspitze abgebissen. Sss . . Sss . . schwirrte die Mücke durch die Luft zum Propheten.

„Nun, Siwri-Sinek, sprich!“ —

Die Schlange harrte mit gierigen Augen der Auskunft.

„Sss . . . . Sss . . . .“ summte die Mücke.

„Sprich, Siwri-Sinek!“ schrie die Schlange ärgerlich.

„Ich beschwöre dich, Siwri-Sinek,“ sprach der Prophet, sich den Bart streichelnd. „Gieb uns Deinen Bericht.“ Sss . . . . Sss . . . . . . Weiter war aus der Mücke nichts herauszubringen.

„Wer hat mir das gethan?“ kreischte die Schlange.

Die Mücke umkreiste die Schwalbe. Die Schlange schoß wie der Blitz nach dem Vogel, dieser aber noch rascher, entwischte, freilich nicht ohne einen Theil seines Schweifes im Rachen der wuthschnaubenden Schlange zurückzulassen. Darum beschirmt der Prophet Noah die Schwalben. — „So, nun weißt Du es,“ und er that einen tiefen Zug aus dem Schlauch.

Und so wußte ich denn, weßhalb das Viertel bei Laleli Tchamessi erhalten geblieben ist, und es mir vergönnt war, zum Behufe weiterer Kenntniß, hier seine Skizze zu versuchen.

IV.

Türkisches Fahrzeug und türkisches Fuhrwerk.

Wir sind zur Brücke, der Hauptader des geschäfttreibenden Stambuls gelangt und wenden uns zur Aussteigtreppe der Kaïks, nahe dem Hauptzollamt.

Einige Dutzend dieser Barken drängen sich mir entgegen. Welch ein Tumult! Welches Geschrei!

„Efendi, zu mir! fünf Piaster!"

„Vier Piaster, vier!"

Unbekümmert um die Minuendo-Lizitation wähle ich die Barke, die am leichtesten zu erreichen ist. Sie schwankt, aber ich sitze, natürlich auf türkische Art, wie der Kaïk es fordert.

Der Kaïk legt vermöge seiner eigenthümlichen Bauart dem Fahrenden, der auf seinem Grunde kauert oder liegt so daß nur seine Schultern die Barkenwände überragen, die Nothwendigkeit auf, die Regeln des Gleichgewichts zu beobachten. Eine Versündigung dagegen könnte ihn leicht zwingen, sein Schwimmtalent erproben zu müssen.

Die Kaïks sind direkte Abkömmlinge der bei den Türken von Alters her gebräuchlichen Fischerkähne, deren man an den anatolischen Küsten noch viele antrifft, lange, spitzauslaufende Barken mit geringem Tiefgang.

Der, den ich gewählt habe, ist neu; die lichtbraune Politur strahlt in ungetrübtem Glanz, die Kissen aus kirschrothem Tuch, sind ohne Makel.

Mein Kaïk ist eingeklemmt, er stöhnt und knarrt. Thut nichts, der Kaïkdji findet seinen Ausweg. Durch den Knäuel von Kaïks, von frischduftenden Gemüseschiffen, beladenen Lastkähnen und Schiffsbooten, wo ein Höllenconcert von englischen Flüchen, griechischen Zurufen, maltesischen Blasphemien und von Schimpfworten aller Zungen die Sinne betäubt, versteht er sein schwankes Fahrzeug durchzuwinden. Er lenkt mit sicherm Blick und nerviger Faust, mit eisiger Ruhe und rascher Entschlossenheit sein Fahrzeug durch alle Gefahren und Hindernisse, deren der Hafen am Goldenen

Horn, einer der belebtesten, bewegtesten der Welt, nicht geringe und nicht seltene bietet. Man muß sehen, wie er ihn bei hochgehender See auf dem Kamm der Wogen dahinfliegen macht, um seine Geschicklichkeit und Kraft vollkommen würdigen zu lernen.

Ein Bazar-Kaïk (zu deutsch Marktbarke), der als Omnibusschiff den Verkehr zwischen den verschiedenen Landungsplätzen vermittelt, vollgepfropft mit verschleierten und beturbanten Passagieren, kommt schwerfällig zu unserer Rechten heran, uns zur linken schlägt ein kleiner Dampfer die Fluth, hinter uns setzt sich ein Postdampfer in Bewegung.

„Kaïkdji, hab Acht!“

Er zuckt die Achseln, zwei kräftige Ruderschläge und der Kaïk schießt fast unter dem Rad des Dampfers in dem quirlenden Wasser nach links hin, gerade zwischen zwei Barken hindurch, die von der anderen Seite des Dampfers herangeflogen kamen.

Die Unfälle, welche sich auf der neueingeführten Tramway ereignen, bereichern über Gebühr die Rubrik „Lokalnachrichten“ in den Konstantinopeler Blättern, aber von Kaïk-Unfällen ist äußerst selten etwas zu vernehmen. Und wenn ein solcher wirklich vorfällt, so bin ich eher geneigt, ihn der Ungeschicklichkeit des Fatums, als der eines Kaïkdji aufzumutzen.

Der Kaïkdji hat in Geschicklichkeit nur einen Rivalen, den venetianischen Gondelier, zu dem er sich jedoch in Bezug auf Kraft verhält, wie das frischlebendige, mitunter reißende Wasser des Bosporus, zur trägen Fluth der Lagunen und Kanäle.

Der Kaïkdji hält auf seine Person und auf seinen Kaïk, den er bürstet und putzt und glänzt, wie eine Katze ihr

Fell, auf den er stolz ist, wie es nur immer ein Wiener Fiaker auf sein Gespann zu sein vermag. Das lange Ruder in der Faust, läßt er sich ebenso ungern wie dieser überholen, nur daß der Fiaker bei einem vorkommenden Wettfahren blos Peitsche und Pferde, der Kaïkdji aber seine ganz eigenen Lungen einzusetzen hat.

Die Kaïks haben im Bosporus beinahe dieselbe Wichtigkeit, wie die Gondeln in den Canälen Venedigs.

Der Bosporus, dessen meilenlange Ufer auf beiden Seiten mit Jali (Bospor-Landhäusern) besät sind, repräsentirt Stambul im Sommerkleid. Aus diesem Umstand schon erhellt die Bedeutung des Kaïk.

Fast alle Jali-Inhaber, aber auch die meisten Jali-Miether besitzen ihre Privatkaïks.

Die Zahl der Ruder richtet sich in erster Linie nach dem hierarchischen Rang und auf Grund dieses nach dem Vermögen des Kaïkbesitzers. Den Reichsministern und den Gesandten fremder Mächte sind ausschließlich Kaïks mit fünf Paar Rudern gestattet. Die Ersteren beginnen jedoch von diesem kostspieligen Ceremonielvorrechte einen äußerst mäßigen Gebrauch zu machen. Auch die Würdenträger vom Range der Baala, denen der im Orient häufig usurpirte „Excellenztitel" von rechtswegen zukommt, haben ihrem Vorrechte auf vier Paar Ruder aus aufgezwungenen Oekonomie-Rücksichten entsagt.

Beiweitem zahlreicher noch als die Privatkaïks sind die Miethkaïks. Diese unterscheiden sich äußerlich durch nichts von den ersteren. Desgleichen die Kaïkdji (Barkenführer).

Den Kaïkdji kleidet das weitärmelige über die Brust geöffnete Hemd aus roher oder aus Brussaseide. Das rothe Fez, die bis an die Knie reichenden Pluderhosen aus weißem

Waschstoff und ein Gürtel aus buntfarbiger Seide vervollständigen seine einfache, aber kleidsame Tracht, die sich oft durch den ebenmäßig entwickelten Körperbau des Trägers und durch die Kraftäußerungen seiner Bewegungen zu malerischer Schönheit erhebt.

Die Kaïks der Palastdamen sind in weiß und Gold ausgestattet.

Von Ortakoï setzen wir ans anatolische Ufer nach Beyler-Bey über.

An jeder Landungstreppe sind Kaffeehäuser entweder auf Gerüsten ins Wasser hinausgebaut oder unter schattigen Bäumen.

Schlendern wir längs des Ufers hin. Die Wege sind einsam. Man begegnet hin und wieder einem Diener aus einem der Jali, oder einem Kinde, oder einer Gruppe Frauen. Dieses Gestade gehört dem officiellen Konstantinopel, und dieses befindet sich jetzt in seinen Amtssitzen. Sollte uns ein Efendi begegnen, so kann es nur ein solcher sein, der zeitweilig außer Thätigkeit gesetzt, abwartet, bis sein Kismét ihm wieder gestattet, ein Plätzchen am Bankett der Gnade einzunehmen.

Der vollkommene Friede in diesen Bospordörfern berührt wohlthuend auf die lärmende Bewegung der Stadt.

Langsam und schwerfällig kommt eine hochräderige Araba des Weges.

Ich hatte seit einem letzten Spaziergang an den „anatolischen süßen Wässern" der im Hochsommer vielbesuchten Freitags-Promenade der schönen Stambuler Welt, also seit Jahren, keine Araba mehr zu Gesicht bekommen. Auch dort werden diese Fuhrwerke von Jahr zu Jahr seltener angetroffen und dürften binnen Kurzem gänzlich

aus der Bosporusstadt verbannt und in das Innere verwiesen werden, um dort ländlichen Hochzeiten und Festlichkeiten ein höheres, ob auch vom hauptstädtischen Standpunkte aus antiquirtes Lustre zu verleihen. Stambul ist eben eifrig bemüht, sichtlich rasch das eigenthümliche Gepräge der Erscheinungen abzustreifen. Die muselmanischen Damen des high-life bedienen sich schon längst des abendländischen Coupés, das nur durch eine kühnere Farbenzusammenstellung, durch eine mehr oder minder vordringliche Vergoldung und durch einen verschwenderischen Aufwand an Spiegelfenstern zum Einklang mit dem Localton in Landschaft und Bekleidung gepreßt wird. Selbst die bescheidenste Efendi-Hälfte bedient sich bereits zu ihrer Promenadenfahrt der Talika, einer länglich geformten Miethkutsche im Styl Louis XV., nicht weniger mit Farben und Vergoldung bedacht als die Araba, aber viel neumodischer als diese.

Der nahenden Araba mangelt kein Bestandtheil; weder der flockicht gewebte Ueberhang aus rother Schafwolle, der über die Reifen gespannt als Baldachin gegen die Sonnenstrahlen schützt, noch die Leiter, mittelst welcher die Schönen auf den hohen Karren mit einiger Gymnastik hinansteigen, noch auch das goldgestickte, mit Spiegeltheilen verzierte Geschirr für das Ochsengespann; nichts fehlt, selbst nicht das halbe Dutzend kichernder Weiblein, die auf diesem Karren Schritt für Schritt nach den „süßen Wässern" hingeradet werden.

Auch eine Matrone kauert auf den mit Alepposeide überzogenen Kissen. Und wie ängstlich, ernsthaft ist sie verschleiert, oder besser — verhüllt. Eine derartige Verhüllung erregt heutzutage selbst an den „süßen Wässern" Aufsehen. Nach diesem Schnitt und Recept vermummt sich

am Bosporus Keine mehr, außer, sie würde ihre Urenkel unter die Platanen begleiten.

Die Mode war gang und gäbe, als die ochsenbespannte Araba nächst der Kotschu noch das einzige Gefährte der Haremschönen war. Bei Benützung der Kotschu (wahrscheinlich von dem deutschen Worte „Kutsche" stammend) — einem quadratförmigen, gewissenhaft verschlossenen, mit Tuch oder Seide ausgefütterten Kasten, dessen Luftlöcher vergoldete Stäbchen umgitterten — mußte die Schleierhülle freilich als überflüssig erscheinen. Die Dichtigkeit der Verhüllung unserer Matrone schreibt sich also noch aus jener Zeit, wo der schwarze Tugendwächter mehr als ein bloßer Luxussklave und ein Aushängschild der Vornehmheit war.

Die Araba, die Kotschu, der Schleier und die Schwarzen haben unter dem wechselnden Mond schönere Tage gesehen. Heute ist der Schleier nichts weiter als ein Toilettenpfiff, als ein Verschönerungs- und Verjüngungsmittel; zwar nicht dem Gatten gegenüber, sondern vor „den Anderen", und das wird zur Hauptsache, im Schatten der Bospor-Platanen ebensowohl, wie in den Prater-Alleen. Heute zählt bei den Orientalinnen der Schleier mit dem poudre de riz, dem blanc und den sonstigen Correcturen, in das Arsenal weiblicher Angriffswaffen. Die elegante Türkin weiß heute bereits den Schleiervorwand so zu verwerthen, das Gazespinngewebe mit demselben Raffinement zu behandeln, wie allenfalls die Andalusierin die Mantilla oder ihren Fächer und wie die immer weniger und weniger verschleierten Schönen entre deux âges unserer Zone das Halbdunkel einer Jalousie oder die Dämmerung damastener Fenstervorhänge.

Eine gewandte Haremskönigin versteht sich darauf, den

Schleier so zu nesteln, so zu drapiren, daß ihre Erscheinung einen ähnlichen Eindruck wie gewisse Schlußpointen bei gelungenen Stimmungsgedichten hervorruft. Sie sprechen weniger genau aus, als sie den Anschauenden das nicht Ausgesprochene ahnen lassen und durchzuempfinden zwingen. Das Wort bricht ab, die Phantasie des Lesers aber ist angeregt weiter zu spinnen und ergänzt vollkommener, wärmer, als es das klar ausgesprochene Wort vermocht hätte . . .

Wie flüssig gewordener Türkis liegt die Wasserfläche zu unseren Füßen. Während am Morgen und gegen Abend Dampfer und Kähne sie lebhaft durchkreuzen, furcht jetzt nur selten ein Schiff ihre Fluth, gleitet nur hie und da ein leichtbeschwingter Kaïk über ihren Spiegel. Vor einem oder dem andern Jali ruht ein Boot. Kinder hocken lautlos darin und blicken geduldig nach der Angel, die der alte Diener ausgeworfen hat. Ein Seegeier zieht weite Kreise in der Luft; er scheint kaum die Schwingen zu bewegen. Hier hat Niemand Eile. Diese ganze Natur athmet Beschaulichkeit.

V.

Pera und die Peroten.

Pera ist die europäische Vorstadt Stambuls. Eine Stadt in der Stadt, die Colonien aller Nationen, jede unter ihrer eigenen Gerichtsbarkeit, beherbergt wie einst das Rhodos der Malthesor Ritterschaften „verschiedener Zungen“; ein Bund von Gemeinden außer dem Staat, die alle Vortheile des Staatswesens genießen, ohne an seinen Lasten theilzunehmen; ein Monstrum nach unseren staatsrechtlichen Begriffen.

Pera ist ein Stadttheil, der im Aussehen Ansprüche auf Europäerthum zur Schau trägt, sie aber nur im einzelnen Detail zu rechtfertigen vermag; ein charakterloses, in allen Stylproben der Seestädte des mittelländischen Meeres zusammengewürfeltes Häusergesindel, in dessen Schooße die Feuersbrünste eine „Straßenerweiterungs-Commission" und die freilich durch gewaltsame Sichtungen zur passiven Minorität herabgedrückten Straßenköter die Sanitäts-Polizei" vertreten. Pera ist auf einem der sieben Hügel Konstantinopels erbaut; knapp über seiner Wiege Galata, der einst genuesischen, jetzt kosmopolitischen Handelsstadt.

Ueber sich den azurblauen Himmel der Kalifen-Residenz, sieht es in süßem Selbstbehagen von der freundlichen Höhe auf die minaretgeschmückte Türkenstadt, auf den stets von Dampfern durchfurchten Bosporus, auf den mit allen Flaggen bedeckten Riesenhafen und auf das inselumschäkernde Marmarameer herab. Es beneidet keine europäische Schwesterstadt weder um ihre Lage noch um ihre Gerechtsame und hätte auch wahrlich keinen Grund hiezu. Pera war ursprünglich ausschließlich der Wohnsitz für Vertreter der christlichen Mächte.

Die Frankencolonie in ihrer heutigen Gestalt ist eine Bildung der jüngsten Zeit. Noch vor wenig Decennien bestand sie blos aus Anhängseln der Gesandtschaften und deren damals schüchternem Hof von Kaufleuten, die von dem dumpfen, tiefliegenden Galata auf die luftigen, hellen Höhen übersiedelt waren.

Wenn man einige wenige Familien ausnimmt, deren Namen auf eine directe oder indirecte Abkunft von italienischen Patriziern schließen lassen, so ist der nächste Ursprung selbst ihrer sogenannten Stammfamilien in ein tiefes Dunkel gehüllt.

Die perotische Familie ist zumeist ein Gemälde ohne perspectivischen Hintergrund. Niemand forscht übrigens hier zu Lande, wo es Brauch ist aus den Strom zu schöpfen, nach den Quellen, und die Betreffenden, die schon als Neu-Orientalen keinen Vergangenheits-Cultus treiben, vermeiden gerne jede Erinnerung über die letzten 10—20 Jahre zurück, sei es nun aus Eitelkeit oder aber aus tiefer liegenden Ursachen. Als Ahnenbilder figuriren im besten Falle die vergilbten Photographien eines Papa oder einer Mama und zwar aus jener Epoche ihres gesegneten Wirkens, wo Ersterer sich bereits zum Titel „Monsieur" emporgeschwungen und Letztere in ihre Toilette zum junggewohnten Kopftuch einen seidenen Rock eingeschmuggelt hatte.

Der Bevölkerungszuwachs ist besonders seit dem Krimkrieg merklich. Er besteht zumeist aus Speculanten und Glücksjägern, welche mißliche Umstände in der Heimat oder aber die Hoffnung, rasch glücklich, das heißt „reich" zu werden, angelockt hatten. Moderne Argonauten, die zum Goldenen Horn ziehen, um ein Stückchen davon, je größer je lieber, zu erbeuten und dasselbe sodann gemünzt im spröden Vaterlande zu verwerthen. Zum Theil besteht er aus europäisirten Griechen und Armeniern, welche die italienische Oper, das französische Vaudeville, der Alkazar und sonstige Belustigungsorte oder zum mindesten die Gasschnäbel, welche diese Vorstadt verkehrsfähig machen, bestimmt hatten, aus den minderbegünstigten Stadtvierteln dahin zu übersiedeln. Die jüngere Generation dieser Letzteren und ein Bruchtheil der eingewanderten Fremden verschmelzen sich endlich mit den Stammbewohnern zur typischen Gattung der „Peroten", denen dieses Capitel gewidmet ist. Ich glaube hier betonen zu müssen, daß viele von den Fremden in den

landsmannschaftlichen Colonien ihre nationale Eigenart bewahren. Insbesondere gilt dies von den germanischen Racen. Die meisten Deutschen z. B. widerstehen hartnäckig jeder Verschmelzung mit dem perotischen Element. Sie leben unter sich und besuchen eigene Locale, ihre „Teutonia", ihre Liedertafel, ihre deutschen Wein- und Bierhäuser.

Auch jenes Contingent Ausländer, das auf kurze Dauer das Pflaster Pera's betritt (möge der Leser diese gangbare Ausdrucksform nicht allzu buchstäblich nehmen), gehört nicht in den engen Rahmen unserer perotischen Welt, wenngleich der „königmachende Pole", der throneſtürzende Spanier, der durch Civilisations-Import beglückende Pariser, der in Projecten machende Brite, der Tourist und der Alterthumsforscher, die Wittwe des Colonel die auf einen tröstenden Pascha fahndet, die fahrende Diva, die ruinensüchtige Lady und die Proseliten witternde Missionärin aus Boston oder vom Stillen See, mächtig dazu beitragen, dem immer bewegten Frankenviertel die kaleidoskopische Färbung der Universalität zu geben.

Das Leben in den Straßen Pera's ist lärmend wie in fast allen südlichen Seestädten, aber buntfarbiger, als in irgend einer.

Die Bewegung in den Straßen hat täglich ihre Ebbe und Fluth. Am Morgen wogt, als gälte es eine Massenauswanderung, die männliche Bevölkerung hinab nach der winkelreichen Hafenstadt Galata, wo sich die Geschäfts-Etablissements, oder nach Stambul, wo sich die Bazare und die Regierungsbureaux befinden. Die Reiter gelangen nur Schritt für Schritt an ihr Ziel, oftmals durch den bergabdrängenden Menschenknäuel im Vorwärtsschreiten gehemmt.

Gegen Abend drängt dieselbe Menge nach Pera zurück, dann füllen sich die Hotels, die dining-rooms, die Restaurants, die orientalischen Garküchen; dann bevölkern sich die Kaffeehäuser verschiedenster Schattirung, von der inländischen Kaffeebude bis zum Pariser Café und zum Conditorei-Laden; dann lebt Pera sich selbst und seinem Vergnügen.

Ich glaube mich über Pera hier genügend ausgelassen zu haben, um endlich auf seine Stammbewohner überzugehen.

Der Perot hat kein Vaterland und keine Nationalität, wenn auch jede Familie in den Registern einer Gesandtschaftskanzlei als „schutzbefohlen" eingeschrieben ist; er ist ein Drittel Lateiner, ein Drittel Grieche und ein Drittel „alle Welt". Der Perot parlirt in vielen Sprachen, oft in einem Gemisch von Sprachen, ohne eine zu wissen. Er ist gewandt und findig in Interessenfragen wie ein genuesischer Mäkler und dabei unwissend wie ein spanischer Mönch. Das deutsche „seinen Unterhalt verdienen" paßt auf ihn weniger als das französische gagner son pain (sein Brod gewinnen). Und wie leicht gewinnt er Geld, viel Geld in Konstantinopel, diesem Californien des Unternehmenden. Er kleidet sich nach der letzten Mode, wohnt je nachdem und ißt schlecht. Er ist Kleinstädter mit den Mätzchen des großstädtischen petit maître und dem Blick des Welthändlers.

Er ist überdies und insbesondere ein Kind jenes Pera wo das elegante Pariser Magazin am defecten Käsestecher-Laden, wo das Prachtgebäude an der verfallenen Holzbaracke eine Folie hat und wo der Kern Staub und Schmutz, wenn auch schimmernder Staub und gefirnißter Schmütz ist, darin sich die goldene Sonne des Orients spiegelt.

Die Perotin ist die würdige Tochter, Gattin und Mutter des Peroten. Die Bezeichnung „schöne Hälfte" scheint mir auf die Perotin vollkommen anwendbar. Sie ist schön, sehr schön, wenn die Natur sich nicht besonders capricirt, sie anders zu gestalten. Freilich liegt ihre Schönheit mehr in der äußerlichen Form, in den Contouren; Psyche und die Grazien verklären sie nicht, durchgeistigen sie nicht. In ihren körperlichen Reizen sind auch ihre größten Vorzüge zu suchen. Die Perotin hält mehr auf das Geschmeidekästchen als auf den Linnenschrank, geht öfter zur Kirche als sie betet, ist mehr berechnend als romantisch, mehr sinnlich als schwärmerisch.

Ihr Auftreten in der Außenwelt entbehrt jeder Sicherheit, und der Mangel derselben macht sie gespreizt, ja leicht unhöflich erscheinen; sie glaubt sich durch den Gruß eines Mannes compromittirt. Die Eischale der orientalischen Schleierverhüllung klebt ihr am Chignon.

In der (für die rasch verblühende Perotin sehr fatalen) Epoche „zwischen zwei Altern" verbringt sie den Tag zwischen Schminktopf und Cigarrettenbüchse.

Die eigentliche Perotengesellschaft krystallisirt sich um eine sogenannte Crême. Diese sieht auf den neuperotischen Zuwachs herab, wie die Marquisen des noblen Faubourg auf die Parvenus und auf die Ministerweiber des Usurpators herabblickten. Da sie jedoch andererseits die Gefahr erkennt von der Zahl und dem Besitz der Eindringlinge überfluthet zu werden, so entschließt sie sich hin und wieder zu Zugeständnissen und erweitert ihren Kreis durch Verschwägerungen und sonstige Anknüpfungen. Die Familien dieser Crême, die in Ermangelung von Stammbäumen hin und wieder mit Stammruthen zu prunken in die Lage

kommen, und deren einige, wenn schon nicht auf „blaues“, doch wenigstens auf „violettfarbenes“ Blut Anspruch erheben dürfen, sind Jene der Gesandtschafts-Dolmetsche, deren Abkömmlinge und Seitenlinien. Sie zählen mit kastilischem Stolz mehrere Generationen, die von Vater auf Sohn verschiedene fremde Vertretungen und wäre es auch blos die der „allgetreuen Majestät von Portugal“ oder der „sehr ehrsamen Hansa“ mit zungengewandten Dolmetschen versorgt haben.

Man muß in Konstantinopel gelebt haben, um den Glanz, den die „Dolmetsch-Würde“ verleiht vollkommen würdigen zu können, man muß Einblick in die Coulissen an der „Hohen Pforte“, an den Gesandtschafts-Bureaux und an den Comptoirs der Finanzgrößen haben, um den tiefeingreifenden Einfluß der „Dolmetsche“ begreifen zu können. Diese erbgesessenen Patrizier-Familien vom Zungenadel, deren Manche das Land, dem sie officiell ihre Vermittlung leihen, nur aus der Geographie kennen, kreisen als Trabanten um die Gesandtschaftssonnen, welche der perotischen Gesellschaft Licht und Wärme spenden.

Das gesellschaftliche Leben, wenn von einem solchen in Pera überhaupt die Rede sein kann, beschränkt sich auf die Gesandtschaftshotels.

Die neu auftauchenden Gestirne in den gesandtschaftlichen Sonnensystemen erringen sich ihre Plätzchen durch den Nimbus des Vermögens, oder aber durch schöne Frauen und Töchter. Unter der Flagge der Schönheit gelangt der Emporkömmling am leichtesten zur gesellschaftlichen Anerkennung. Denn die Einladungskarte mit l'Ambassadeur de . . . . . prie etc. gilt in Pera als unanfechtbares Adelsdiplom.

Die Aufmerksamkeiten, die ein Diplomat oder gar ein

Botschafter einer Perotin widmet, noch mehr aber seine galante Werbung, sind für dieselbe das, was das Tabouret am bourbonischen Hof war und mögen die minder Bevorzugten sich Bläschen auf die Zunge zischeln, was verschlägt es? Die Glückliche schwelgt in dem Bewußtsein ihrer Würde, ihrer anerkannten, patentirten Verdienste. Doch der Gemahl? Nun der Gemahl, pardieu! hängt die seinem Haus widerfahrene Ehre an die große Glocke und benützt die hohe Vertraulichkeit im Interesse des einen oder des andern Geschäftchens, das er mit den „barbarischen" Türken abzuwiegeln hat.

Béranger's bekannte Chanson:

„On dit, j'en suis convaincu,
Que vous me faites . . .
Quel honneur, quel bonheur.
Monsieur le Senateur,
Je suis votre très humble serviteur etc."

erhält durch manchen perotischen Gatten eine treffende Randzeichnung.

Natürlich erfreuen sich in erster Linie die Vertretungen der dominirenden Großmächte des Privilegiums derartiger Standeserhöhungen. Der Botschafter Napoleon's war zur Zeit des Kaiserreichs der Jupiter par excellence im perotischen Olymp. Ein Zucken seiner Brauen, ein Lächeln seines Mundes machte daselbst Regen und Sonnenschein. Der Toilettenluxus den die Damen auf Bällen, Routs, Concerten u. s. w., die in Gesandtschaftshotels stattfinden, entwickeln, grenzt ans Fabelhafte. Wenn nun auch manche „rivière" die um einen Nacken blitzt, der den Meißel eines Phydias begeistern müßte, für den Abend geborgt wurde, wenn auch „pierres de Strass" in Pera ein viel-

gesuchter und gern verwendeter Artikel sind, so steht der Aufwand bei vielen Schönen dennoch im grellen Widerspruch mit den Vermögensverhältnissen ihrer Gatten.

Der äußere Schein, dem in der sogenannten „schönen Welt" überall geopfert wird, ist in Pera zum Kultus erhoben. Die Perotinnen pflegen ihn mit frenetischer Andacht.

Die perotische Gesellschaft weist gewisse verwandtschaftliche Züge mit jener von Bukarest auf. In Beiden ist Alles Oberfläche; und wenn keine von sich sagen darf: „Ich bin besser als mein Ruf," so darf man von beiden behaupten: „das Schönste an ihnen ist, was man eben sieht." Freilich hat die Letztere einen mehr russisch-aristokratischen Zuschnitt, auch mehr Temperament; der Geist ihrer Kreise ist ein Ableger vom esprit des quartier latin. Die Erstere hingegen hat die Dollmetsch-Bureaux und das Geschäftscomptoir zum Hintergrund; der geistige Zug, der sie belebt, schleppt immer Ziffern hinter sich.

Man könnte die Lebensanschauung der perotischen Gesellschaft tolerant nennen, wenn die scheinbare Toleranz sich dem Beobachter nicht vielmehr als Mangel an sittlichem Bewußtsein darstellte.

Der gesellschaftliche Ton in perotischen Cirkeln nimmt stets einen kühnen Aufflug zur Stimmung des Pariser Salons letzter Kategorie unter dem „empire," endigt aber gewöhnlich im Fischschwanz des localen Börsenjargons. Ich war Zeuge, wie auf einem Ball beim französischen Botschafter ein eingeborner Dandy einen Diener mehrmals mit „garçon" apostrophirte, bis endlich die tiefverletzte Livrée gegen die Degradirung zum „Kellner" Protest erheben zu müssen glaubte und im Interesse der Ehre des markgräflichen Hauses ihr Lakaienamt durch folgende Lection feststellte:

„Entschuldigen Sie, mein Herr, wenn ich Ihnen respectvollst bemerke, daß in den Salons des Herrn Marquis von Moustier keine garçons (Kellner) dienen.“

Die Conversation spinnt um galante Intriguen oder dreht sich um den Tagesklatsch, in welchen sich Geschäfts-Speculation und auch Politik mengen, freilich nur Personal-Interessen-Politik.

Das Clubwesen, welches in einem vom früheren britischen Botschafter Sir H. Bulwer gegründeten Cercle diplomatique seine erste Blüthe trieb, hat sich seitdem entwickelt; ihre Frucht ist das große Casino, in welchem man eigentlich Nichts zu suchen hat wenn man nicht spielt, doch das ist keine besondere Eigenthümlichkeit des perotischen Casino's.

Literatur und schöne Künste sind dem Peroten ziemlich fremd; ihren hohen sittlichen Zweck, ihre Bedeutung ahnt er nicht. Wenn er belesen ist, so ist er es von Montépin zu Paul Feval. Von Classikern und gediegeneren Werken kennt er höchstens den Bücherumschlag. Die „Cameliendame“ zählt für ihn im Repertoire des französischen Theaters zu den gediegensten Tragödien aller Zeiten. Nun, auch auf diesen Gebieten lassen sich Anknüpfungspunkte zwischen Pera und dem Publikum selbst deutscher Städte finden. Die musikalische Bildung nährt sich an Verdi und Donizetti — fügen wir noch Meyerbeer hinzu.

In jeder Stagione bringt die über den Winter engagirte Operngesellschaft „Trovatore,“ „La Traviata“ und „Lucrezia“ zur Darstellung. Nun werden die gangbarsten Arien aus denselben, und zwar mit Vorliebe die „Zigeunerchöre“ aus den ersteren und das Trinklied aus der letzteren jahrüber von den schönen Fingern der Perotinnen den Pianinos mit rücksichtsloser Consequenz auferlegt.

Das Innere des Hauses ist bei den Reichen mehr prunkvoll als wohnlich eingerichtet; man findet kostbare Nippsachen, aber wenig Gegenstände die zum Comfort beitragen. Das Leben in der Familie hat eine süditalienische Färbung, wie denn Pera überhaupt das wälsche Europa, freilich mit besonderer Berücksichtigung der Kehrseiten und mit einer ausgesprochen neugriechischen Beigabe, repräsentirt.

Dem Ottomanenthum gegenüber hält es sich indeß mit der vollen Ueberhebung des Emporkömmlings und mit der ganzen Dreistheit des Halbwissenden, als den Repräsentanten und Träger abendländischer Cultur. Trägt der Perote doch einen Cylinderhut und die Perotin Chapeaux de Paris. Was Wunder, wenn sich nach diesem Muster der Ottomane nur eine geringe Meinung von der abendländischen Gesittung bildet und von ihren Früchten nicht begehrt; was Wunder, wenn er im Gefühl seines gediegeneren Werthes auf ein Gemeinwesen niederblickt, dessen Kern hohl, dessen Schale Rauschgold ist.

Der Ottomane bewegt sich auch selten in Pera, wo er so zu sagen auf seinem eigenen Boden ein Fremdling geworden ist. Nur an Feiertagen sieht man die Pfortenbeamten in größerer Menge durch die Hauptstraßen wandeln. Die verschleierten Haremsköniginnen hingegen sind häufigere Gäste in Pera. Sie kommen, die Vornehmen zu Wagen und gefolgt von ihren schwarzen Tugendwächtern, um die Modeladen des Frankenviertels zu durchstöbern. Es gibt ja von den fränkischen Moden immer etwas abzugucken und auch dies und jenes in die orientalische Toilette aufzunehmen; hat diese ja doch längst dem ursprünglichen Gepräge entsagt.

Auch Pera geht einer raschen Umwandlung seiner

Toilette und seines Wesens entgegen. Die Eisenbahnverbindung zwischen Konstantinopel und dem Westen wird dieselbe beschleunigen und Pera seiner Physiognomie, wie seiner anormalen Privilegien entkleiden. Schon jetzt kann Pera in seinem eigenen Wesen nicht versumpfen, dank den anregenden und befruchtenden Elementen welche die Diplomatie und der große Handel der Weltstadt Konstantinopel beständig zuführen. Pera wird von Fremden überfluthet, die Eigenthümlichkeit des Peroten verwischt, sein Agenturgeschäft in abendländischer Culturvertretung brachgelegt. Durch den Niedergang dieses Factors dürfte der Civilisationsproceß am Goldenen Horn kaum gestört werden. Der fortschrittliche Entwicklungsgang im Orient kann ihn entbehren.

VI.

Der Rhamadan in Stambul.

Ein Kanonenschuß, ein zweiter, ein dritter! Wir hören auf zu zählen: ringsum senden die Feuerschlünde im Chorus ihre Donner über Stadt und Meer.

Der Imam hat den Neumond erblickt und der Eintritt des Rhamadan ist beglaubigt.

Somit beginnt im Bereiche des Islam für das Jahr 1293 der Hedschire das dreißigtägige Fasten, welches der Koran den Gläubigen vorschreibt, ein Fasten nicht im Sinne unserer Frommen, die in den Fastenspeisen eine würzende Abwechslung suchen, wie ein Raucher die Cigarrengattung wechselt, damit ihm seine Lieblingssorte wieder besser munde, auch nicht im Sinne der griechischen Christen, die sich an

mageren Wassergerichten kasteien und an Oliven laben, sondern eine bedingungslose Enthaltsamkeit. Ein Trunk Wasser, der schwer entbehrte Zug aus dem Pfeifenrohr, ein Prieschen, das Riechen an einer Blume würden einen Fastenbruch darstellen.

Ich erinnere mich, daß als ein Fireng (Abendländer) in einem Tramwaywaggon eine Cigarette rauchte, zwei Mollas dagegen die lebhaftesten Einsprüche erhoben, weil, wie sie sagten, der Rauch in ihre Nase dringen könnte und solcher Art ihr Fasten zunichte machen.

Kranke, Kinder, Ammen, Reisende und Krieger im Feld genießen der Dispens; die beiden letzteren holen, wenn ihr religiöses Gewissen echtfärbig ist, das Versäumte wieder ein.

Der schrecklich aussehende Rhamadan hat aber eine Lichtseite und das ist hier die Nachtzeit; des Nachts nämlich ist es dem Fastenden gestattet, sich für die Entbehrungen des Tages nach Lust und Vermögen schadlos zu halten, und so mildert sich die hyperascetische Strenge des ersten Anscheines, und schrumpft bei all' Denen, die ihren Unterhalt nicht durch Arbeit verdienen müssen, auf einen Wechsel in der Lebensweise zusammen.

Die Nacht ist also angebrochen und mit ihr der Rhamadan.

Im weiten Umkreis der Riesenstadt, über ihren Hügeln und Golfen, über ihren Kuppeln und Pinienkronen leuchten die Galerien an den zahlreichen Minareten strahlend durch die Nacht. Bei den Hauptmoscheen schweben die Namen Allah's und des Propheten in kolossalen Flammenbuchstaben guirlandenartig verschlungen und anscheinend frei in der Luft.

Die Maste und Raen der Flottenschiffe flimmern und glitzern in feurigen Linien, von der dunklen Fluth wieder-

gespiegelt, und über all das glänzen Myriaden von Sternen, und die Nacht ist so blau und die Sterne sind goldig.

Ein feierlich erhebendes Bild! Sinnlich und übersinnlich zugleich; märchenhaft süß und voll ergreifender Andachtsstimmung. Dazwischen klingt der Ezzan (Gebetruf) in die tiefe Stille hinaus und weckt hundert und hundert Stimmen. Der Ursprung des Ezzan wird auf Abdallah, den Schüler des Propheten, zurückgeführt, der nach einer Berathung über das anzunehmende Gebetzeichen und nachdem Glockenläuten, Feuersignale, Fahnenaufhissen, Trompetenklänge als Nachahmungen verworfen worden waren, infolge eines Traumes den Ezzan angab, der auch eingeführt wurde. „Das La-Illah-Ill-Allah" der Muezzin mahnt die Gläubigen zum Nachtgebet. Und die klangvollen Stimmen mahnen so ernst, so eindringlich, daß sie das ungläubigste Gemüth zur Träumerei bewegen können, und die gläubige Seele schwebt auf diesen weihevollen Tönen dem unbekannten Ewigen entgegen!

Diese menschlichen Stimmenglocken, die in den Wechselrufen ihr Echo finden, in unmelodischem Chore zusammenklingen, um endlich, nachdem die eine oder andere verstummt, im gedehnten Ill-Allah der letzten im Raume zu verhallen, läßt gewiß keinen minder poetischen, aber vielleicht einen noch erhebenderen Eindruck als selbst das Aveläuten von der Waldkapelle.

„Es ist nur ein Gott, nur ein einziger Gott!" Man fühlt sich so klein vor der geahnten Unendlichkeit, und dennoch erhebt uns dieses Gefühl, anstatt uns zu erniedern; es beruhigt, befriedigt uns.

Lustwandelnde und Andächtige drängen sich im Innern der Stadt, in den Hauptstraßen und um die Moscheen.

An den Brunnen, die sie umgeben, verrichten die Frommen die vorgeschriebenen Waschungen und rüsten sich zum Gebet.

Der allgemeine Begegenungsgruß lautet: „Rhamadan mubarek olsun! (Sei der Rhamadan glücklich!)“

Denn der Rhamadan ist eine Zeit der Freude und seine Nächte sind Nächte der Lust, die in gewissem Sinne dem christlichen Carneval entsprechen könnten.

In den Häusern geht es nicht minder lebhaft zu: Die Clienten besuchen ihre Patrone, die Freunde und Verwandten tauschen ihre Rhamadanwünsche aus.

Doch wir wollen auf der bunt belebten Gasse bleiben. Begeben wir uns unter die Arkaden von Schahzade, einem sehr besuchten Verkehrspunkt. Auf der einen Seite reihen sich die persischen Theebuden. Die Buden sind nach der Straße zu offen, die Gäste nehmen auch im Freien unter den Arkaden Platz.

Betreten wir eine derselben.

Nicht das Conterfei des iranischen Leuen mit dem Schnurr- und Knebelbart à la Napoleon, der in der Tazze den Krummsäbel führt und über dessen Rücken die persische Sonne in tiefes Buttergelb gefärbt aufgeht, bestimmt unsere Wahl, sondern einzig die größere Anzahl der Gäste.

Es sind Leute aus den mittleren Volksschichten, Bürger, kleine Beamte. Ein dicker Ordensderwisch von behäbigem Aussehen hockt ernst und schweigsam in einer Ecke. Manchmal entringt sich den Tiefen seiner gewaltigen Brust ein schwerer Seufzer: er meditirt.

Zwei Molla (Schriftgelehrte) in Turban und Kaftan unterhalten sich mit leiser Stimme, und so viel man einzelnen Worten entnehmen kann, über die jüngste Regierungsmaßregel, die Vakuf (Güter der todten Hand) betreffend.

Ein greiser Kaufmann aus der Nachbarschaft gibt seinem Enkel Verhaltungsregeln für die Schule. Seiner Zeit war das anders, aber der Junge soll mehr lernen, als der Vater gelernt hat. Der Alte ist im blauen Hauspelz. Jeder erscheint auf der Gasse nach seinem Behagen.

Ich begrüße die Gesellschaft, wie es die Art erheischt. Der Gruß wird von jedem Einzelnen mit der Würde erwidert, welche die Ottomanen auszeichnet. Der allgemeine Verkehr unter ihnen gründet sich auf die Idee der Gemeinsamkeit und der Grundgedanke einer brüderlichen Zusammengehörigkeit kommt in den Regeln des Anstandes, die sie streng befolgen, überall zum Ausdruck.

Während im christlichen Abendland das Individuum vor dem Andern auf der Hut sein muß, während dort der Einzelne sich dem Andern gegenüber gewißermaßen auf Kriegsfuß befindet, und der Verkehr durch allerlei kleinliche Cautelen und Wehrmittel, durch Raffinement und Seitensprünge geregelt wird, bewegt er sich beim Orientalen in einfachen, großen Zügen.

Vor uns in der Straße wogt die Menge. — Wogt? Nein, die Bezeichnung trifft nicht zu. Es ist dies ein charakteristisches Zeichen des türkischen Straßenlebens, daß, mit Ausnahme der Geschäftsviertel, seiner Physiognomie die regelmäßige Bewegung nach einem Ziel, mit einem Wort, der treibende Strom gänzlich fehlt. Die Menge scheint vielmehr sich zu drehen, als sich nach vorwärts zu bewegen; der Einzelne schlendert, anstatt auszuschreiten.

Von den Kaffeehäusern her ertönen Gesang und Musik, der erstere näselnd, die letztere schnarrend. Das Hauptmotiv aller Weisen ist die Klage. Man muß lange Zeit im Orient gelebt haben, tief in das orientalische Wesen eingebürgert

sein, um als Abendländer dieser elegischen Musik Geschmack abzugewinnen und um den Reiz des Ursprünglichen, Charakteristischen, das in ihr liegt, zu erfassen.

Dort vor einer Barbierstube erzählt ein weißbärtiger Märchenerzähler dem lauschenden Kreis in recitativartiger Weise ein rührendes Liebesepos. Alle kennen es und hören dennoch aufmerksam zu.

Mit eintönigem Geschrei und lobrednerischen Superlativen, die aber ohne jene innere Betheiligung, die ihnen der Italiener manchmal zu verleihen weiß, heruntergeschnarrt werden, bieten die ambulanten Verkäufer, besonders diejenigen, welche Sorbetten und Zuckerwaaren zu Markt tragen, ihre Waaren aus. Hier und da drängt sich eine Gruppe Frauen durch die Menge; vor ihnen her schlendert ein Junge oder aber ein Greis mit einer Papierlaterne.

Der Efendi zu Pferd, den albanesischen Reitknecht an seiner Seite, und die Carosse der Dame, vom dunkelgesichtigen Eunuchen begleitet, dringen nur Schritt um Schritt durch den Menschenknäuel, der in überwiegender Mehrheit aus bettelnden Derwischen besteht; diese scheinen geradezu dem Pflaster zu entquellen. Daß Alle von ihnen Derwischorden angehören, möchte ich indeß nicht mit ebenso großer Gewißheit behaupten, als ich mich für das Eigenschaftswort verbürgen kann.

Der Rhamadan ist für sie eine ergiebige Erntezeit, denn die Hand der Besitzenden ist noch weiter geöffnet, als sonst.

In diesen zerlumpten Weltverächtern entrollt sich uns eine Musterkarte von verschiedenartigen Racentypen. Da der zähnefletschende Neger nächst dem braunen Mauren, der Indier neben dem Kaukasier; über Alle aber der mongolische

Typus aus Samarkand und Bochara, eine wahre Heuschreckenwolke, die sich vornehmlich im heiligen Monat Rhamadan auf die östliche Siebenhügelstadt und den Mantel des Kalifen niederläßt.

So wird es die Nacht hindurch getrieben, bis eine Stunde vor Sonnenaufgang. Dann wird allorts zum Frühmahl geschritten.

Es graut im Osten. Noch ein paar Züge aus den Tschibuks. Kanonendonner zeigt den Tag und den Eintritt des Fastens an; Alles begiebt sich zur Ruhe.

Wer in den Morgenstunden Stambul durchwandert, mag sich in einer ausgestorbenen Stadt wähnen. Die Straßen sind verödet, die Buden muselmanischer Besitzer werden erst gegen Mittag, die Aemter erst in den Nachmittagsstunden geöffnet.

In den meisten Amtslocalen sprechen die meisten Beamten nur entweder aus Gewohnheit oder zum Zeitvertreib vor.

Die Erledigung der spruchreifsten Angelegenheiten scheitert an ihrem baïram ertessi! (Nach dem Bairam), welches bei der Dehnbarkeit einer solchen contourlosen Perspective leicht gleichbedeutend mit dem ad calendas graecas wird.

Die Janitscharen kannten den Werth dieser Formel sehr wohl, als sie auf eine ähnliche Vertröstung mit dem Vers antworteten:

„Wird's nach dem Baïram erst gewährt,
So spielt der Handschar jetzt, das Schwert."

Das Fasten gilt vor dem strenggläubigen Kadi als Entschuldigung für manche Ausschreitung.

Ein Türke, mit einem Andern in Streit gerathen, bringt die Angelegenheit vor den Kadi.

Der Angeklagte gesteht sein Unrecht ein, entschuldigt

sich aber mit seiner Aufgeregtheit, einer Folge des Fastens, und stellt dem Richter vor, er könne in seinem Schwächezustand ein Strafe kaum ertragen. Das leuchtet dem Kadi ein, er neigt zur Milde.

Nicht so der rachsüchtige Kläger, der mit Heftigkeit und erhobener Stimme die Bestrafung des Beleidigers verlangt, der wol im Stande sei, die verdiente Strafe auszuhalten.

Der Kadi kann seine Gründe nicht widerlegen — plötzlich aber wendet er sich gegen den ungestümen Schreier: „Ah! mein Sohn, ah! Du hast eine kräftige Lunge! Entschieden fastest Du nicht wie wir. Weh! Mein armes Trommelfell. Deshalb hast Du auch keine Einsicht für die Schwäche Anderer. Allah! Allah! Du bist kein guter Moslim, mein Sohn! — Bringt Stöcke her! — Rasch, eine Bastonade!

Und der stimmbegabte Kläger mußte für die Volltönigkeit seines Organs büßen.

Der Rhamadan gibt den Beamten volle Berechtigung, zerstreut, verschlafen zu sein, oder so zu thun und sie machen von dieser Berechtignng den weitgehendsten Gebrauch, besonders Diejenigen, die dem Fasten als Aufgeklärte ein Schnippchen schlagen, sei es, daß sie in einem Versteck ihres Harems heimlich einen Vorrathsschrank eingerichtet haben, sei es, daß sie im Frankenviertel im Hinterstübchen eines Restaurants sich für die in den übrigen Stunden zur Schau getragenen Entbehrungen stärken. Aber der ausgesprochenste Freigeist würde nicht wagen, die Verletzung des Fastengebotes offenkundig zu begehen und der radicalste Fortschrittler der jungen Türkei hält sich bemüßigt den Schein zu wahren, eine müde Miene zu heucheln und einen Rosenkranz zwischen seinen Fingern zu drehen. Es wäre ein

gröblicher Verstoß Jemandem im Rhamadan von seinem gesunden Aussehen zu sprechen. Von dem Tisch des frankisirten Efendi verschwinden die abendländischen Gedecke, der Tisch mit dem Tischtuch à la franka macht der nationalen Metallplatte Platz, gewisse alttürkische Gerichte und Sorbette verdrängen zeitweilig das französische menu, und Abends verrichtet er in Gemeinschaft mit den Hausgenossen und Gästen das Hauptgebet Ikindi.

Dennoch kamen selbst in der Blüthezeit der Andachtsbefolgung gröbliche Verletzungen vor, wenn auch in so seltenen Ausnahmen, daß die Sünder, gleich dem Herostratus, sich durch ihre Unthat ein Plätzchen in der Geschichte errungen haben, welches sie durch ihre Tugenden wol niemals erworben hätten.

Melihi, der Anmuthige, ein Ulema, also ein Theolog, den der Eroberer Sultan Mehmed II. mit seiner Gunst und seinem vertraulichen Umgang beehrte, sollte eines jener epochalen Aergernisse geben.

Es war im Fastenmond und die Wucht der Entbehrungen lastete schwer auf dem Herrn der Gläubigen. Der Rhamadan, der jedes Jahr zehn Tage später eintritt, war diesmal in die Epoche der längsten Tage gefallen. Die mit Edelsteinen geschmückte Wasserpfeife stand in einer Ecke des Kiosks unnütz, wie ein Goldbecher in der quellosen Wüste, ihn dürstete angesichts des plätschernden Springbrunnens, der seine Krystallperlen in den hellen Sonnenstrahl warf. Er ließ seinen Almosenier rufen, um sich zu zerstreuen und mit ihm beim Schachbret die schwere halbe Stunde bis zum zögernden Sonnenuntergang hinweg zu täuschen.

Unsicher, wankenden Schrittes nahte Seine Würden.

Der ärmste Melihi! Wie er vom Fasten geschwächt

ist. Er wird wol kaum Kraft genug haben, um die Bauern und Springer zu lenken. Beim Niedersitzen taumelte er über das Schachbret hin — der Bedauernswerthe! Der Herr der Welt vergaß vor diesem Jammer seinen eigenen Durst — doch plötzlich rief er aus: „Was ist das? Woher dieser Weingeruch, Melihi! Scheusal! — He! Faßt ihn, werft den Schuft in den Bosporus!“ Die Schwarzen sprangen zu und der unglückliche Melihi sollte das Zuviel von Wein mit einem noch ausgiebigeren Zuviel von Salzwasser büßen. Unter den Fäusten der Schwarzen fand Melihi plötzlich seine Nüchternheit wieder. „Erbarmen, Wohlthäter der Menschheit! Gnade, Mittelpunkt der Welt!“ jammerte er verzweiflungsvoll.

„Fort!“ schnaubte der Sultan. „Fastenbruch, und noch dazu mit verbotenem Wein! Greuel ohne Namen! Fort mit ihm, sonst stürzt das Dach über uns ein!“

„Ich habe keinen Wein getrunken!“ heulte der Verurtheilte, „ich schwöre es bei dem heiligen Stein der Kaaba, bei den 114 Blättern, die vom Himmel gefallen sind, bei allen 124,000 Propheten, ich habe keinen Tropfen getrunken!“

Ein solcher Schwur und in einem solchen Augenblicke! das machte den Sultan stutzen, er winkte und die Schwarzen ließen ihrem Opfer etwas Athem.

„Bei meinem Bart, das ist stark! Du hast keinen Wein getrunken? Wonach riecht der Efendi?“ frug der Sultan die Sclaven. —

„Wallah! nach Wein!“ murmelten die Sclaven.

„Hörst Du, meineidiges Ungeheuer? An den Pfahl mit ihm!“

Melihi warf sich zu Boden: „Höre mich, o Herr der Welt. Ich habe keinen Wein getrunken.“

„Wie? Was? Bin ich toll? Riechst Du nicht danach?“

„Ich kann's nicht leugnen, Sonne des Weltalls.“

„Nun, dann —“

„Bei Allah! Getrunken aber habe ich keinen.“

„Was heißt das?“

Melihi murmelte leise einige Worte. — — —

Der Sultan lachte laut auf und lachte so lange, bis das Kanonenzeichen das Ende des Fastens verkündete und der Herr der Gläubigen die trockenen Lippen an einem Labetrunk netzen konnte. Dem Verbrecher war diesmal verziehen.

Molière würde sich nicht gescheut haben, die Art, auf welche sich Melihi das verbotene Getränk ordiniren ließ, um das Fastengebot nicht zu verletzen, und das medicinische Instrument, mittels welchem es applicirt wurde, beim Namen zu nennen.

Der Rhamadan ist eine Erinnerungsepoche für den Islam, eine sichtliche Erneuerung des religiösen Pactes. Die Frauen, immer andachtsbeflissener als das starke Geschlecht, nehmen allgemein das Fasten sehr ernsthaft. Es gibt unter ihnen solche, natürlich sind es — um uns galant auszudrücken — reifere Damen, die den Monat Chaban hindurch, der dem Rhamadan vorhergeht, fasten und die Kasteiung auf die zwei folgenden Monate ausdehnen, die drei Baïramtage ausgenommen, denn an diesen Festtagen zu fasten, gilt als schwere Versündigung. Die dem Baïram folgenden sechs Tage des Monates Schewwal dem Fasten als Extraübung bei ugeben, kommt bei den Strengorthodoxen manchmal vor.

In den Nachmittagsstunden beleben sich Bazare und Straßen, füllen sich die Moscheen.

Die öffentliche Andachtsübung der Frauen ist für den Rhamadan auf die drei Moscheen Sultan Achmed, Schahzade und Suleimanieh beschränkt.

Im Hof der Moschee Sultan Baijazid, der von prächtigen Platanen beschattet wird, geht es her wie in einem Taubenschlag, figürlich und unfigürlich gesprochen; denn von dieser Moschee werden große Mengen von Tauben erhalten, und hat Venedig die Tauben von San Marco, so besitzt Stambul seine Tauben von Baijazid.

Unter den Arcaden halten die Spitzen der Generalität Siesta. Das An- und Ausspinnen mancher kleinen Intrigue mag ihnen über die langen Stunden hinüberhelfen. Der Rhamadan ist diesem Gespinnst besonders förderlich; heute gilt es nur Portefeuille und Versetzungen in den wohlverdienten Ruhestand, ehedem verwebte es sich zum Netz für Köpfe — doch die Janitscharen existiren nur mehr in Wachs im Janitscharenmuseum.

Einige Zeit vor Sonnenuntergang leeren sich die Straßen wieder. Nur einzelne Verspätete durcheilen sie, als befänden sie sich auf der Flucht. Jeder Muselmann harrt des Zeichens.

Mit dem Sinken der Sonne, bei den strengeren Schiiten, z. B. den Persern, erst mit dem Erscheinen des Abendsternes, ertönen die Kanonenzeichen und der Iftar wird begangen, d. h. das Fasten gebrochen.

Der Reiche und Wohlhabende und die Gäste an seinem Tisch langen nach den Leckereien und Sorbetten, die zu diesem Behuf in den Häusern aufgestellt sind. Die Armen begnügen sich wohl mit einer Dattel oder einem Käsekrümchen, gleichviel, zum Tschibuk, nunmehr auch nach der Cigarrette

und zum Kaffee langen Alle ohne Unterschied; diese entbehrt Keiner.

Die, wenn auch seit der Reform und durch sie bedingten Verhältnisse mehr und mehr beschränkte Gastfreiheit der Ottomanen nimmt im Rhamadan einen religiösen Charakter an. Ist es gegen die humane Anschauung des Ottomanen, irgend einem Hungernden Nahrung zu versagen, so ist ein Ausschluß vom Iftar vollends undenkbar.

In alten Zeiten empfing der Sultan die Großen zu Tisch, später war es der Großvezier, der die verschiedenen Serien nach der Reihe bewirthete und mit Geschenken bedachte. In der zwanzigsten Nacht speiste er beim Großmufti und empfing in den letzten Nächten im Namen des Sultans die Aufwartung der Beamtenkörper. Der letzte Fasttag ward durch ein Turnier der kaiserlichen Pagen gefeiert, dem der Sultan in einem Kiosk beiwohnte. Er war von einer Heerschau und von Artilleriesalven zu Ehren des herannahenden Baïram gefolgt. Von diesen alten Bräuchen ist keiner mehr geblieben. Auch der Rhamadan ist in das Reformkleid hineingezwängt, und das ist eng und recht sparsam zugeschnitten, während das alte Kleid reichfaltig und bequem war.

Der Baïram ist da! —

VII.

Das ottomanische Theater.

Rothe Riesenanschlagzettel an den Straßenecken und Moscheen mit der Ueberschrift „Ottomanisches Theater“

hatten bereits bei der Ankunft in Konstantinopel meine Aufmerksamkeit lebhaft erregt.

Ich kannte das nationale Puppentheater Kara giöz (Schwarzauge), das einem weniger prüden als anspruchslosen Publikum improvisirte Scenen bietet, in denen der regelmäßig belachte Schlußeffect immer auf eine Schlägerei oder auf eine energische Zote hinausläuft, und dessen Dirigent den Dichter vom Stegreif und mittels verstellter Stimme und beweglicher Finger den Darsteller aller Rollen in einer Person vereinigt. Auch Monodramen, die in burlesker Weise und mit zotigem Witz einzelne Charaktere und Typen aus dem Leben, als Betrunkene, Stotterer u. dgl. recitiren, waren mir von früher her bekannt. Ein Theater im abendländischen Sinne aber, das war für mich neu und überraschend.

Das Drama hat im ganzen Orient niemals eine Stätte gefunden. Namentlich weist die Literatur der Mahomedaner nirgends einen dramatischen Versuch auf. Selbst die Araber, voreinst im Mittelalter die Leuchten der Bildung, haben diese Dichtungsform nie berührt, obschon ihnen die Anregung hiezu von den alten Griechen hätte kommen müssen. Der Hauptgrund dafür dürfte darin liegen, daß das Uebersinnliche den Muselmanen eben näher steht, als das rein Menschliche. Ihr öffentliches, sowie ihr privates Leben, dem immer eine gewisse Dosis Opium beigemengt scheint, läßt sich überdies wenig dramatisch an. Der innerlich tragische Conflikt ist bei ihnen auf ein Minimum von denkbaren Fällen beschränkt. Ihr „Es ist geschrieben“ und „Wenn es Gott will“ ist denn doch verschieden von dem Fatum der alten Griechen, das sich sinnlich und sozusagen in menschlicher Gestalt äußerte. Für Mummereien im weiteren Rahmen

waren sie zu ernst und die Darstellung von Mysterien hätte ihr streng religiöser Sinn niemals gestattet. So finden wir bei ihnen nirgends jene Anfänge, aus denen sich die Bühne der meisten abendländischen Völker entwickelt hat, um sich später, zumeist nach griechischem Vorbild, weiter zu bilden. Und selbst die Perser, die hier wie bei der bildlichen Darstellung weiter gehen als die übrigen Mahomedaner, und die Passionsgeschichte Hassan's und Husseïn's, der Söhne Alis, in der Weise unserer Mysterien darstellen, sind über diese Anfänge nie hinweggekommen.

Grund genug, daß die Anschlagzettel meine Neugierde auf das Lebhafteste stachelten.

Vorläufig mußte ich sie aber zügeln und meinen Besuch bei der ottomanischen Thespis aufschieben. Es war im Monat October, das ist in der schönsten Zeit für den Landaufenthalt, und ich bewohnte noch den Bosporus, der des Nachts von keinem Localdampfer befahren wird.

Was ich inzwischen über das theatralische Walten erfuhr, war in seinen Widersprüchen und Allgemeinheiten wenig geeignet, mir genügende Aufklärung zu geben. Als ich vor meinem Amphitrion Aarifi Bey (dem früheren Botschafter in Wien), unter dessen Aufsicht und Obercensur die Theater damals standen, diesen Punkt berührte, sagte mir dieser Würdenträger ungefähr Folgendes:

„Ein nationales Theater hat vorläufig bei uns keinen Boden. Unser gesellschaftliches Leben, in welchem jede individuelle Aeußerung verpönt ist, erscheint so streng in Formen gezwängt, daß sich seine Darstellung durchaus nicht für die Bühne eignen dürfte. Das Gleiche dürfte in noch höherem Maße mit unserem Familienleben der Fall sein, abgesehen davon, daß seine scenische Darstellung von dem

heutigen Publikum als Profanation zurückgewiesen werden würde. Bleibt das historische Drama oder vielmehr das, was Sie die „Historie“ nennen, deren Unzulässigkeit Sie bei unseren Einrichtungen wol begreifen werden. Man hat es mit dem politischen Stück versucht. Kemal Bey's „Silistria“, das erste inländische Bühnenproduct dieser Gattung, ist nichts Anderes, als die dialogisirte Darstellung einer militairischen Episode, in welcher Kanonen und Schanzkörbe ihr Unwesen treiben und in welcher mit „Feindesblut“, „Vaterland“ und „Kriegsruhm“ Ball gespielt wird. Das Stück mußte als aufreizend verboten werden.“ Es erscheint angezeigt, hier auf die Gefahr einer Unterbrechung hin einzuschalten, daß Kemal Bey, der Verfasser des Stückes und früherer Redacteur der nunmehr unterdrückten Zeitschrift „Ibret“, der sogenannten jungtürkischen Partei, oder vielmehr Coterie, angehört, die den „Pan-Islamismus“ in ihr Programm aufgenommen hat. Kemal Bey ist auf die Insel Rhodos exilirt.

„Das Theater, welches man hier errichtet hat,“ fuhr Aarifi Bey fort, „vegetirt mittels schlechter Uebersetzungen. Wären aber diese selbst ebenso gelungen, als sie es nicht sind, und würden sie in einer gemeinverständlichen Sprache decent dargestellt, die meisten derselben verfehlten dennoch den eigentlichen Zweck der Bühne. Unser Publikum stünde vor einer fremden Welt, ohne volles Verständniß für deren Triebfedern, ohne ganzes Mitempfinden für ihre Menschen, deren Denken und selbst Fühlen von dem seinen verschieden ist. Ja es drohte die Gefahr, daß in unserem Publikum eine einseitige Darstellung des europäischen Wesens die Irrthümer über dasselbe bedauerlichst nähren und vermehren könnte. Diejenigen unter uns, denen die europäische Ge-

sellschaft bekannter ist — freilich zumeist nur von der Oberfläche und naturgemäß nicht immer von den glänzendsten Seiten — ziehen es ohnehin vor, das französische Vaudeville in Pera zu besuchen.

Ich ließ die Aufführung von mehreren Stücken untersagen, nicht weil ich diese für politisch gefährlich, sondern weil ich sie für schlecht und folglich bildungsgefährlich hielt. Ich habe jedoch, wenn auch ohne besondere Hoffnung auf den Erfolg, den Auftrag gegeben, daß man „Nathan der Weise“ und Grillparzer's „Traum ein Leben“ geziemend übersetze.“

Schließlich fügte Aarifi Bey hinzu: „Unser Theater ist Nachäffung wie so vieles Andere. Was nicht dem Volksbewußtsein entspringt, was nicht einem innern Bedürfniß entspricht, hat kein gesundes Wachsthum; unser Theater entspricht keinem innern Bedürfniß unseres Volkes.“

Der Efendi, dem das Amt oblag, die Censur zu besorgen und den der Amtseifer allabendlich ins Theater führte, versicherte mir hingegen, das Theater sei ganz „à la franca“.

Dieser würdige Functionär that sich auf seine Kenntniß des Theaterwesens nicht wenig zugute. Er hatte sie größtentheils im Alcazar (eine Art von perotischer Singspielhalle) und theilweise im französischen Vaudeville erworben. Er war seit einem Jahre daran, die erste Scene des „Malade Imaginaire“ zu übersetzen und kannte alle Titel der Lustspiele Molière's. Man konnte ihm den gewissenhaften Theaterbesuch nicht hoch genug anrechnen, angesichts der Schwierigkeiten, die es ihm verursachte, seinen Umfang, der ihn nicht weniger beschwerte als das Gefühl seiner

Verantwortlichkeit, allabendlich in eine Diminutivloge einzuschachteln.

Ein englischer Journalist, gleichfalls ständiger Besucher des Theaters, um dort, wie er sagte, rascher türkisch zu erlernen, versicherte mir, daß die Naive ein „pretty girl" mit trefflichen Anlagen sei, und daß die Truppe seit ihrem Bestande ersichtliche Fortschritte gemacht habe.

Güllül, der Director und Schöpfer dieses ersten Theaters, das den Kara giöz verdrängen sollte, also gewissermaßen die ottomanische Neuberin, lernte ich im Censur-Bureau der Pforte kennen, wohin er einigemal täglich citirt wird. Sobald er meines Interesses für die Sache gewahr geworden, schüttete er seinen bedrückten Busen klagend vor mir aus. Güllül, ein brauner, lebhafter Armenier, klagte ganz wie ein deutscher Schauspiel-Director über die Schwierigkeiten und Hemmnisse, die seinem Unternehmen von allen Seiten entgegengesetzt würden. Er klagte (in Abwesenheit des dicken Efendi) über die Engherzigkeit der Censur, über den Unverstand des Publikums und über die Chicanen der Schauspielmitglieder. Längst wohlbekannte Klagen schwirrten um mein Ohr. Diesmal jedoch entbehrten sie nicht einer gewissen überzeugenden Eindringlichkeit.

Wo schauspielerische Talente aufspüren, wenn Alle, die lesen und schreiben können, in den Regierungsämtern bequeme Verwendung finden? Wie vor Allem einer Liebhaberin habhaft werden, dieser Seele des recitirenden Dramas? Knaben in Frauenrollen zu verwenden, wie in Shakspeare's Zeiten, ist darum schwer thunlich, weil solche, die sich dazu hergeben würden, nicht über dem Bildungsniveau der Maulthiertreiberjungen stünden. Wie die angeworbenen Zukunftsmimen bilden ohne Vorbilder? Wie aus der Ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

schiedenartigkeit der Mundarten eine Bühnensprache herstellen, zumal der Efendi mehr arabisch-persisch als türkisch spricht, der Mann aus dem Volke sein Türkisch noch nicht vom djagataï gänzlich gereinigt hat und jeder andere der in Stambul vertretenen Stämme des völkerreichen Staates zwei Drittheile seines Idioms in eine conventionell als türkisch angenommene Form knetet? Wie ein Repertoire gründen, wenn die Uebersetzungen nach dem landesüblichen Grundsatz: „Thue nie heute, was du auf morgen lassen kannst" geliefert werden und die Originalstücke entweder gänzlich fehlen oder von der grausamen Censur verboten werden?

Ach! Ach! „Silistria" hätte man nicht gleich nach der ersten Aufführung verbieten sollen! wehklagte Güllül, mit einem vorwurfsvollen Seitenblick auf den Censor Efendi, in dessen Bureau die Unterredung stattfand.

Schade, Schade! Das war ein gutes, effectvolles Stück! Ich ließ Kanonen auf die Zettel drucken und das Haus war zum Brechen voll. Und was mich die Ausstattung kostete! Die vielen russischen Soldatenmäntel und Pickelhauben, die ich in Odessa einem Regiment abkaufen ließ! Und die Kanonen auf der Bühne! Und die neue Lager-Decoration! Schade, ewig schade! Was das für ein Geld getragen hätte!

„Wo finde ich ein Stück wie dieses? Schade, Schade!"

„Lassen Sie den „Schulz von Altenbüren" übersetzen," entgegnete ich beschwichtigend.

Güllül blickte auf: „Was ist das?"

„Ein Stück."

„Ein effectvolles Stück?"

„Aeußerst effectvoll. Wenn nur nicht die Censur —"

Bayerische Staatsbibliothek München

„Kommen auch Kanonen drinn vor?" warf der beleibte Efendi ein. Güllül seufzte.

„Nein. Aber ein Wildschwein!"

„Bismillah!" rief der Efendi entsetzt.

Güllül zuckte verzweiflungsvoll mit den Achseln.

Vom „geschundenen Raubritter" und anderen Werken, welche in unserem gegenwärtigen deutschen Repertoire eine hervorragende Stellung erwerben, hatte ich damals keine Kenntniß.

Ich begriff Güllül's Mißstimmung über das Verkanntwerden seiner Kunstsendung, seiner rein ästhetischen Bestrebungen — dasselbe Schicksal, welches er mit den meisten unserer deutschen Bühnenleiter theilt.

Selbst eines Laube rastlose Thätigkeit und unermüdliche Energie müßte vor solchen Hindernissen erlahmen.

Güllül aber erlahmt nicht. Er wirbt an, was nur immer über eine Zunge, Arme und Beine verfügt, unter den armenischen Jungfrauen die formgerundetsten. Er nimmt es mit den Uebersetzungen nicht genauer als das Publikum und überläßt es diesem, seine Schauspieler in Mundarten zu verstehen, in denen sie sich untereinander kaum verständigen können und die sich verhalten, wie das verstockteste „Berlinerisch" zum gewissenhaftesten „Wienerisch" vom Thury und Lichtenthal. Er sieht nur darauf, daß überhaupt etwas Dialog- und Monologartiges übersetzt, überhaupt etwas gesprochen werde, und daß sich der Zuschauerraum, Dank der großen Anschlagzettel, thunlichst fülle.

Eines Tages buchstabirte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen aus den arabischen Schnörkelbuchstaben besagter Riesenzettel die Worte „Räuber" und „Schiller" heraus. Ich traute meinen Augen nicht und doch, es war keine

Täuschung! Schiller am Goldenen Horn! Sein vom Sturm und Drang erfülltes Erstlingsdrama ins Türkische übertragen und im Personalverzeichniß:

Schweizer . . . . . Hüsni Efendi.
Razmann . . . . . Achmet Efendi u. s. f.

Das war zu verlockend und jedes Opfers, und wäre es der „Schweiß des Edelsten", werth.

Ich beschloß, in Stambul zu übernachten, um der Vorstellung beiwohnen zu können.

VIII.

Schillers „Räuber" auf dem Theater zu Gedik Pascha.

Vom Censor-Efendi war mir die officielle Loge zur Verfügung gestellt worden und, da mich die Natur in die Lage gesetzt hat, wenig Raum zu benöthigen, nahm ich sein Anerbieten an. Der vor einem Jahre eingeweihte Musentempel erhebt sich auf der Brandstätte des Viertels Gedik Pascha, also im Herzen Stambuls selbst. Im Hofraume unter einem Glaspavillon befindet sich das Foyer. Nargiles (Wasserpfeifen), Tschibuks und Kaffeetassen kreisen unter den Anwesenden. Die frühere Bestimmung der Hauptbauten war, hippischen Vorstellungen als Circus zu dienen. Güllül hatte den Circus zum National-Schauspielhaus erhoben. Daß unser geflügeltes Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken," auf die Dinge nicht angepaßt werden könne, wurde mir hier recht klar vor Augen gerückt. Trotz der Umbauten guckt dem Thaliatempel der Circus durch alle Fugen. Das amphitheatralisch angelegte Haus ist geräumig und luftig, der Fußboden der Logengänge so abschüssig und

elastisch, daß ich die Mahnung eines wohlmeinenden Freundes, „wenn Sie das Gebälke knistern hören, fliehen Sie schleunigst,“ durchaus nicht übertriebener Vorsicht zuschreiben konnte.

Als ich, auf mein beschränktestes Körpermaaß zusammengezogen, in die Loge kroch, befand ich mich vorerst vor einem grauen Rauchvorhange. Nachdem sich dieser allmälig gelüftet hatte, konnten meine Blicke den Zuschauerraum umfassen. Das Parterre glich einem Beet von dichtgesäeten Mohnblumen — Fez an Fez. Darunter waren die militärischen Fez, durch die Quastenform unterschieden, vorherrschend. Die Monotonie der ziegelrothen Farbe war hin und wieder durch den weißen Turban eines Ulemas oder den grünen Kopfbund eines Emirs unterbrochen.

In einer Loge mir gegenüber war das schöne Geschlecht vertreten. Einzig durch zwei Armenierinnen! Sie rauchten Cigaretten gleich dem übrigen, männlichen Publikum. Im Hause stritten zwei Gestanksgattungen um die Oberhand, Petroleum- und Tabaksgeruch.

Der Vorhang, ersichtlich der erste Versuch eines einheimischen Künstlers, stellt etwas wie eine Frauenfigur auf Trümmern sitzend dar. Die Allegorie blieb mir unklar.

In den Sperrsitzgängen erblickte ich Güllül, der leuchtenden Auges die Karten abnahm, ehe er daranging, sich als Karl Moor zu costumiren, denn er stellte die Hauptrolle dar.

Die Galerie wurde unruhig. Das Orchester begann einen Janitscharenmarsch — Achtung. Der Vorhang wird sich erheben — doch nein! Das Orchester hebt wieder an und spielt einige orientalische Scharki (Lieder). Die Armenierinnen haben die Cigaretten weggeworfen und sind daran,

Orangen zu schälen. Im Parterre wird Kaffee servirt. — Ein gellender Pfiff — statt des Glockenzeichens — und der Vorhang rollt endlich mit einiger Schwerfälligkeit empor. Mir wird bange um Güllül, der im Feuereifer der Kartenrevision gewiß das Ankleiden und sein Stichwort versäumt.

Die Decoration und Möblirung im Schlosse Moor's sind anständiger als ich es erwartet hatte. Amalie, eine mehr in die Breite als in die Höhe gehende Armenierin, sehr brunett, mit Augenbrauen geschmückt, die in ihrer intimen Verschmelzung das Antlitz der Holden in zwei Hälften scheiden, decolletirt, um den Neid unserer ausstellungssüchtigsten Künstlerinnen zu erregen, stolpert auf die Bühne. Mein Logengefährte murmelte: Ganz à la franca! und ein verständnißinniges Lächeln spielt um seinen Bart. Hinter Amalia rauscht eine abtretungswürdige Sammetschleppe die noch immer einige Ansprüche auf hochrothe Farbe aufweist. Sie wird verfolgt von M o r i t z Moor. Moritz klang dem Ohr des Uebersetzers offenbar besser als Franz und so wurde diese Umtaufe vorgenommen, denn wir haben Franz, „Franz die Canaille" vor uns. Die Schleppe hindert den Schlingel, dessen Länge fast an die Soffiten reicht, an der Knappheit der Verfolgung. Er führt sich übrigens als correcter Theater-Bösewicht ein: in Scharlach von Kopf zu Fuß. Der Kopf spielt ins Scharlachfarbene hinüber. Makart hätte seine Freude an diesem Hexensabbath von rothen Farbentönen gehabt.

Meine Kenntniß der Scenirung des oft gesehenen Dramas geräth einen Augenblick in Verwirrung — doch Freiheiten auf diesem Gebiete waren vorauszusehen und wurden mir hinterher vollkommen erklärlich, als ich erfuhr, daß die türkische Fassung eine italienische Uebersetzung und

Einrichtung zur Grundlage hatte. Man kann sich vorstellen, wie es in dieser Uebertragung aus einer wahrscheinlich willkürlichen Uebersetzung um die Schiller'schen Gedanken bestellt gewesen sein mag, abgesehen davon, daß die Mehrzahl derselben, sowie das Pathos der Schiller'schen Ausdrucksweise dem tüchtigsten ottomanischen Uebersetzer unzugänglich gewesen wären.

Wir wissen, daß Shakspeare's Dichtungen, meisterhaft ins Deutsche übertragen, an Kraft und Prägnanz einbüßen, wo doch die Sprachen in Bezug auf Geist und Form, sowie der Genius der beiden Völker nahe verwandt sind. Und nun, Schiller, dem die Franzosen nicht beikommen können, im Türkischen! Die deutsche Amalia als Modell für eine Circus-Bajadere, deren Gesicht der Schminke, deren Haupt einer Schmucküberladung mit gemachten, schreienden Blumen erliegt!

Doch hören wir, was Moritz (Franz) Moor mit Amalia vorhat. Sie behandelt die türkische Sprache armenisch — er griechisch. Ob sich die Beiden verstehen, weiß ich nicht, bin jedoch des Einen sicher, daß das ottomanische Publikum nicht viel besser daran war als ich, der nur Laute summen hörte. Doch darauf schien es nicht anzukommen. Man merkte ihren heftigen Bewegungen ab, daß sie ihn tüchtig abkanzelte, den seinen, daß ihn das empfindlich ärgerte, und somit war das Publikum, auf welches der hochrothe Schlingel mit den rothen Haaren von vornherein einen unsympathischen Eindruck gemacht hatte, befriedigt. Vom Parterre her vernahm ich hin und wieder ein beifälliges Stöhnen, die beiden Armenierinnen hatten auch ihre Orangen vergessen. Amalia stürzt ab, gefolgt von ihrer Schleppe. Moritz monologisirt krampfhaft, an den Souffleurkasten gekettet und hilft sich in

den verhängnißvollen Augenblicken, wo der Mime dem „Lampengeist" näher steht als sonst, dadurch, daß er die Augen rollt, die Fäuste ballt und nach unterschiedlichen Kunstpausen seine geheimsten Gedanken nur dem eigenen Bart anvertraut.

Hermann tritt auf. Nach der Scene mit Hermann schließt der erste Act. Im zweiten Act finden wir Karl bereits in den böhmischen Wäldern. Güllül hat sich sehr à la Fra Diavolo angethan, ist bis an die Zähne bewaffnet und läßt das breiteste Pathos auf Stelzen über die Bühne wandern. Hin und wieder geht er zur Erhöhung des Effectes ins Recitativ über. Man erkennt in ihm den Meister und das leuchtende Vorbild der Truppe.

Die Kostüme sind im Allgemeinen anständig. Man merkt ihnen die Hand eines fränkischen Garderobeschneiders an. Unter den Räubern stechen zwei im Turban hervor — Turbane in den böhmischen Wäldern? Richtig! der Zettel bezeichnet die beiden Mimen als Muselmanen. Deren Kopfbedeckung muß immer national sein und ihre Vollbärte dürfen nie rasirt werden. Güllül klagte mir später darüber, daß sie durchaus zu keiner Veränderung an ihrem Haupte zu bewegen seien, was allerdings im Rococo-Kostüme zum Beispiel zu merkwürdigen Erscheinungen führen mag.

Die Scene mit dem Pater regt das Publikum an, die Flintenschüsse zum Actschluß finden lauten Beifall. Sie werden längere Zeit fortgesetzt. Einige bismillah! der Bewunderung dringen vom Parterre an mein Ohr. Die Armenierinnen haben sich in den Grund der Loge geflüchtet. Dies ist offenbar der Höhepunkt der Aufführung. Pulverdampf mengt sich als drittes Element in die Gestanks-Atmosphäre des Raumes.

Mein Logenpartner — ich nenne ihn so, obschon er drei Viertheile der Loge einnahm — zeigte sich sehr unruhig. Er hatte mehrmals während des Actes bedenklich das Haupt geschüttelt. Ein censorisches Unwetter schien sich über Schiller, den Räubern und Güllül zusammenzuballen.

„Dergleichen Stücke sollte man nicht gestatten!" seufzte er endlich.

„Weßhalb? Der Monologe Karl's wegen?"

„Nicht das!"

„Des Paters wegen?"

„Nicht das. — Die Flintenschüsse."

„Wegen der Feuersgefahr?"

„Nicht das. — Sie regen unser Publikum auf," und er zog die Stirn in ernste Falten.

Ich that mein Möglichstes, um seine Bedenken zu verscheuchen und Schiller's „Räuber" trotz des Pelotonfeuers dem Repertoire Güllül's zu erhalten.

Der dritte Act beginnt. Hermann bringt Karl's Schwert, Moritz (Franz) Moor nimmt seine Werbungen bei Amalia wieder auf — wir wissen, mit welchem Erfolg.

Als Amalia den rothen Bösewicht mit der Degenspitze von der Scene fortkitzelt, findet die allgemeine Zufriedenheit lauten Ausdruck. Die beiden Armenierinnen klatschen wüthend in die rothen Hände. Selbst der dicke Censor schmunzelt, nachdem er sich früher genügend klar geworden, daß dahinter keine politische Anspielung versteckt sei.

Der vierte Act führt uns zu Moor und seinen Räubern zurück. Karl monologisirt, dialogisirt dann mit Kosinski, um sich die Langeweile zu verscheuchen. Das Publikum läßt ihn reden, obgleich es ihn eigentlich nicht versteht, und wo es ihn versteht, nicht begreift.

Ein Musterpublikum, das ottomanische! Es vermag gar nicht, sich zu langweilen! Wie das Manchem unserer Dramatiker bequem wäre!

Spiegelberg wird entlarvt, Hermann der Rabe ertappt — der alte Papa Moor kommt endlich zum Vorschein. Kosinski verschwindet und wird als Ausreißer verdächtigt. Beim Actschluß allgemeine Rührung. Die Armenierinnen entpuppen sich als „à la franca“ — sie führen Schnupftücher bei sich. Im fünften Act wird Moritz (Franz) Moor herbeigeschleppt, zuletzt auch Amalia. Nun, eine eingreifende Hauptverbesserung Schiller's und die einzige Rettung für die Räuber auf der Bühne zu Gedik Pascha!

Karl Moor zückt den mörderischen Stahl auf Amalien's, durch keinerlei Stoffhülle beschirmten Busen. Ein Murmeln des Unwillens läuft durch das Haus, ein unterdrückter Aufschrei aus der Loge der Armenierinnen bekräftigt den allgemeinen Protest.

Er zückt aber doch den Dolch zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male und — die Räuber fallen ihm in den Arm. Er sträubt sich, es entspinnt sich eine Balgerei. Vergeblich. Er ist gefangen. Mir wird um den Abschluß ernstlich bange. Voreiliges Bangen! Schon erscheint Kosinski mit dem Generalpardon des Kaisers. Der alte Moor segnet ein glückliches Paar. — Man wird gestehen müssen, daß diese Gewaltthätigkeit Alles erreicht, was wir in dieser Richtung von gewaltthätigen Inscenesetzern erfahren haben.

Also Karl bekam Amalien und die „Räuber“ enden mit der gewissen Romanperspective auf ein halb Dutzend kleiner blonder Moore in der bengalischen Beleuchtung eines wolkenlosen Familienbildes. Der Vorhang fiel vor einem befriedigten Haus. Die Armenierinnen langen nach ihren

Orangen. Das Publikum rüstet sich — für den einactigen Schwank, der den Abend beschließen soll; denn die Uhr zeigt erst die sechste Stunde türkisch, also ungefähr Mitternacht und wir sind im Rhamadan, wo kein Gläubiger vor Sonnenaufgang zu Bette geht. Ich verließ das Theater.

In den Straßen, vor den Kaffeebuden recitiren Rhapsoden mit näselnder Stimme und klagendem Ton ihre alten Gesänge, oder Spaßmacher ahmen vor einem aufhorchenden Kreis Diesen und Jenen nach. An einigen Orten führen im Zwielicht von Mondenschein und Laternenschimmer Jungen in Frauenkleidern, bedenklich verwegene Tänze aus.

Güllül eilte den nächsten Tag zu mir, um die ihm gebührenden Lobsprüche auch aus meinem Munde zu ernten. Er theilte mir mit, daß zwei Uebersetzer damit beschäftigt wären, „Kabale und Liebe" zu übersetzen und daß er den Fernando darin studiren wolle.

„Wer spielt den Wurm?"

Der armenische Impresario kratzte verlegen seine Handfläche. Endlich erwiderte er schüchtern: „Hüsni Efendi. — Er ist der Einzige für diese Rolle."

„Wie? Mit dem Turban?"

„Was kann ich dafür," jammerte Güllül.

„Nun gut, so lassen Sie den Wurm ins Schwarze übersetzen und als Leibneger des Fürsten erscheinen."

Ob er diesen Ausweg benützt hat, weiß ich nicht, denn ich verließ Stambul vor der Aufführung.

Ein dramatischer Dichter ist doch Vielem ausgesetzt!

IX.

Der Schatz des Sultans.

Im kaiserlichen Palast zu Stambul, den man den „Neuen" nennt, obgleich er am „Goldenen Horn" der Aelteste ist, befindet sich in massiven Stein gemauert und theilweise unterirdisch angelegt nächst dem hazne hassa (kaiserliche Münze), der „hazne houmayoun" (kaiserlicher Schatz).

Man darf beim „Schatz des Sultans" nicht an eine Schatzkammer nach gewöhnlicher Auffassung denken. Eher treten wir da in ein historisches Archiv, wo die Gegenstände selbst statt der Acten und Documente sprechen. Allerdings sind es zum großen Theil auch wirkliche Schatzstücke, neben dem geschichtlichen von nicht geringerem materiellen Werth.

Nach Krondiamanten sucht man vergeblich und es finden sich da auch weniger Steine von außerordentlichem Werth vor, als die abendländische Phantasie träumen dürfte. Den meisten derselben fehlt der Schliff oder es erscheint dieser doch dem an die Juwelbehandlung der Gegenwart gewöhnten Auge als höchst unvollkommen. Die ungewöhnliche Masse von Steinen hingegen, welche diese Gegenstände zur Schau tragen, dürfte selbst den weitgehendsten Begriff von orientalischer Pracht vergangener Tage entsprechen.

Vorwiegend vertreten sind die Waffen. Ganz erklärlich. Die Sultane sollten vor Allem Heerführer und Streiter des „Buches" sein. Viele von ihnen waren es und mit hohem Ruhm; die es nicht waren, strebten danach, es zu scheinen. Die Symbole der höchsten Gewalt sind da nicht Krone und Scepter, sondern Schwert und Fahne. Das „Schwert umgürten" vertritt den abendländischen

Krönungsact. Bei den Mahomedanern insgesammt genoß das Schwert von je ein besonderes Ansehen. War es doch nächst dem „Koran“ das Zeichen des Propheten und seiner Sendung. Das berühmte „Zülfikar“ seines Eidams Ali wurde verehrt wie die „Tizonada“ des Cid einst in Castilien. Viele andere der Verbreitung des Islam geweihte Schwerter wurden auf jede Weise verherrlicht und besungen. Ehe die Reform die Ordenssterne, die dem Muselman doch immer fremd bleiben, einführte, war unter den üblichen Auszeichnungen, als z. B. Geschenken von Rossen, Kaftanen, Pelzen und Reihern, der Ehrensäbel die höchste. So nehmen auch im Schatze der „Krieger Gottes“ die Waffen den hervorragenden Platz ein. In demselben sind an 3000 Säbel, 8000 Gewehre, 100 Panzerhemden, zwei 5 Meter hohe Pyramiden von Helmen, ferner Dolche, Keulen (Topus), Sättel, alle reichlich mit Juwelen geschmückt, und in zahlreichen Kisten Gefäße, kostbare Porzelane u. s. w. aufgehäuft.

Die reichste Beute erwarb dem Schatz der Eroberer Egyptens „Selim I.“ der, nachdem er Gavri, den Sultan des Nillandes besiegt und getödtet hatte, vom letzten Abbasiden Fahne und Schwert, als Zeichen des Khalifats, und vom Scherif der heiligen Städte in einem Handkuß die Huldigung als Führer des Islam entgegennahm. Selim I., dem seine unerbittliche Strenge und ein widerspruchsloses Regiment das Prädicat des „Grausamen“ erwarb, der seine Reden so bildlich zu gestalten liebte, daß er sich den Bart scheeren ließ, damit seine Höflinge ihn nicht daran leiten könnten, bezeichnet als ruheloser Schlachtengewinner den Höhepunkt der ottomanischen Eroberungen. Man kann ihn als den eigentlichen Gründer des kaiserlichen Schatzes be-

trachten. Er ließ auch sein Siegel auf Thüren und Kasten in der Schatzkammer schlagen, mit der Bemerkung: „Keiner nach mir wird die noch leeren Räume mit Gold und Geschmeide füllen. Wenn es aber Einem gelänge, sie auch nur mit Stroh zu füllen, das er in Schlachten vom geschlagenen Feinde erbeutet, so möge sein Siegel das Meine ersetzen.“ Der Schatzmeister (hazne kiaiha) bedient sich noch immer des Siegels von Sultan Selim.

Ein großer Theil der Rüstungen stammt von der egyptischen Beute und von jener, die Sultan Murad IV. aus Persien heimbrachte; sie sind echt orientalischer Factur. Denn so täuschend diese im 16. und 17. Jahrhundert von den Nürnberger und Augsburger Waffenschmieden nachgeahmt wurde, des Unterschiedes wird der kundige Blick sogleich gewahr: der Schriftverzierung fehlt in der gelungensten Nachahmung der Buchstaben der Schwung, das Leben. Andere sind nachgeahmte Rüstungen, die in den erwähnten Städten für Rechnung der römisch-deutschen Kaiser verfertigt und von diesen, gewöhnlich alle drei Jahre, für den Sultan und die einflußreichen Würdenträger des Divan als „Verehrung“ nach Stambul gesendet wurden.

Beachtenswerth ist der Thron Nadir Schahs, des berühmtesten der neuern persischen Könige. Die Form dieses tacht (persisch Sitz oder Thron) ist die in Persien allgemein gebräuchliche; die Detailarbeit der Ausschmückung weist auf indischen Ursprung. Das plumpe Sitzmöbel wiegt an 80 Oka in Gold; die Zahl seiner Perlen allein wird auf 6000 geschätzt. Nadir Schah soll ihn auf seinem Siegeszug durch Indien nach der Erstürmung Delhis erbeutet haben. Später wurde er von Sultan Murad IV., anläßlich der Eroberung Bagdads, einem Nachfolger des großen Perserkönigs abge-

nommen und dem osmanischen Schatze einverleibt. Eigenthümliches Loos dieses mehrhundertjährigen Thrones, der von Hand zu Hand, von Osten nach Westen durch die drei größten asiatischen Reiche wanderte. Welcher Schicksalswechsel knüpft sich an seinem Besitz! Hinter ihm sinkt ein Reich in Trümmer, ein zweites schwindet bis zur bloßen Schein-Existenz und das dritte schließt mit seiner Eroberung die Epoche der Eroberungen ab. Einst wurde ihm göttliche Ehrfurcht zu Theil, auf der Wiener Weltausstellung ward er krittelnder Neugierde ausgesetzt. Ueber dem Thron und auf demselben sehen wir die Kriegskleidung seines Erbeuters Murad IV. Das Panzerhemd, der turbanumwundene Spitzhelm mit dem Reiher, die Arm- und Beinschienen sind mit Steinen geschmückt.

Die Rüstung der Sultane aus der ersten Epoche war schlicht und schmucklos, wie wir das an dem einfachen Schwert Mehmet II., des Eroberers von Konstantinopel, ersehen. Die Epoche der Eroberungen kannte keinen anderen Luxus, als den der blanken Waffe, keinen anderen Pomp, als den erbeuteter Fahnen, keinen anderen Glanz, als den erfochtener Siege. Damals war der Grundsatz „das Eisen ist besser als das Gold — mit Eisen kann man es erbeuten" in vollster Geltung. Bezeichnend für diese Epoche, wo eine Folge von bedeutenden Herrschern und Kriegshelden den ottomanischen Thron einnahm, ist es, wenn der Scheich-ul-Islam das Pulver für die Kanonenschüsse, die bei der Geburt eines kaiserlichen Prinzen abgefeuert wurden, nicht gestattet aus dem Staatsschatz (damals noch gleichbedeutend mit Religionsschatz — beït-ul-islam —) zu bestreiten, sondern die Auslage dem Privatschatze des Sultans zuweist.

Unter den Säbeln befindet sich das Schwert des Land-

verderbers Tamerlan, oder, wie die Osmanen sagen, Timurleng. Das Schwert der morgenländischen „Geißel Gottes,“ welche die sieggewohnten Janitscharenheere sprengte und den Sultan Bajazid in einen Eisenkäfig sperrte, ist für die Ottomanen eine bedeutsame Waffe. Sie schien den jungen Osmanenstaat vernichtet zu haben. Aber aufstrebende, wachsende Staaten, Staaten, die eine Mission verfolgen, können nicht von Außen her und nicht durch eine Niederlage vernichtet werden. In Brennus Tagen vermochten es die siegreichen Gallier nicht, das kleine, aufblühende Rom zu unterjochen; das große, gealterte Rom sank nach einer einzigen verlornen Schlacht in Trümmer und Staub. Der Griff von Tamerlan's unscheinbarem Säbel weist die von der arabischen, türkischen und ungarischen abweichende indische Form. Auch das geflammte Schwert des Jakud Havari befindet sich in der Sammlung, nebst manchen erlesenen Damascenerklingen, von denen gerühmt wird, daß sie Eisen wie Butter zu durchschneiden vermögen. Freilich bedarf es einer kundigen Hand und gewisser Vortheile, um solche Vorzüge vollends zur Geltung zu bringen und mit jenen Klingen den Meisterhieb auszuführen.

Zahlreich sind die Gewehre und Tromblons. Diese massiven Feuerwaffen, meist mit Radschlössern versehen, mit Edelsteinen geschmückt und reich ciselirt, geben gleichfalls Zeugniß für die hohe Geschicklichkeit der ottomanischen Waffenschmiede. Kein Zweig des Kunsthandwerks wurde gepflegt und geehrt wie dieser; denn der Koran lehrt: „Wer am besten das Eisen bearbeitet, wird die Welt beherrschen.“ Ich habe neuere tauschirte Arbeiten nach alten Mustern gesehen, die füglich mit italienischen Ciselirarbeiten des Mittelalters hätten verglichen werden können.

Ein gleicher Raum ist den Pfeilköchern und Bogen gewidmet. Bei den ersteren bedecken die Steine den Stoff. Der Bogen war eine türkische Lieblingswaffe und die Geschicklichkeit der Bogenschützen allberühmt. Noch heute bedient man sich in vielen Häusern des Bogens zu Uebungen im Spannen, um die Arme zu stärken und die Brustmuskeln zu entwickeln. Dasselbe Gemach bewahrt auch eine Pferde-Ausrüstung, die aber hier nicht zur vollen Geltung gelangt. Ihr Umfang ist danach, das Thier vollkommen zu bedecken. Die Steine, die sie reichlich schmücken, sind von minderer Gattung: die Ausrüstung auf den Paraderossen, welche dem Sultan bei den Bairamszügen vorangeführt werden, sind dem Steinwerthe nach ungleich kostbarer.

Weiter finden wir verschiedene Gefäße, Uhren, Schreibzeuge und andere Requisiten. Die Nargiles (Wasserpfeifen), die Tschibuks, und reich mit Rubinen und Diamanten ausgelegte Kaffeetassen sind moderner Factur. Ungleich interessanter sind die Kannen und Becken zum Gebrauch der gebotenen Waschungen, insbesondere aber die Becher, Vasen und Schalen aus dünngehöhltem Bergkrystall, in welches die Verzierungen und Edelsteine kunstvoll hineingeschliffen sind. Die letzteren dürften von der früher erwähnten „Verehrung“ herrühren, welche die römisch-deutschen Kaiser nach Stambul sendeten. Es ist bekannt, daß Einige von ihnen die Arbeit in Krystall sehr begünstigten und daß sie im 17. Jahrhundert unter ihrem Patronat eine hohe Vollkommenheit erreicht hatte.

All diese Gegenstände zusammen, Trophäen und nationale Reliquien, Beute und Tribut erscheinen mir gleich symbolisirten Tafeln aus der osmanischen Geschichte; und

nicht minder symbolisch war das Vorhandensein eines Theils dieses Schatzes auf einer abendländischen Weltausstellung. Welch eine Gedankenreihe regt ‚seine Betrachtung an'! Doch die Eisenthüren rasseln zu, Geschmeide und Waffen hüllt das gewohnte Dunkel. Es ist uns verwehrt, sie darin zu belauschen und dürften wir es, so würden wir uns doch hüten, zu berichten, was sie sich heimlich zuflüstern.

X.

Der türkische Salon.

Das türkische Haus scheint dem Luftzug zu Ehren erbaut worden zu sein, stammt es doch in gerader Linie vom Zelt ab. Der Hausflur, die Treppen und der Vorsaal sind selten durch besondere Verschlüsse getrennt; die Luft circulirt darin ungehemmt. Den Zimmerthürverschluß bilden Tuchvorhänge, die Fenster sind nicht doppelt, sondern Sommer und Winter gleichmäßig einfach. — Und dann reiht sich Fenster an Fenster, so daß man auf die Außenwände der Gebäude füglich Nestroy's Recept für Kanonengießerei anwenden könnte: „Man nehme eine gewisse Anzahl Fensteröffnungen, umrahme und verbinde sie mittels der unentbehrlichsten Pfosten und die Wände des türkischen Hauses sind fertig." Die allgemeine Physiognomie des Winterquartiers also dürfte selbst abgehärteten Naturen einige Bedenken einflößen.

Obwol der Ottomane — hierin eine Ausnahme unter den anderen Südländern — mit dem Sinn für Comfort (wohlverstanden nach seinen Bedürfnissen) begabt ist, so documentirt sich dieser wenigstens nicht in der Anlage seiner

Winterwohnung, noch in seinem Heizungsapparat. Die Holzbauten in Stambul gewähren keinen hinlänglichen Sommerschutz und können seiner auch entrathen, denn die Natur hat für wonnigen Schatten und eine immer kühlende Brise im Bospor Sorge getragen, so daß der Mensch dazu nichts Anderes zu thun braucht, als sich an passender Stelle anzusiedeln und zu genießen. Beides versteht der Ottomane. Schlimmer indeß ist es in den Häusern mit dem Winterschutz bestellt.

Der Mangal, dessen man sich zur Heizung der Gemächer am Goldnen Horn noch immer größtentheils bedient, vermag unsere Bedenken kaum zu beseitigen.

Dieses Kohlenbecken nimmt eine hervorragende Stellung in der ottomanischen Hauseinrichtung ein; es fehlt keiner Brautaussteuer und sein materieller Werth ist theilweise ein Gradmesser für den Besitz der Braut.

Der Mangal ist ein wesentliches Requisit des ottomanischen Empfangsgemachs oder Salons. In früheren Zeiten fand man in den Behausungen der Großen auch Mangals aus gediegenem Silber. Es war noch vor der Begrenzung ihrer ordentlichen Einkünfte auf das bloße Beamtengehalt, es war in jenen Wundertagen, wo sie es vermochten, mit einigem Wollen und ohne weitere Zauberkünste aus Kleinigkeiten, durch eine freilich nicht ganz gewissenhafte Ausnützung ihres amtlichen Wirkungskreises, Silberplatten hämmern zu lassen.

Der „Mangal" dürfte von dem spanischen „Brasero" abstammen; auf Gefahr hin aber, sein aristokratisches Metall ob der Enthüllung erröthen zu machen, darf ich seine entfernte Verwandtschaft mit dem auch auf dem Wiener Naschmarkt gebräuchlichen Gluthtopf nicht unerwähnt lassen.

Er präsentirt sich vielmehr als ein Luxusmöbel denn als Wärmespender. In den großen Gemächern der vornehmen Häuser ist sein Gebrauch vollends illusorisch. So lange die Holzkohlen frisch angebrannt sind, erwärmt ihre Gluth höchstens die Blicke und nur in unmittelbarster Nähe auch die Fingerspitzen. Die vielen Candelaber und Lampen, die in geradliniger Regelmäßigkeit aufgestellt, den ottomanischen Salon erleuchten und die dampfenden Tschibuks strömen mindestens eben so viel Wärmestoff aus, als das Gluthhäufchen im Mangal.

Zur Zimmerzierde eignen sich die hohen urnenförmigen Mangals recht wohl; sie sind meist gediegen gearbeitet, gefällig ausgestattet und geben den kahlen Gemächern einen glänzenden Mittelpunkt. Die niedere Gattung ist nur im ottomanischen Salon möglich, wo keinerlei unberechnete Bewegung stattfindet, wo Niemand seinen Sitz verläßt, als um sich überhaupt zu verabschieden. In einem Salon, den abendländische Ungezwungenheit und ihre quecksilberartige Bewegung belebte, wäre sein Gebrauch nicht ohne Gefahr. Aber wie ganz anders ist die Physiognomie, die Atmosphäre des morgenländischen Salons als die des abendländischen. Der bloße Anblick des ottomanischen Empfangsgemachs macht die Verschiedenheit des gesellschaftlichen Verkehrs von dem des Abendlandes in die Augen springen. Die unbarmherzigste Geradlinigkeit ist das herrschende Grundprincip in den türkischen Salons. Schon die Möblirung der Empfangsgemächer verräth die Herrschaft des Lineals. Wir finden daselbst nirgends die scheinbar zufällige Stellung eines Möbels, die mit Raffinement geordnete Unordnung, nirgends ein capriciöses Brechen der Linien, ein Verbergen der Kanten zu Gunsten der Abrundung. Nichts daselbst ladet uns zum

Geplauder, zum Meinungsaustausch in heimlicher Ecke ein. Längs der Fensterseite läuft der noch ziemlich allgemein beibehaltene Divan hin. Zu seinen beiden Seiten längs den Wänden reihen sich je ein Fauteuil, je ein fränkisches Sopha und sodann die entsprechende Anzahl Stühle. An der Wand, gegenüber den Fenstern, steht gewöhnlich ein Trumeautisch mit Candelabern, Lampen und Wasserschalen. Das ottomanische Selamlik (Begrüßungszimmer) gemahnt eher an einen Rathsaal denn an ein „parloir".

Der Hausherr nimmt entweder in einer Sopha-Ecke oder in einem der Fauteuils Platz. Die Besucher setzen sich nach ihrem Rang von der Eingangsthüre gegen den Divan zu. Vor dem Ankömmling erhebt sich, wenn dies dessen Rang gebührt, der Hausherr mit militairischer Steifheit; Gleichgestellten tritt er so viele Schritte entgegen, als die Etikette vorschreibt. Die Anwesenden schnellen gleich dem Hausherrn von ihren Sitzen auf und setzen sich nicht eher, als bis er selbst wieder Platz genommen hat. Die Begrüßungen sind streng geregelt, sowie auch dies, ob dem Eintretenden der Tschibuk oder blos die Tasse Kaffee gebührt. Die Unterredung wird mit wenig Ausnahmen, der Reihe nach, nur zwischen dem Hausherrn und je einem Gast, mit stramm gezügelter Lebhaftigkeit geführt. Dafür aber wird das Gespräch von Seite des Untergebenen häufig mit dem stummen Compliment der Hand begleitet.

Mit dieser steifen Etikette jedoch verbindet sich im ottomanischen Umgangston die ausgesuchteste Höflichkeit, ja diese letztere wird dadurch wesentlich gefördert, daß der individuelle Gefühlsausdruck niemals über die Form hinweg zutage tritt. Und wenn die Anordnung des türkischen Empfangsgemaches der passende und naturgemäße Rahmen für die von keiner

individuellen Aeußerung übersprungene Verkehrsnorm ist, wenn sie die pedantisch abgezirkelte Berührung zwischen den Personen gewissermaßen repräsentirt, so erscheint das Gluthhäufchen im Mangal seinerseits als ein getreues Spiegelbild des Gefühlslebens in der ottomanischen Gesellschaft. Wie im Mangal die stille mit Asche bedeckte Gluth sich nach Außen hin nicht verkündet und nach Außen hin wenig Wärme spendet, so das gesammelte, tief verschlossene Empfindungsleben des Ottomanen, das unter der Asche des gleichmäßigen Anstands und der strengen Haltung heimlich fortglimmt. Wie sich die Kohle ohne Aufflackern geräuschlos verzehrt, so liebt oder haßt der Ottomane tief und stetig, aber ohne besondere Aeußerung. Die Gefühle vor der Außenwelt kundgeben, wird von der feinen Sitte als leichtfertig und unmännlich gebrandmarkt. Zwei Gegner, die sich wissentlich auf das Messer befehden, begegnen sich mit derselben Artigkeit, überhäufen sich mit denselben Zuvorkommenheiten wie zwei Unbefangene. Kein Wort kündigt die That, kein Gewölk den Blitzstrahl an; er trifft aus heiterm Himmel und der Himmel lächelt fort. Desgleichen wird der Freund den Freund, der Vater den zärtlich geliebten Sohn nach langjähriger Trennung vor Fremden so förmlich bewillkommnen wie einen ihm Fernestehenden; der Blick allein, das Oscilliren der Stimme verrathen die innere Bewegung.

Die eigentliche Domäne des Mangal ist das Goldene Horn. In jenen Gegenden des Reiches, wo der Winter für gewöhnlich rauher auftritt, war und ist der Camin in Gebrauch. Zwar werden auch in Stambul bereits, vornehmlich in den Steinbauten, fränkische Oefen eingeführt, aber im Ganzen und Großen behauptet der Mangal trotz seiner Unzulänglichkeit das Terrain. Ja es gibt Mangalfanatiker,

die für die Traulichkeit des Gluthhäufchens ebenso begeistert sind, wie der Britte für seine fire-side. Diese wissen von seiner gemüthlichen Heimlichkeit Manches zu erzählen und putzen seine Vorzüge mit partheiischer Hinzudichtung heraus. So rühmen sie ihm nach, daß er erstens eine gleichmäßige Temperatur verbreite und erhalte. Zugegeben! eine Temperatur um einen halben Grad höher als die in den Gassen herrschende, — daß er ferner nie durch Rauch belästige. Richtig! Denn dafür, daß die Ausdünstung der Holzkohle die Wirkung eines gewöhnlichen Kopfschmerzes nie übersteige, sorgen die Baumeister, Zimmerleute und Glaser. Was die Mangalschwärmer von der Wirksamkeit ihres Heizapparats im Grunde halten, beweist übrigens der Umstand, daß sie dieselbe nie ohne der Zuhilfenahme des dichten Hauspelzes genießen.

Wenn der Mangal in den Holzhäusern gegen das Eindringen der Oefen siegreich besteht, so liegt das einerseits daran, daß die Ofenröhren durch eines der Fenster geleitet werden müssen, wo doch längs der Fensterreihe der Hauptdivan läuft, und das bei dieser Aufstellung der Rauch unter dem Einflusse gewisser Luftströmungen unerträglich belästigt, andererseits und hauptsächlich aber an dem Grunde, daß der Ottomane weniger für die Erwärmung des Raumes, als für die seiner eigenen Person bedacht ist. Der Mangal ist also vielmehr ein durch Brauch und Gewohnheit geheiligtes Symbol der Winterzeit; für den Schutz gegen dieselbe sorgt jeder Einzelne für sich. Deshalb ist Pelzwerk im Oriente gewiß nicht weniger im Gebrauche als im Norden Rußlands. Der hellfarbige Hausüberwurf ist mit Pelz unterlegt; im Winter werden hierzu dichte, im Sommer aber leichte, kurzhaarige Felle verwendet. Die Straßenkleidung

und selbst der Salonrock ist mit Pelz gefüttert. Der Ottomane, der allgemein die Gepflogenheit beibehalten hat, sich zur Nachtruhe besonders zu kostümiren, legt über das gebräuchliche Entrarie (Unterkleid) einen Nachtpelz an und begibt sich so ausgerüstet zu Bette. Bei der schöneren osmanischen Hälfte steht Pelzwerk in gleicher Schätzung.

Die ottomanischen Christen und auch einige fränkische Pera-Bewohner hatten und haben mitunter noch jetzt für den Mangal eine besondere Verwendung. Sie stellen ihn nämlich verschlossen unter einen großen Tisch. Unter die schwere, umfangreiche Tischdecke strecken die rings um den Tisch sitzenden Hausbewohner und Besucher die Füße und erfreuen sich so des ungewöhnlichen Vergnügens, zwei verschiedene Temperaturen zu gleicher Zeit zu genießen. Dieser Apparat wird mit dem Namen „Tandyr" bezeichnet. Inwieweit seine Benützung der Gesundheit zuträglich sei, vermag ich nicht zu bestimmen, einer allenfallsigen Verständigung durch Fußzeichen ist sie entschieden förderlich.

Des Nachts wird am Mangal der „couvre-feu" buchstäblich ausgeführt: man stellt einen gelöcherten Sturz über denselben. Wir wollen desgleichen thun.

XI.

Der Bazar von Stambul.

Wir dürfen nicht von Stambul scheiden ohne den Bazar besichtigt zu haben, — die Herzkammer seines Lebens.

Eine domähnliche Halle, durchkreuzt von zahlreichen Seiten- und Quergallerien die unregelmäßig, ab und zu

in planlosen Windungen und Verrenkungen angelegt sind: Ein architektonisches Ungethüm!

Die Hauptpforten sind mittels massiver Ketten geschlossen. Wir Fußgänger schlüpfen darunter hinweg, für Luxusgefährte werden sie geöffnet. Das Menschenmeer treibt hier in sanfteren Wogen, als in den andern Geschäftsvierteln, denn hier führen das schöne Geschlecht und der Kaufmann das große Wort, wie dort der Lastträger und der Roßvermiether. Hier herrscht der Moslim vor, wie dort der Christ; hier ist das Gewirr bunt wie es dort erdfahl ist. Die prunkenden Trachten der Sonnenländer scheinen sich auf diesen Boden als ihr Asyl geflüchtet zu haben.

Versuchen wir es, einige Erscheinungen zu erfassen.

Hier stechen aus dem Kunterbunt heller Frauenmäntel einige Albanesen hervor, in ihren weißen, enggefältelten Fustanellen, mit den goldbebordeten Spensern und den steingeschmückten Waffen, verwegene Palikarentypen der Ballade. Neben ihnen, sie überragend wie die Ceder die Cypresse, zwei Tscherkessen. Die langen Tuniken schmiegen sich um die schlanken, sehnigen Gestalten, pelzverbrämte Kalpaks beschatten die regelmäßig harten Züge dieser Söhne des kaukasischen Hochlandes. Der Alte hat wol unter Schamyl gegen die Moskoviten manchen Strauß ausgefochten; er würde, wenn es morgen gälte, mit seinen siebzig Wintern auf dem Scheitel, den Kampf wieder aufnehmen. Das hinfällige gebrochene Alter kommt bei diesen Natursöhnen selten zur Anschauung: Was krankhaft ist, bricht entzwei, das Rüstige nur überlebt, aber überlebt in ganzer Fülle, während der Kulturzustand „Siechthum läßt zu hohen Jahren kommen.“ Der Jüngere macht Einkäufe; er handelt um ein prächtiges Gewehr. Sein Beutel ist schwer von Gold, er hat seine

Tochter an einen stambuler Harem verkauft. Hätte ein Moskovite sie gefangen, er würde zehnmal sein Leben eingesetzt haben um sie zu befreien, denn er ist ein guter Vater! und nun hat er sie verschachert. Welch ein Widerspruch! Und dennoch mehr scheinbar als wirklich.

Das Mädchen hatte ihm keine Ruhe gelassen — sie hatte Tag und Nacht von dem goldenen Stambul geträumt und seiner Herrlichkeit, war darüber krank geworden, bis er ihr endlich den Willen that und sich mit ihr aufmachte.

Und weil sie darauf bestanden ist, so hat er sie denn der Hanum eines Pascha verkauft. Nun, wenn es geschrieben steht, so wird's zu ihrem Glück ausschlagen. — Gut haben wird sie es bei der Hanum, wie all die andern Tscherkessenkinder, von denen Stambul überfüllt ist; sie ist ein kluges Ding, wird fein erzogen, schön gekleidet und später verheirathet werden, vielleicht an einen Vornehmen. Wie ihr Kismet will! Allah weiß es. — Es hat sie gewurmt, daß sie sich die nackten Füße auf den Steinkanten der Heimatberge wund laufen sollte, während so viele Andere aus der Nachbarschaft hier in Seide gehen und in Palästen wohnen. — Dort wandeln zwei Mauren mit breiten, fast tellerförmigen Turbanen. Die braunen Angesichte, die eben soviel von äthiopischer Glut, als von semitischem Blut entlehnt haben, erscheinen noch nächtiger unter dem blüthenweißen Muslin und über den hellen Kaftans. Ein arabischer Scheich mit beweglichen Ziegenmienen, im Burnus aus Kameelhaar, die farbige Kefie mit braunen Stricken um das Haupt gewunden, begleitet sie.

Alle Völker des Ostens sind vertreten!

Und damit das Abendland nicht fehle, drängt sich dort ein englishman durch. Er hat einen mächtigen Turban um

den Hut gewunden, hält ein rothes poket-book in der einen Hand und einen weißen Sonnenschirm in der andern; vor ihm her trollt sich der Dolmetsch, ein kleiner Judenjunge, hinter ihm bewegt sich im Gänsemarsch der weißen, langfüßigen Töchter stattliche Reihe, von dem Monsieur! Madame! Mylord! der christlichen Händler begleitet.

Wie bewegt, wie farbenprächtig ist dieses Bild! als ob Schwärme von buntfarbigen Schmetterlingen an Blumenernten nippten.

Unsere Blicke werden von den Farbenschätzen überrascht, wir würden sagen geblendet, wenn diese nicht durch den dumpfen Untergrund und durch eine weihevolle Dämmerung gemildert erschienen und wenn unser Blick nicht manchmal auf vernachlässigten kahlen Flecken Ruhe fände.

An gewissen Punkten summt es wie von tausend Bienenkörben, aber das Gesumme scheint in einem einzigen Hauptaccord gedämpft zu verklingen, und in mancher Seitenhalle herrscht das Schweigen eines Karthäuserklosters vor.

Die rastlose Bewegung eines Ameisenhaufens webt innerhalb des Rahmens einer beschaulichen Abgeschlossenheit, einer majestätischen Unbeweglichkeit.

In diesen Gegensätzen spiegelt sich ein gutes Stück Orient!

Jede Waarengattung hat ihre besondere Halle und Ladenreihe; die Laden bestehen aus Nischen.

Hier fällt das Oberlicht auf eine enge Seitengallerie. Wir vermeinen Katakomben zu betreten. Die Mauern sind schmutzig schwarz, nirgends bedecken Auslagen oder Stoffe ihre kahle Nacktheit. In den Nischen hocken, — größtentheils im ottomanischen Reformkleid, — die Kaufleute; es sind Armenier.

Jedem zunächst steht ein kleiner schmuckloser Kasten. Wir befinden uns auf dem Juwelenbazar.

Diamantschmuck hat einen starken Abgang in den Harems: die Steine sind meist geringster Qualität, die Fassung ist plump.

Im grellsten Kontrast strahlt die Gallerie daneben von eitel Gold und Flitter, von Stickereien für Uniformen, Schabracken, Epauletten, Kaffeebrettüberwürfen u. s. w. In den Stickarbeiten entwickeln die Ottomanen eine bedeutende Geschicklichkeit. In einer andern Abtheilung wird Weißzeug feil geboten, Hemden, Bettlaken, Kissenübertücher aus Seide, wollige Handtücher mit Gold und Seide gestickt, Badebournousse und dergleichen, darunter Kunstwerke, wie die Bettlaken, welche die Mädchen im Innern Asiens für ihr Hochzeitslager sticken. Wieder in einer andern finden wir die Stickereien auf Tuch, Tischteppiche mit Blumengewinden und Koranversen, Kissen, Thürvorhänge u. s. w. — alles für das Abendland bestimmt; der Efendi hat keinen Geschmack dafür. Dann kommen wir an den Reihen vorbei, wo die mit Schildkröte und Perlmutter ausgelegten Gegenstände verkauft werden. Die Arbeiten der Neuzeit stehen in Geschmack des Entwurfes und Sorgfalt der Arbeit tief unter den Erzeugnissen aus früheren Tagen; auf den Gebieten der nationalen Industrie offenbart sich leider ein nicht zu verkennender Rückschritt.

Sie kann, wie ich früher schon einmal zu bemerken Gelegenheit fand, die Concurrenz mit den billigeren und allorts überhand nehmenden abendländischen Erzeugnissen nicht bestehen. Müde vom Wandeln, müde vom Schauen gelangen wir zur Hauptgallerie zurück, wo an einem Ende die gestickten Pantoffel für — den Nipptisch abendländischer

Damen ausgestellt sind, und wo sich weiterhin die Seidenstoffe ausbreiten. Hier glänzt die Seide des Libanon gelb wie Gold, hier schimmern die vielfarbig gestreiften Schärpen von Tyrus und Sidon, dort sprühen die Stoffe von Damaskus und Brussa ihre farbigen Flammen, weiterhin entwickelt der gepreßte Sammet von Skutari seine gediegene Pracht. Daneben überwuchern freilich Stoffe abendländischer Faktur und drohen die besseren, schöneren Erzeugnisse des Landes zu erdrücken.

Auch hier schädigt die Maschine die Kunst, auch hier tödtet die Schablone — die Eigenart — die Poesie. Diese Betrachtung über die Stoffe führt uns auf die Menschen. Der Sprung ist nicht so unvermittelt, als es vorerst den Anschein haben könnte.

Da kauert ein Ottomane in seiner Nische, einem Shawlladen, der reine Typus des Kaufmanns aus den arabischen Märchen. Der kleidsame Turban umrahmt das scharf geschnittene, wohlgebildete Antlitz. Es könnte auch nach abendländischen Begriffen als Ideal männlicher Schönheit gelten, wenn nicht eine gewisse apathische Gleichgiltigkeit die nicht als das Ergebniß eines bewegten inneren Lebens, sondern als angeborner und durch die früheste Erziehung ausgebildeter Hauptton erscheint, wie Blei auf den Zügen lagerte. Die Gestalt ist massig, gedrungen. Ueber das Unterkleid aus Kashemir wirft der zimmetfarbige Ueberwurf seine reichen Falten. Dieses Kleid schon bedingt die Würde. Keine Gewinnbegier entadelt seine Züge, keine Hast bewegt diese charaktervolle Erscheinung. Seine Haltung bekundet Selbstachtung, weise Mäßigung spricht aus seinen Blicken, Sammlung thront auf seiner Stirne. Er harrt des Käufers der ihm bestimmt ist, den Allah ihm senden wird!

Wir grüßen ihn, er erwidert den Gruß gemessen, ohne einschmeichelnde Unterwürfigkeit. Wir nehmen Platz und erkundigen uns nach dem Preis eines Shawls, er nennt ihn, ohne sich von seinem Pfeifenrohr zu trennen. Ein Gegenangebot wäre nutzlos, er hat gesprochen. Wir wollen heute nichts kaufen. Gleichviel, vielleicht ein andermal, wenn es Gott gefällt! Sein Diener, ein kleiner Negerjunge, entrollt die Stoffe.

Sein Nachbar, der christliche bazirgian, geberdet sich wie ein Hampelmann an der Schnur, ruft die Vorübergehenden an, lockt Kunden herbei, steht mit dem Dollmetsch fränkischer Käufer im heimlichen Bund, drängt sich vorlaut vor, schlägt auf, läßt nach, setzt die Zunge in Bewegung, überredet, betäubt und zählt Abends sein rundes Sümmchen Gewinnst.

Es ist kein Zweifel, daß der muselmanische Kaufmann von dem christlichen überflügelt werden muß, wie das inländische Erzeugniß von dem fremden verdrängt wird.

Der Ottomane ist für den Handel im modernen Sinn nicht geboren: es fehlt ihm an Spekulationsgeist, an Unternehmungslust, an Geschmeidigkeit. Aber nicht nur was ihm fehlt, selbst seine persönlichen Eigenschaften werden ihm zum Hemmniß. Man kann unter Umständen an seinen Tugenden zu Grunde gehen wie an seinen Fehlern und die Gemeinschaft an den Tugenden ihrer einzelnen Glieder.

Der nationalökonomische Standpunkt hat mit dem Humanitätszustand weniger zu schaffen, als mit dem Zustand und den Resultaten der praktischen Bildung.

Der Weise bei geringeren Bedürfnissen verarmt, der im Staub sich mühende Thor erwirbt, die bereicherten

Sklaven überflügeln die verarmten Fürsten, die unterrichteten Thoren beherrschen die unwissenden Weisen.

Nicht wer weniger Bedürfnisse hat, sondern größere und sie zu befriedigen strebt, gelangt obenauf. Nicht dem Würdigeren gehört die Erde, sondern dem Thätigeren, nicht dem Weiseren, sondern dem Findigeren, nicht dem Edleren, sondern dem Gierigeren, nicht dem Stärkeren, sondern dem, der die Kräfte praktischer zu verwerthen weiß. Wer sie beherrschen will, dem muß sie Alles sein, dem muß die Stunde mehr gelten als die Ewigkeit. Die höhere Kulturstufe erglimmt man nur um den hohen Preis des Friedens!

Es naht ein französisches Pärchen. Madame will jenen Shawl auf weißem Grund erstehen. Da ertönt der Ezzan. Unser Kaufmann richtet seinen Gebetteppich zurecht; für ihn gibt es augenblicklich keinen Handel und keinen Käufer mehr: Was ist ihm die Erde, was gilt ihm die Stunde?

Allah ist groß! —

Erinnerungen aus der Herzegowina.

I.

Der Hafen von Klek. Mostar.

Danilo Petrowitsch aus dem Stamme Njegusch, der den geistlichen Vladika-Titel seiner Vorfahren mit dem Rang eines Fürsten der „Csernagora und der Berdas,“ den Schleier und das Kreuz des Metropoliten mit der Reihermütze und den Orden des weltlichen Potentaten vertauscht hatte, war seit 1852 Oberhaupt der Schwarzen Berge.

Die üblichen Streifzüge (tschetas) seiner Montenegriner in die Herzegowina, deren nächstes Ziel die Hammelheerden muselmanischer Nachbarn zu sein pflegen und die bei jedem Regierungsantritt mit erhöhter Begeisterung aufgenommen werden, hatten nach dem Krimkrieg, und seitdem Napoleon III. sich in Concurrenz mit Rußland gewissermaßen zum Schirmherrn der slavischen Völker des Orients aufgeworfen hatte, ebenso sehr an Ausdehnung gewonnen, als eine besonders häufige Wiederholung erfahren. Der Charakter dieser Vließ-Fahrten jedoch war ein anderer geworden: neben ihren national-ökonomischen Zwecken, die nebenbei dem Kampf- und Rachebedürfniß entsprachen, enthüllten sich politische Ziele. Die Fehden wuchsen über ihr gewöhnliches Maß

hinaus, und so sah sich die Pforte abermals genöthigt, ihr mütterliches Auge auf ihre slavischen Schmerzenskinder zu richten, die ihrer Fürsorge durchschnittlich alle 3 bis 5 Jahre mit irgendeiner Balgerei oder einem Schmerzensschrei aufwarten.

Es ist nothwendig, zu bemerken, daß dieses Verhältniß in seiner vollen Intimität eigentlich erst seit der neuen Gestaltung des Osmanenreiches besteht, die mit dem Ausbruch des Nationalitätsfiebers zusammenfällt. Früher, bei der Decentralisation des Reiches, hatte der Divan mit den schwarzen Bergen und den Bosniaken, Uskoken u. s. w. direct nur selten und wenig zu schaffen.

Den Vezieren von Travnik und Belgrad, die ehedem den tönenden Titel „Veziere von Ungarn" führten, oder dem von Skutari, lag es ob, sich mit den Helden der schwarzen Berge herumzuschlagen, und in den slavischen Provinzen reichte die Regierungsthätigkeit des Divans vollkommen aus, wenn sie mittels der Spahis, die den muselmanischen Landadel vorstellen, den Vezier im Schach hielt, oder hie und da durch eine Unterstützung des Veziers den trotzigen Spahis einen Zaum anlegte. Das ist mit unserem Jahrhundert in Folge der Reform und der durch sie bedingten Centralisation, in Folge der Einwirkung des Zeitgeistes, der Lostrennung Serbiens, kurz in Folge der Zusammenwirkung verschiedener und vielfältiger Factoren anders geworden.

Das Osmanenreich hat sich durch die Eroberung aus einem Conglomerat von Staaten gebildet, ohne daß von den Eroberern die eroberten Länder zum Einheitsstaat und die unterworfenen Völker zur Nation verschmolzen worden wären. Die Religion des Siegers war das äußere Band für diesen

Länder- und Völkercomplex, der Khalife als Haupt der Religion der oberste Führer, Herr und Ausüber aller Macht. Der Versuch einer Verschmelzung der Eroberer und Eroberten zur Nation ist nie und nirgends gemacht worden; er liegt auch außerhalb der islamitischen Anschauung.

Der Koran sagt: „El ghiafürün milletin vahide.“ Die Völker der Ungläubigen sind eins.

Aber auch die Gesammtheit der Bekenner des Islam stellt ein Volk in „Mahomed“ dar. Der Nationalitätsgedanke liegt für den Osmanen in der religiösen Gemeinschaft. Sein Patriotismus ist islamitisch.

Die Verwaltung der einzelnen Länder und Provinzen lag in den Händen der Mandatare des Khalifen, d. h. der Veziere, die in ihrem Wirkungskreis eine nach unten unbeschränkte Machtvollkommenheit besaßen. Die Macht der Veziere fußte auf dem Nimbus des Siegers, auf dem Machtkern der Osmanen und auf dem Beistand der Convertiten, die zur Religion des Siegers übergetreten. In Bosnien nahm der gesammte serbische Adel, um seine Güter und Privilegien zu bewahren, die Religion des Siegers an. Eine nationale Vermischung fand nirgends statt.

Nach Nationalitäten theilten sich die unterworfenen Völker in Griechen, Albanesen, Serben, Bulgaren und Rumänen.

Das osmanische Reich entsprach dem Gleichniß, welches ein osmanischer Großer einem Botschafter des deutschen Kaisers gegenüber anwandte, als die Rede auf die beiden Reiche kam. „Das Osmanenreich,“ sagte er, „gleicht einer Schlange mit vielen Körpern, aber mit einem Kopf; alle folgen der Richtung und Bewegung des einen, das deutsche

Reich hingegen gleicht einer Schlange mit einem Körper, aber vielen Köpfen.“

Die Reform unter Sultan Mahmud war eine radicale, tiefeingreifende Umgestaltung alles Bestehenden, nicht ein Auffrischen des Baumes durch Beschneiden und Pfropfen, sondern seine Entwurzelung und Versetzung in ein fremdes Erdreich. Den ganzen Umfang ihrer einschneidenden Wirkung hat man bei der Inangriffnahme wol kaum erkannt, freilich hätte die Erkenntniß die Inangriffnahme nicht verhindern können.

Einerseits mußte das militairische Werkzeug der islamitischen Centralgewalt, das Janitscharencorps, vernichtet werden, andererseits wieder bedingte die Reform, die vom Oberhaupte des Islam und von Konstantinopel ausging, eine straffe, staatliche und administrative Centralisirung, d. h. die bisher unterlassene Bildung des Einheitsstaates mußte an die Stelle der losen Gliederung treten, die Gründung einer osmanischen Nation mußte an Stelle der herrschenden muselmanischen Gemeinschaft versucht und durchgeführt werden. Es galt die Verwaltung zu bureaukratisiren, die Macht des Localadels (der Derebeys und in Bosnien der Spahis) zu brechen.

Es war eine ungeheure Krisis die das Reich durchschritten, eine Riesenthat, welche Sultan Mahmud vollbracht hat. Von den Vezieren gelang es nur einem sich zu erhalten und loszureißen: dem Pascha von Aegypten; alle andern fielen; der Feudaladel brach unter der staatlichen und in einem gewissen Sinn demokratisirenden Einheitsbestrebung zusammen, die der Khalif vertrat. Am spätesten unterlag der bosnische Adel, der zur Wahrung seiner privilegirten Stellung während des russisch-türkischen Krieges

im Jahre 1828 gegen Konstantinopel zog und merkwürdigerweise durch General Diebitsch, der damals auf Adrianopel rückte, aufgehalten wurde.

Im Jahre 1851 gab der Serdar Omar Pascha den bosnischen Feudalen den Gnadenstoß, und seitdem sind Bosnien und die Herzegowina Provinzen des osmanischen Staates, aber zugleich ein offenes Feld für die serbischen und montenegrinischen Ausdehnungsbestrebungen und für die Ziele der russischen Politik; denn wie anläßlich der Janitscharen-Vernichtung, ist auch in Bosnien bei dem unternommenen Aderlaß mit dem brandigen Blut frischer Lebenssaft entströmt.

Die ehemaligen muselmanischen Feudalkrieger sind zu mahomedanischen Bosniern geworden, wenn auch vorläufig und gegenwärtig das Glaubensinteresse bei ihnen noch das Nationalitätsgefühl überwiegt.

Heute aber hallt jeder Pistolenschuß, der in den nordwestlichen Provinzen abgefeuert wird, in den Corridoren des Pfortengebäudes am Goldnen Horn wieder; jeder Vorfall in den bosnischen Ländern berührt nunmehr die osmanische Centralgewalt und wird zur politischen — europäischen Frage.

So sah sich denn zu Anfang des Jahres 1858 die Pforte bemüssigt einige Bataillone nach der südlichen Herzegowina zu beordern, und entsandte gleichzeitig einen außerordentlichen Commissarius zur Prüfung und Regelung der obschwebenden Streitfragen, denen als Vorwand einige Weidegründe an der Grenze bei Grahowo zu Grunde lagen.

Gleichzeitig wurde ein neuer Generalgouverneur für Bosnien ernannt. Als Commandant der Streitmacht war Hussein Pascha abgegangen, ein Circassier von ritterlichem

Anstand, persönlichem Muth und jugendlicher Heißblütigkeit, der sich im letzten russischen Krieg als Reiteroffizier ausgezeichnet hatte. Zum Commissarius wurde Kemal Efendi bestimmt, der als Gesandter in Berlin sich den Ruf eines liebenswürdigen, angenehmen Gesellschafters erworben hatte, und zum Generalgouverneur für Bosnien der damalige Gouverneur von Cypern, Kiani Pascha, ein Mann von geschäftlicher Tüchtigkeit und starrer Haltung, der seine Fähigkeiten später lange Jahre hindurch als Generalmauthdirector des Reiches bewähren sollte.

Ich war soeben aus den Reihen des Heeres in das Auswärtige Amt übergetreten und wurde Kemal Efendi als Secretär beigegeben. Eine Staatsfregatte war uns zur Verfügung gestellt worden. In dieses „Uns" waren, außer dem Chef und meiner Wenigkeit, noch ein Secretär und zwei Militair-Attachés, letztere offenbar nur zum Zweck des erhöhten Nimbus, inbegriffen. Wir schifften uns also ein, mein Chef mit seinen Instructionen und einer Cassette voll Dosen und Uhren.

Unser erstes Reiseziel war Cypern, wo wir den neuen Generalgouverneur mit dem üblichen Ceremoniell und Pomp aufnahmen.

In Berücksichtigung der Ueberschrift meiner Erinnerungen werde ich unsere Fahrt mit den Landungen in Smyrna, Rhodos und Corfu nicht weiter besprechen, sondern erst wieder dort aufnehmen, wo wir durch den Narenta-Canal zwischen den dalmatinischen Inseln Lesina und Curzola in die Bucht von Klek einfuhren. Klek ist der nördliche Landstreifen, welchen dereinst die Republik von Ragusa an die Osmanen abgetreten hatte, um sich die nachbarlichen Venetianer, die in Dalmatien hausten, vom Leibe zu halten;

der südliche heißt die Suttorina. Der österreichischen Regierung, welche dieses Erbe Venedig's und Ragusa's angetreten hat, ist diese Dreitheilung ihres ohnehin körperlosen Kronlandes Dalmatien unbequem, trotzdem daß sie auf den beiden Landstreifen das Durchgangsservitut besitzt, welches in der fortgesetzten Heerstraße seinen Ausdruck findet.

Bei der Einfahrt in die Bucht von Klek hätte unsere Fregatte beinahe einen Conflict mit der Flagge des österreichischen Doppelaars heraufbeschworen. Unser Capitän schien nämlich vergessen zu haben, daß wir, um zum osmanischen Gestade zu gelangen, dalmatinisches Gewässer durchschiffen mußten, und hatte eines winzigen Fahrzeuges nicht Acht, welches nach vergeblichen Zeichen endlich durch einen Kanonenschuß sein berechtigtes Dasein kund gab, und von der Küste her auf uns Jagd machte, wie ein wüthendes Bologneser Hündchen auf eine dänische Dogge zustürzt.

Unser Capitän, der nun seiner Wassergrenze-Verletzung gewahr geworden war, ließ stoppen, und der das Boot befehligende Offizier konnte uns nach Besichtigung der Papiere laut und feierlich die Erlaubniß geben „im Namen Sr. k. k. apostolischen Majestät" einzulaufen.

Die Bucht von Klek bietet nichts bemerkenswerthes. Im Fort Opus, welches lange ein Ball in den Händen der Venetianer und Osmanen gewesen war, waltet heute ein unbestrittener Pretore; ringsum erzeugt das Sumpfland, welches durch die Narenta-Mündungen gebildet wird, im Sommer bösartige Fieber.

Hier im Thale der Narenta, im Schutze der Canäle, welche dieser Fluß (bei den Alten Naro) bildet und hinter den Inseln geborgen, trieben vom siebenten Jahrhundert ab die Narentiner ihr Piratenwesen, bis es endlich im zehnten

Jahrhundert dem Dogen Pietro Orseolo II. gelang diesen gefürchteten Seewölfen das Handwerk zu legen.

Unsere Landung nahm viel Zeit in Anspruch, da das Ausladen unseres Gepäcks, bei einem Gefolge von ungefähr 40 Köpfen und der Art, wie man sich hierzuland für eine Reise vorbereiten muß, ziemlich umständlich war.

Am unbewohnten Strand erwartete uns der Bruder und Kiahia (major-domus) des Gouverneurs der Herzegowina mit großem Comitat und einem Rudel von Pferden und Mauleseln. Für die Excellenzen waren gesattelte und mit reichbordirten Schabracken geschmückte Pferde des Pascha angekommen; die übrigen Tragthiere wurden mit den mitgebrachten Sätteln gesattelt, die Packpferde mit den Betten und dem sonstigen Gepäck befrachtet, worüber mehrere Stunden vergingen.

Zu Ausflügen war das steinige unwegsame Terrain nicht geeignet und die kahle Karstgegend nicht verlockend, und so mußte ich den Eindruck der Trostlosigkeit mit dem mich diese Wüstenei umklammerte, in beschaulicher Bewegungslosigkeit über mich ergehen lassen. Unsere Türken, die, auf ihre Bettsäcke und Teppiche gekauert, den Rauch aus ihren Tschibuks ringeln sahen und von Zeit zu Zeit in den Kaffeeschälchen nippten, schienen von jeder Stimmung verschont und auch durch den Aufenthalt nicht zur Ungeduld gereizt; ich mußte sie wieder einmal um ihre stoische Gelassenheit beneiden!

Endlich konnten wir aufbrechen um zum nächsten Weiler zu gelangen, wohin das Nachtquartier bestimmt worden war. Ein Saumweg führte dahin; da er sich nach Landesbrauch nicht den Formen des Terrains anschmiegte, sondern nach der kürzesten Verbindung strebte, mußten wir — im allge-

meinen bergan, im Detail aber über die steilsten Kalkstein-felsen hinauf, hinunter, über Steingerölle, Gestrüpp und manchmal über gefallene Baumstämme hinweg — einen eben so halsbrecherischen als ermüdenden Ritt erleiden.

Der Straßenbau ist bei den Eingebornen stets auf heftigen Widerwillen gestoßen. Die Unwegsamkeit ihres Steinlandes galt ihnen stets als ein nothwendiger Wall gegen den Feind, und dieser Feind hieß Jahrhunderte hindurch Oesterreich. Man braucht hierbei den politischen Blick der Herzegowiner nicht allzu hoch anzuschlagen. Wenn irgendwo Landtheile widersinnig auseinandergerissen sind, so ist dies mit Dalmatien und der Herzegowina der Fall. Wer die Küsten besitzt, muß das Hinterland erwerben. Würde es in dieser Gegend jemals zur Bildung selbstständiger Staaten kommen, so würde der Grundsatz freilich lauten: Dalmatien ist nichts anderes, als die herzegowinische Küste. — Deshalb ist Oesterreich heute vor allem an der Erhaltung des status quo betheiligt und nur wenn dieser durchaus nicht aufrecht zu erhalten wäre, müßte es, ob auch widerwillig, die Besitznahme des Steinlandes anstreben. Alle anderen Nachtheile der Unwegsamkeit für sie und ihr Land wollen den Herzegowinern nicht einleuchten, was an vielen die Vermuthung rechtfertigt: sie sähen sich auch gern gegen die osmanischen Truppen geschirmt.

Später hat man auf Anregung meines Chefs den Bau einiger Straßen in Angriff genommen. Zum Behuf des Baues wurde die Bevölkerung aufgeboten, und es wären auf diese Art bei einem vermöge des Materials günstigen Terrain ohne erhebliche Schwierigkeiten und Kosten gute Straßen herzustellen, wenn nur die zeitweiligen Anläufe auch

ernsthaft durchgeführt und für die Erhaltung des Vollendeten etwas gethan würde.

Ich war hinter dem bosnischen Kawassen her, welcher den Vorreiter des Zuges abgab. An einer Stelle, die längs einem gähnenden Abgrund mir besonders bedenklich schien, wollte ich absteigen, um, mein Pferd am Zügel, die Strecke ungeachtet meiner städtischen Beschuhung zu Fuß zurückzulegen. „Nicht nöthig, Bey Efendi," bemerkte der Kawaß. „Unser bosnisches Roß kennt seinen Weg. Laß ihm die Zügel, bleibe ruhig sitzen, und es bringt dich hinüber, so lange es so viel Stein unter sich hat, als seine vier Hufe brauchen." Ich folgte seinem Rath, und der Rath war gut. Das heimische Pferd erscheint als eine in der Roßhaut verkappte Ziege. Klein und unansehnlich, aber genügsam und ausdauernd, bekundet es eine staunenerregende Sicherheit.

Ich habe später Eingeborne auf felsigen Saumpfaden hintraben gesehen, auf denen sonst kein Reiter mit einem fremden Pferd im Schritt zehn Pferdelängen fortkommen würde. Die unansehnlichsten Mähren aber trabten rüstig darauf los und glitten nach Art der Gemsen an abschüssigen Steinplatten leicht und sicher hinab. Bei sumpfigen Stellen sondiren sie erst vorsichtig den schlammigen Grund, ehe sie sich vorwärts wagen.

Wir begegneten auf dem stundenlangen Wege keinem Menschen; aus einer Schlucht scheuchte ich zwei Adler auf, die sich an einem Wolfsaas gütlich thaten.

Mit müden aber nichtsdestoweniger ganzen Knochen gelangte ich zum Weiler. Der Weiler bestand aus einigen nach slavischer Art weit aus einander liegenden Steinhütten, die aus ziemlich roh auf einander geschichteten Klaubsteinen

erbaut und mit Steinplatten bedacht waren. Die Bedachung des Hauptgebäudes war weiß übertüncht, wie es drüben im Dalmatinischen Mode ist, erläuterte mir der Hausbesitzer. Die reinlichsten Hütten waren durch die Fürsorge des Pascha nach orientalischen Begriffen wohnlich eingerichtet worden, auch ein Mittagsmahl, welches durch einen seiner Köche bereitet worden war, harrte unser. So kam ich — zum Wohl meines Leibes — nicht sogleich in die Lage mir ein Urtheil über die einheimische Küche zu bilden. Sie besteht, wie ich später einigemal erfahren mußte, aus der walachischen Mamaliga (Maiskuchen), Zwiebeln, Schafkäse und Milch; Reis und gebratenes Schaffleisch sind ausnahmsweise Festgerichte. Trotz dieser frugalen Kost ist der Menschenschlag von untersetztem, mittelgroßem Bau, schön und kräftig.

Von den Insassen bekamen wir nur die angesehensten Männer zu Gesicht, es waren Rajas (Christen). Für ein nicht geübtes Auge unterschieden sie sich in nichts von den Muselmanen des Landes. Sie trugen Jacken aus lichtbraunem Filzstoff, Beinkleider aus demselben Stoff, blauer oder weißer Farbe, bis an die Knie faltig, von da ab in Gamaschen auslaufend. Die Turbane und Gürtel waren dunkelroth, die Fußbekleidung bestand aus Opanken, im Genick hatten sie ihre Tschibuks stecken. Türkisch verstanden sie nicht, wie denn selbst der muselmanische Bauer des Landes gewöhnlich nur ein mit türkischen Worten gesättigtes Slavisch spricht.

In der Beantwortung unserer Fragen über ihren Zustand und ihre Wünsche waren sie vorsichtig, ausweichend.

Am nächsten Morgen brachen wir zeitig auf, um noch vor Abend Mostar, die Hauptstadt der Herzegowina, zu erreichen.

Die Herzegowina, oder wie die Osmanen sagen, Hersek (das mittelalterliche Zachlumien) leitet ihren Namen von Herzog oder Woiwoden her — ein Titel den der bosnische König Twartko im Jahre 1358 dem dortigen Machthaber verliehen; der letzte Herzog Stephan wurde den Osmanen zinspflichtig und das Land endlich im Jahre 1483 von ihnen in Besitz genommen und seither theils unter der Oberleitung von Bosnien, theils getrennt, vor der Reform durch einen eingebornen Vezier, seit derselben durch einen bureaukratischen Pascha verwaltet.

Der Nationalitätsgedanke liegt bei diesen Völkern noch immer in religiösen Windeln. Wenn man die Eingebornen nach ihrer Nationalität fragt, so wird der eine sagen: „Ich bin ein Muselman," der andere: „Ich bin ein Christ," und der dritte: „Ich bin ein Katholik."

Vor uns klagten sie blos über ihre Bischöfe, die gewöhnlich Griechen sind, während der niedere Klerus aus Eingebornen besteht. „Die Bischöfe sind Türken," ist ihr gewöhnlicher Ausspruch. Bei den Rajas, mit deren Hülfe die Pforte zu Ende der dreißiger Jahre die trotzigen Spahis, den muselmanischen Feudaladel, zu Boden geworfen, nähren heute fremde Einflüsterungen den Traum der Unabhängigkeit, ohne daß man sie darüber aufklärte oder sie selbst sich Rechenschaft gäben, worin diese bestünde. Das ausgegebene Schlagwort lautet: Befreiung von der Türkenherrschaft. Da die eingebornen Mahomedaner den Osmanen, die ihnen ihre Feudalprivilegien genommen und die Centralherrschaft an Stelle des Spahi-Regiments gesetzt, gram sind und sie seit Einführung der Reformen als Abtrünnige betrachten, sucht die slavische Propaganda eine Verbindung der bosnischen Mahomedaner mit den Christen herbeizuführen,

natürlich mit der reservatio mentalis: Sind erst die Türken vertrieben, so wollen wir mit den Herren schon abrechnen.

In der Ebene des Thales von Mostar, welches 6 Meilen lang und 3 Meilen breit ist, war die Garnison aufgestellt, und der Pascha empfing uns vor einem zu diesem Behuf aufgeschlagenen Zelt.

Mostar liegt am Fuße des Velez und des Hum, an beiden Seiten der Narenta, deren Ufer hier hoch und felsig und von den Bergen eingezwängt sind. Der Haupttheil der Stadt, die ehedem ein römisches Standlager war und erst um 1440 vom Hofmeister des Herzogs Stephan als Stadt gegründet wurde, liegt am östlichen Ufer auf einer Anhöhe. Die Stadt hat ihren Namen von der Brücke (most) und alt (star). Diese Brücke, deren Erbauung einige dem Kaiser Trajan, andere dem Hadrian zuschreiben, und die bei einer Spannung von 90 Fuß einen Bogen von 70 Fuß über dem Wasserspiegel hat, soll unter dem Sultan Suleiman dem Prächtigen restaurirt worden sein, zu beiden Seiten ist sie mit Thürmen versehen.

Mostars Einwohnerzahl wird auf 19,000 geschätzt, von denen die Mehrzahl mahomedanisch ist. 3000 bekennen sich zum gräco-orientalischen Ritus, 500 zum römisch-katholischen.

Die Stadt besitzt 40 Moscheen und zwei griechische Kirchen. Die Häuser, aus Stein gebaut, haben wenig Holzwerk. Nach orientalischer Bauart springen die Dachrinnen der ansehnlicheren Gebäude weit vor und sind die Fenster mit dem Kafes (Holzvergitterung) versehen. Das Klima ist mild, ähnlich dem dalmatinischen; im Sommer ist die Hitze drückend und, wenn der Scirocco über die glühenden Steinmassen haucht, erdrückend. Von den industriellen Erzeug-

nissen der Stadt verdient namentlich die vorzügliche Verfertigung blanker Waffen erwähnt zu werden.

Ich wurde in dem Hause eines mahomedanischen Bey untergebracht, während die Excellenzen mit ihrem Dienergefolge im Konak (Gouvernementsgebäude) Unterkunft fanden. Die Eintheilung und Einrichtung der Häuser gleicht so ziemlich jener der türkischen. Der Gebrauch des rumelischen Teppich mit blauem Grundton und einer ungefälligen Zeichnung ist sehr verbreitet. Der Konak ist ein geräumiger Bau, nach Konstantinopolitaner Muster entworfen, aber mit einer Hinneigung zur Zwingburg ausgeführt. Die Pfähle um die Mauern, darauf ehedem zur Warnung die Köpfe der Montenegriner, Haiduken oder sonstiger Attentäter auf das Bestehende aufgepflanzt waren, sind mit der alten Zeit verschwunden.

Von dieser guten alten Zeit wußte mir mein greiser Hauswirth, nachdem er etwas warm geworden war, noch manches zu erzählen, und mancher tiefe Seufzer färbte seine Erzählungen. Die Seufzer galten wol in gleichem Maße der verlornen Herrlichkeit wie der entschwundenen Jugend!

Hassan Aga, so hieß mein Amphitryon, hatte gegen den serbischen Schweinehüter-Fürst Milosch gefochten, da dieser als Mandatar Sultan Mahmuds mit seinen Serben die gläubigen Spahis niedergeworfen; er war später mit dem Helden Wusseïn, dem Drachen von Bosnien, gegen die osmanischen Nizam ausgezogen, die sie wegen der Kreuzung der Patrontaschen- und Säbelriemens die „gekreuzten," d. h. getauften nannten, und noch vor einigen Jahren gegen den Serdar Omar Pascha, der den alten Ali Pascha, Rizvan Begowisch, den letzten eingebornen Vezier, in Ketten geworfen; viele waren gefallen, ihn hatte das Schicksal ver-

schont, aber seine Burg war geschleift, seine Lehen eingezogen worden, er war nun ein gebrochener Greis, dazu verurtheilt, seine Zeit zu überleben.

Er hielt starr daran fest: der Sultan werde von den Paschas getäuscht und wisse nichts von dem, was vorgehe, anders wäre es nicht möglich, daß man die Rajas auf Unkosten der Muselmanen begünstige. Die „Vlachs (so nennen die hiesigen Mahomedaner die Christen vom orientalischen Ritus), die Vlachs sind jetzt übermüthig geworden,“ eiferte er, „sie tragen breite Gürtel und lassen ihre Namen auf ihre Siegelringe graben. Vergangene Woche, als ich nach meinem Maierhof ritt, begegnet mir der Tabakkrämer Costa. Meinst Du, der Lümmel wäre vom Gaul abgestiegen, wie es sich geziemt, bis ich vorüber war. Nichts da, Efendi, der Kerl hat die Unverschämtheit, knapp an mir vorüber zu reiten und mich kurz zu grüßen. Wohin soll das führen? Das Unheil in Bosnien kommt daher: die türkischen Paschas haben vergessen, daß die bosnischen Spahis das Schwert des Islam waren. Was für Männer hat unser Boden geboren! Der große Küprüli und die andern Großveziere Chosrew und Redscheb, der Retter des Reiches, Murad Pascha, und endlich Mehmed Sokoli sind Söhne Bosniens, dennoch hat man uns aufgeopfert. Die Rajas conspiriren nun mit den Moskoviten, Serben und Montenegrinern, und die Beys sind machtlos und zu Grunde gerichtet, können sich selbst nicht helfen, und wenn es noth thäte, auch dem Sultan in Zarigrad nicht. Von einem Hund, dem man die Zähne ausgeschlagen, kann man nicht erwarten, daß er die Hürde gegen den Wolf vertheidige.“ Sich und seine bosnischen Glaubensgefährten nannte er stets pravi turci (echte Türken), im Gegensatz zu den Osmanen, die ihm als Ab-

trünnige galten, wie den meisten bosnischen Mahomedanern. Bosnien ist, oder war die Vendée des Osmanenstaates.

Ich selbst habe gehört wie ein bosnisches Weib ihrem Töchterchen, welches die Hand des Pascha küßte, zuraunte: „Warum küssest Du einem Giaur die Hand?"

Die Heeresfolge, welche in den früheren Zeiten auf Bosnien entfiel, war in der That beträchtlich. Der bosnische Feudaladel zählte 6 Sandschak-Beys (Führer mit einer Fahne). Das Land war nach dem alten, den Persern entlehnten und von den ersten Sultanen schon in Anwendung gebrachten Lehenssystem in 4000 Siamets (größere) und in 14,000 Tumars (kleinere Lehen) eingetheilt. Da von je 3000 Aspern Ertrag für jedes Lehen ein Reiter gestellt werden mußte, und ein anderer für jede folgenden 5000 Aspern, und das Einkommen mancher Siamets 60,000 Aspern überstieg, das der meisten Tumars aber 20,000 Aspern erreichte, so hatten die bosnischen Lehen über 40,000 Reiter zu stellen, die freilich niemals voll, selten über die Hälfte gestellt wurden.

Heute, wo das Lehenssystem gefallen ist, treten die Abkömmlinge der ehemaligen Spahis, wenn auch widerwillig, in das regelmäßige osmanische Heer ein.

Die Katholiken, latinci (Lateiner) genannt, sind in der Herzegowina in verschwindender Minderzahl ansässig und leben zerstreut auf verschiedenen Punkten, während sie die nordwestliche Spitze Bosniens, das sogenannte türkische Croatien, in überwiegender Mehrzahl bewohnen. Von ihren Landsleuten vom griechischen Ritus als Ketzer getrennt und wol wissend, daß sie von deren Unduldsamkeit nur Unterdrückung zu gewärtigen haben, halten sie zur osmanischen Regierung, die sie übrigens bevorzugt — freilich hindert sie das nicht hin und wieder nach Oesterreich hinüber zu schielen.

Die Franciscanermönche, die im 13. Jahrhundert als Missionäre gegen die Secte der Patarener oder Bogomilen (Gotterwählte) ins Land kamen, genießen mancherlei Bevorzugungen, die unter Sultan Mahmud II. in einem besonderen Ferman an das damalige Ordensoberhaupt, Pater Angelo Zoïdowitsch, eine neue Bekräftigung erhielten. Die Mönche sind Eingeborene, die in Diakowar (Oesterreich) oder in Italien ihre Studien vollenden.

In der Erscheinung gleichen sie viel mehr griechischen Kaufleuten, als Ordensbrüdern des heiligen Franciscus; ihre Kopfbedeckung ist das orientalische Fez, und der soldatische Schnurrbart schmückt ihre Oberlippe.

Der Bischof von Bosnien sowohl, als jener von Mostar, werden aus der Mitte der Ordensbrüder erwählt und vom Papst bestätigt. Der Sprengel von Trebinje wird vom Bischof von Ragusa versehen. In der Herzegowina besteht nur das katholische Kloster von Siroki Brieg, aber in jedem Pfarrsprengel erhalten die Mönche eine Kirche oder Capelle. Die Gemeinde wird gewöhnlich durch Schlagen des Hammers auf eine eiserne Scheibe zum Gottesdienst gerufen, da das seit 1839 gestattete Glockengeläute an vielen Orten, als zu aufregend für die Muselmanen, vermieden wird.

Den nächsten Freitag, als ich Nachmittags meine Wohnung betrat, fand ich meinen Hauswirth auf der Veranda, die nach den inneren Theilen des Hauses die Aussicht hatte, wo der Harem gelegen ist. Unter einem vergitterten Harem-Fenster stand ein junger Bosniake und sprach in lebhafter Weise zum Fenster hinein.

So sonderbar mir diese gegen die osmanische Sitte verstoßende Unterhaltung erschien, hütete ich mich doch, darüber eine Bemerkung fallen zu lassen.

Hassan Bey, dem mein Erstaunen nicht entgangen war, hub aber an: „Das nimmt Dich Wunder, Efendi, daß ein Fremder in dieser Art mit jemandem aus einem Harem verkehrt. Ich weiß, eine solche Unterhaltung würde in Zarigrad (Stambul) als sehr unpassend angesehen. Doch sieh, bei uns „echten Türken" hat sich die Sitte des Aschiklik (Liebeszustandes) erhalten. Unsere Weiber sind besser verhüllt und in strengerer Zucht gehalten, als die Osmaninen; in früherer Zeit war für jedes Wort, das einer mit einer fremden Frau gewechselt hatte, eine Geldbuße ausgesetzt — aber dafür gönnen wir andrerseits wieder den Mädchen mehr Luft. Am Montag und Freitag, wenn die Frauen von ihren Ausflügen ins Freie zurückkehren, mag immerhin der Bewerber um unsere Tochter sich mit ihr durch das Fenstergitter unterhalten. Es ist besser, er lernt sein Weib bei Zeiten kennen, als daß er mit ihm erst nach der Vermählung das erste Wort wechselt, wie das in Zarigrad Brauch ist."

Die vornehmen Damen des Landes erscheinen nach Konstantinopolitaner Mode gekleidet, im allgemeinen jedoch in enganschließenden Tuchüberkleidern von dunkler Farbe; außer dem Schleier verhüllt eine schwarze Maske ihr Antlitz.

Von der manchmal herausfordernden Coketterie der Schönen vom „Goldenen Horn" habe ich bei den Bosnierinnen nichts wahrgenommen.

Ja, es soll vorgekommen sein, daß bosniakische Mädchen, die weniger verhüllt sind als die Frauen, die fortgesetzte Beobachtung seitens Fremder dadurch erwiederten, daß sie nach ihnen spuckten.

Am linken Ufer der Narenta, in der Gegend zwischen Jablanitza und Seonitza, sollen die Mahomedanerinnen

gänzlich unverschleiert erscheinen, und diese Ausnahme wird als Adet (Brauch) respectirt.

Doch es scheint an der Zeit, mich ein wenig nach meinem Chef umzusehen. Fürst Danilo hatte seinen Secretär, Herrn Delarue, der, wie schon sein Name besagt, nicht am Fuße des Dormitor oder Lootchen das Licht der Welt erblickt hatte, als seinen Bevollmächtigten nach Mostar gesandt. Die Verhandlung hatte, wie voraussichtlich, kein anderes Endergebniß, als das der Sprachübung und der gemeinschaftlichen Tabak- und Kaffeeconsumtion, wie denn Unterhandlungen unter ähnlichen Auspicien nichts weiter bezwecken können, als dem Gegner den Schein des Unrechts, der Herausforderung aufzubürden und dabei doch die Vortheile des ersten Schrittes einzuheimsen. Die Diplomatie hat hier nichts zu thun, als die Einleitung zum Capitel zu verfassen, welches mit dem Schwert geschrieben werden soll. Ich sollte endlich eine Note an das Oberhaupt der Czernagora aufsetzen, befand mich aber dabei in derselben Lage, wie Faust bei seiner Bibelübersetzung; wir kamen nämlich über die Titulatur in der Aufschrift nicht hinweg. Ich sage hier mit Bedacht „wir,“ denn mein Chef wollte die Fürstlichkeit des Vladiken durchaus nicht anerkennen. Uebrigens konnte es sich darum nicht ernstlich handeln, und Herr Delarue zog sich eigentlich nicht unverrichteter Dinge zurück, da seine Sendung offenbar keinen andern Zweck hatte, als uns das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft zu verschaffen.

Fast zu gleicher Zeit brachen wir von Mostar auf, um dem Schauplatz künftiger Begebenheiten näher zu sein. Hussein Pascha bezog mit seinem Corps ein Lager bei Grahowo, wir, die Krieger der Feder, hatten Trebinje zum vorläufigen Aufenthalt ausersehen.

II.

Stolacz. Trebinje.

Unser Ritt führte uns vorerst in der Ebene von Mostar längs dem Ufer der Narenta hin. Die Ufer dieses Hauptflusses der Herzegowina waren bei den Alten berühmt wegen der dort häufig wachsenden Iris, die man zur Bereitung des Theriak verwendete; in der Ebene gedeihen Aepfel- und Pflaumenbäume, deren Früchte sehr geschätzt werden, ferner Maulbeeren, Oliven und endlich Reben, aus denen man einen schweren Rothwein, ähnlich den dalmatinischen Weinen, preßt.

Unsere Frühstückstation hieß Buna; daß ich sie überhaupt erwähne, liegt nur an meiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit.

Nach Zurücklegung von sechs Reitstunden trafen wir in Stolacz ein (Stolacz heißt Stuhl.) Das grünende Thal von Stolacz, ein reizendes Idyll in grauem Steinrahmen, muthete mich an, wie den lechzenden Gaumen ein Trunk vom frischen Quell.

Es ist möglich, daß der Gegensatz, welcher ja die Bedingung für jeden Genuß und jede Schönheit ist, den freundlichen Anblick der Landschaft erhöht; wie dem immer sei, er nahm mich damals gefangen, und die Erinnerung ist auch heute noch nicht aus meinem Gedächtniß ausgelöscht.

Die gebirgige Herzegowina entbehrt im allgemeinen der pittoresken Contouren, der gesättigten Färbung; ihre spärlichen Thäler bekunden nirgends ein frisch pulsirendes Naturleben, überall herrscht eine monotone Kalkstein-Aufschichtung in schmutzig weißer Farbe vor; man meint auf einem ver-

wahrlosten Friedhof der Natur zu wandeln. In der Thal-Oase von Stolacz hatte ich zum erstenmal seit meiner Ankunft in der Herzegowina die Empfindung: hier ist es gut weilen, und ich konnte der Wahl der Machthaber zu Mostar nur beipflichten, die hier ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegten.

Das Städtchen — es zählt ungefähr 3000 Einwohner — liegt in einem engen Thal an dem klar dahinrieselnden Flüßchen Bregawa. Die mitunter recht freundlichen Häuser, deren rohen Steinbau eine hier reichlichere Holzverwendung belebt, sind von Gärten umkränzt. Auf einem Felsen erhebt sich malerisch die gut erhaltene Bergveste. Mehr aber noch als die glückliche Lage, die pittoreske Zeichnung des Hintergrundes, der üppige Baumwuchs, entzückte mich der Hauch von ländlichem Frieden, der über das Thal ausgebreitet lag.

Behäbig gekleidete Inwohner, frisch in die Welt guckende Kinder, trugen dazu bei, das ansprechende Bild zu ergänzen. Um über den ländlichen Reizen der Gegend ihre praktisch verwerthbaren Vorzüge nicht gänzlich zu vergessen, sei hier bemerkt, daß sich in der Umgebung, gleichwie nächst Mostar, Steinkohlenlager befinden.

Gegen Abend hörte ich vom Fluß her singen, der Gesang bewegte sich in jenem klagenden Recitativ, das alle orientalischen Weisen kennzeichnet. Die Worte waren den Liebesliedern entlehnt, an denen die altserbische Literatur so reich ist.

Das Gebrüll und Geblöke und Meckern aus den heimkehrenden Heerden erklang als Chorbegleitung harmonisch dazu. Das Hornvieh war klein, gedrungen und gut genährt, die Schafe und Ziegen hatten reiche feine Vließe.

Unser Aufenthalt nahm mit nächstem Morgen ein Ende, und unser Nachtaufenthalt in dem vier Reitstunden entfernten Ljubinje, das sich mit seinen 1500 Einwohnern gleichfalls um ein altes Castell gruppirt, ließ mich das trauliche Stolacz erst recht vermissen.

Den folgenden Nachmittag stiegen wir in das Thal von Trebinje hinunter, ein breites, fruchtbares Thal, welches gleichfalls zu den Oasen in der herzegowinischen Steinwüste zählt, obschon es nirgends den spröden Grundcharakter des Landes verläugnet und in Bezug auf landschaftlichen Reiz nicht annähernd mit Stolacz verglichen werden kann.

Die Gegend ist fruchtbar, es gedeihen daselbst alle Fruchtgattungen der gemäßigten Zone und wird der im Orient sehr beliebte Trebinjer-Tabak geerntet.

Das Städtchen Trebinje, ein schmutziges Steinnest, von 3000 Muselmanen bewohnt, badet seine verwitterten Mauern im Flüßchen Trebintschitza. Nach slavischem Begriff ist Trebinje keine vollkommene Stadt, denn eine solche muß aus drei Theilen bestehen, und zwar aus der Oberstadt oder Festung (Grad), aus der Unterstadt, dem Gewerbs- und Handelsviertel (Varos), welches Graben, Brustwehr und Zinnen umgeben, und endlich aus dem äußern Wohnviertel für die niedere Bevölkerung (Palanka), das mit Pallissaden umfriedet ist. Trebinje gehört zu den Städten, welche nur Grad sind.

In der Römerzeit war es unter dem Namen Tribulium bekannt, später unter bosnischer Oberhoheit als Hauptsitz des Fürstenthums Terbunia. Die Mauern wurden von Ragusa erbaut, allwo die Fürsten von Terbunia aus der Familie Pawlowitsch im goldenen Buche der Republik, die von den Türken Dobra Venedik (klein Venedig) genannt wird, als

Patricier eingetragen waren. Die Verfallenheit der Wälle gibt Zeugniß für ihr ehrwürdiges Alter, die rohe Arbeit läßt vermuthen, daß der ragusanischen Uranlage von einheimischen Händen des öftern nachgeholfen worden sei. Gegen Kanonenfeuer waren sie wol niemals bestimmt gewesen.

Im Jahre 1366 war die Veste vom bosnischen König Tuartko gestürmt worden, hundert Jahre später, unter Sultan Mehmet dem Eroberer, von den Osmanen erobert und im Jahre 1695 vom Venetianer Daniel Delphin vorübergehend eingenommen worden. Ich wurde im Weichbilde der Festung in einem alten Hause, das einem der Honoratioren gehörte, untergebracht. Es lag nächst der Fähre, die den Verkehr vom Festungsthor mit dem jenseitigen Ufer vermittelt.

Mit Hülfe eines Kawassen hatte mein zu Mostar angeworbener Diener meine Feldeinrichtung im oberen Stockwerk der Ruine aufgestellt, und ich wollte gleich nach der Mahlzeit, die beim Generalgouverneur eingenommen wurde, meine Ansprüche auf Ruhe geltend machen; aber kaum hatte ich das Licht ausgeblasen, als die grauen Mauern lebendig zu werden begannen — und das war ein Knistern und Rascheln und Leben draußen auf der Treppe, auf der Flur und im Gemach, daß ich meinte, das Haus würde von der Stelle getragen und die friedlosen Gespenster der früheren Besitzer bis zu den Vasallen der Pawlowitsch hinauf, hätten sich hier für die Nacht ein Stelldichein gegeben. Ich machte schleunigst Licht — bewegliche Schatten drängten sich in wilder Jagd auf dem Boden hin, huschten längs der Holzverkleidung der Wände empor — ich hatte eine Legion Ratten zu Zimmergenossen. Die ersehnte Nachtruhe wurde

bei einem halben Dutzend brennender Kerzen zu Grabe getragen, aber, trotz der festlichen Beleuchtung der Stube, glotzten aus den zahllosen Löchern, mit denen die Dielen und Wände geschmückt waren, die spitzen Schnauzen meiner Dränger hervor, sobald ich mich nur eine Minute ruhig verhielt.

Als ich am nächsten Tage Gift gestreut und mir für die Nacht einen mächtigen Angora-Kater zum Stubengenossen eingeladen hatte, ging es besser; das Gift hatte offenbar gewirkt. Ich frohlockte, aber, wie es sich bald herausstellen sollte, zu früh. Gegen die lebendigen Bedränger hatte ich ein Mittel gefunden, aber vor den getödteten mußte ich eiligst und widerstandslos das Feld räumen, bereichert mit der Erkenntniß, wie unrichtig der Ausspruch sei: „Ein todter Feind riecht immer gut."

Ich war gezwungen, meine Ruine zu verlassen. Gleichzeitig mit uns waren verschiedene Consuln angekommen, der französische und der russische, offenbar um uns zu beobachten, der englische, um seine Collegen zu überwachen; nur Oesterreich, die durch unsere Angelegenheiten am nächsten betheiligte Macht, war nicht aus seiner Reserve getreten und hatte uns auch keinen officiellen — Wächter beigestellt.

Die Consuln in den osmanischen Provinzen spielen daselbst eine bei weitem eingreifendere Rolle als irgendwo im Abendland die Gesandten, und jeder könnte füglich vom andern nach Shakespeare'schem Muster und nach Art Friedrichs Wilhelm IV. von Preußen sagen: „Mein College Rußland! Mein Freund Frankreich!"

Die Ankunft dieser Herren war unsern Angelegenheiten entschieden nicht förderlich. Abgesehen davon, daß der französische Consul Hecquard bei seinen notorischen Be-

ziehungen zum Fürsten Danilo und seinen Verbindungen mit Montenegro, nur als deren Agent in unserer Mitte weilen konnte, und der damalige Consulatssecretär Jonin (seitdem und jetzt Generalconsul in Ragusa) unmöglich das osmanische Interesse am Herzen haben mochte, übte die Anwesenheit dieser fremden Agenten eine moralische Wirkung aus, die das osmanische Interesse auf das tiefste schädigen, im besten Fall aber kreuzen mußte. Die durch Montenegro's Einflüsterungen insurgirten Bezirke in der südwestlichen Herzegowina sahen darin eine Kundgebung der Mächte zu ihren Gunsten, wurden dadurch nur noch mehr ermuthigt, lernten an ihre bisher nicht geahnte Wichtigkeit glauben und sich als europäischen Factor ansehen.

Ihr damaliges Verweilen in unserer Mitte hat seitdem eben so reiche als verderbliche Früchte getragen, und war der Beginn jener verschämten Interventionspolitik, welche die Hand der Pforte in diesen Gegenden lähmen und sie für die durch die Intervention heraufbeschworenen und durch die Lähmung verschärften Wirren verantwortlich machen sollte, welche sie gezwungen hat, sich immer wieder zu bewaffnen, um ihr, wenn sie zum Schlag ausholte, Arm und Schwert zu binden.

Rußland erhielt für Sebastopol und den Pariser Frieden die erste Genugthuung, als Napoleon, zum Preis für seine Allianz mit der Türkei, ihr als Freund mindestens eben so tief gehende Schläge versetzte, wie Rußlands Gegnerschaft. Frankreich war nach dem Pariser Frieden Rußlands thätigster Pionier im Orient.

Den Tag nach unserer Ankunft wurden uns flüchtige Christen aus den insurgirten Bezirken zugeführt, denen es möglich geworden war zu entkommen, da sie keine Geiseln

hinter sich zurückließen. Sie sagten aus: viele von ihnen hätten nur darum mit den Montenegrinern Gemeinschaft gemacht, weil diese sie hierzu zwängen und es an ihr Gut und Leben ginge, wenn sie sich weigern würden mitzuthun. Für die Insurgirung mittels Terrorismus bekamen wir später noch verschiedene Beweise und Anzeichen.

Von Ragusa wurden mir deutsche Zeitungen zugestellt, die ich seit Konstantinopel hatte entbehren müssen.

Wie war ich erstaunt, detaillirte Berichte über Vorfälle zu lesen, die sich in unserer nächsten Nähe zugetragen haben sollten. Da las ich die ausführliche Schilderung eines Gemetzels bei einem Dorfe, durch welches wir vorgestern gekommen waren, und in welchem, da das Federvieh jetzt Eier legt, seit Wochen nicht einmal eine Henne geschlachtet worden war. In einem andern Dorfe war zwischen fünf Burschen eine Privatangelegenheit mittels der Fäuste ausgetragen worden. Die Fäuste stehen hierzuland in eben so naher Beziehung zu den Handschars als anderswo zu den Stuhlbeinen; da lese ich ein Telegramm welches von einem Aufstand erzählt u. s. w. . . . . . . Ich bekam hier zum erstenmal Einblick in die Garküche, in welcher Sensationsnachrichten zubereitet werden und öffentliche Meinung gebraut wird. Die türkischen Länder sind für derlei Manipulationen ein besonders günstiges Feld.

Alle Streitigkeiten und Excesse, die, wenn sie im Abendland vorfallen, in der Rubrik „kleine Nachrichten" abgethan werden, liefern hier Stoff zu Telegrammen, politischen Correspondenzen und Leitartikeln. Wenn der Muselman Mustapha mit dem Christen Georg in Streit geräth und ihm eine Maulschelle versetzt, so wettert die Christenverfolgung

durch die Spalten von so und so viel Blättern, und die orientalische Frage ist im Fluß!

Hussein Pascha hatte, wie bereits gesagt, bei Grahowo ein Lager bezogen, während der Brigadegeneral Yahia Pascha mit drei Bataillonen und einer Gebirgsbatterie gegen die Aufständischen — meist Uskoken und sonstiges Gesindel — bei Niksitsch operirte. Die Zelte für je zehn Mann aus lichtgrüner Farbe und die zerlegten Gebirgskanonen werden auf Maulthieren transportirt, die Truppen sind mit Opanken beschuht. Diese landesübliche Fußbekleidung besteht einfach aus einer Thierhaut, die, nach der Fußform geschnitten, um den Fuß gewickelt und mittelst Riemen um die Knöchel und Waden geschnürt wird.

Der General, welcher mit dem Statthalter auf gespanntem Fuße stand, ließ aber seit seinem Abzug nach Grahowo nichts von sich hören, und so beschloß denn mein Chef, sich an Ort und Stelle zu begeben.

Die Nachrichten vom Lager ließen nunmehr nicht lange auf sich warten. Am zweiten Tage nach Kemal Efendi's Abreise dahin, vernahmen wir von 10 Uhr Morgens an aus der Ferne Kanonendonner.

Bald nachher, bei strömendem Regen, traf der Commissarius wieder bei uns in Trebinje ein; das erste, was wir von ihm zu hören bekamen, war: knapp hinter ihm, nächst der Bergveste Klobuk (Hut), hätten die Montenegriner den Pfad abgesperrt, er sei mit Noth entkommen, hinter ihm seien die Truppen eingeschlossen worden. Die Sachlage war folgende: Hussein Pascha war in seinem Lager ungenügend mit Lebensmitteln versehen, da ein beträchtlicher Proviantransport in die Hände der Insurgenten gefallen war. Nachdem er die Sturmversuche der Montenegriner

wiederholt abgeschlagen, war er in Unterhandlung mit ihnen getreten. Zwischen ihm, dem schon einmal erwähnten Delarue und dem montenegrinischen Häuptling, war festgestellt worden: daß das osmanische Corps sich gegen Uebergabe des befestigten Lagers unbehelligt auf die Veste Klobuk zurückziehen könne. Der Rückzug war begonnen, doch auf halbem Weg, inmitten einer Schlucht, durch einen Angriff der Montenegriner unterbrochen worden.

Das Verstummen der Kanonen zeigte das Ende des Kampfes an. Die Ankunft von vier irregulären Reitern, Eingebornen von Trebinje, machte uns mit dem Verlauf desselben bekannt: die osmanischen Bataillone existirten nicht mehr. Nun kamen die Flüchtigen an, einzeln und in kleinen Gruppen, mit zerbrochenen Waffen und auch ohne Wehr, von Pulver geschwärzt, die Kleider in Fetzen und von Blut besudelt. Ein jammervolles Bild! Nur einige leicht Verwundete waren entkommen; die anderen waren hingeschlachtet worden. Die Montenegriner hatten diesmal ihrem alten Brauch, den Verwundeten die Köpfe abzuschneiden, entsagt, und ihn großentheils dahin reformirt, daß sie denen, deren sie habhaft wurden, mit einem Schnitt des Yatagan die Oberlippe, die Nase und einen Theil der Stirnhaut scalpirten, um diese Siegestrophäen heimzutragen.

Mir selber sind Opfer jener cannibalischen Grausamkeit vor Augen gekommen — schreckliche Zeichen für die Bestialität, die dem Ebenbilde Gottes innewohnen kann, betrübende Beweise, wie Heuchelei und Phrase unerschüttert in der Welt herrschen. Man beansprucht für diese Stämme das Interesse Europa's im Namen des Christenthums und der Kultur! Montenegro pocht auf seine stets behauptete Unabhängigkeit, und dennoch, und ungeachtet seiner seit Jahrhunderten be-

stehenden Beziehungen zu Venedig und dem übrigen christlichen Abendlande, steht dieses Bollwerk griechisch-slavischer Kultur noch immer auf dem Standpunkte der Huronen und anderer Wilden. Die Montenegriner, gleich den übrigen Slaven der türkischen Länder, kämpfen nicht für ihre Existenz — denn diese ist auch jetzt nicht bedroht — sondern sie kämpfen um den Besitz der Macht. Gut, dagegen wäre weiter nichts zu bemerken. Das schlimme hiebei ist die Lüge, mit welcher man diese Bestrebungen bemäntelt und die öffentliche Meinung Europa's irre zu führen sucht, indem man den Kampf als einen Widerstand des Christenthums gegen den Islam, als einen Feldzug der Kultur gegen die Barbarei darstellt.

Bis jetzt haben die Slaven der Türkei kaum ein Recht erworben, im Namen der Civilisation aufzutreten und unter diesem Vorwand an die Sympathien des Abendlandes zu appelliren.

Ihre Kulturmission ist zum besten ein nicht ganz sicherer Wechsel auf die Zukunft. Welche Vorwürfe man auch gegen die Pfortenregierung richten mag — die Montenegriner und ihre Stammesgenossen stehen gegenwärtig kaum über dem Niveau des Kulturzustandes, und gewiß nicht auf jenem des humanistischen Zustandes, auf dem sich der osmanische Stamm befindet.

Zufolge den Lehren des Islam hatten die Osmanen den unterworfenen Volksstämmen Glauben und Nationalität gelassen. Ueberhebung, Mißachtung der Feinde und theilweise politische Gesichtspunkte hatten ihnen außerdem dieses Verfahren nahe gelegt.

Mit dem Niedergang der Osmanenmacht wurde der alte Kampf wieder aufgenommen, der brutale Kampf um die Macht.

Dieser Kampf ist es, der in den Felsen der Herzegowina ausgefochten wird! —

In der Festung war große Angst und herzzerreißendes Wehklagen. Ueber fünfzig Männer, die als freiwillige Irreguläre ausgezogen waren, wurden vermißt. Dann verbreiteten sich verschiedene Gerüchte: die Montenegriner seien im Anzug — sie ständen bereits am Eingange des Thales — und Trebinje war wehrlos.

Endlich, einer der letzten, traf Hussein Pascha ein. Er hatte gefochten wie der letzte Soldat, und der Tod hatte ihn verschont; er war in einer ungeheuren Aufregung. Wir hielten ihn einige Zeit für wahnsinnig. Sein blindes leichtfertiges Vertrauen auf das Wort jenes Cannibalen hatte das Unglück herbeigeführt; seine Arglosigkeit war das Verderben der Seinigen! Und diese durch einen Treubruch herbeigeführte Metzelei wird in den montenegrinischen -piesmen (Heldengesängen) als der glorreiche Sieg von Grahowo gepriesen!

Es wurde sogleich Rath gehalten, doch konnte die Berathung zu keinem Endergebniß führen. Man durfte Trebinje auf keinen Fall verlassen, und man hatte keine Mittel es zu vertheidigen — die Verwirrung war allgemein.

Da, bei Eintreten der Dunkelheit, traf unerwartet von Mostar ein Nachschub ein, drei Compagnien Schützen. Das war willkommene Hülfe in der höchsten Noth.

Wir konnten also, nachdem Hussein Pascha seine Verfügungen getroffen hatte, gegen einen Handstreich geschützt, dem Verlauf der Nacht mit einiger Beruhigung entgegen sehen und, unsere Revolver im Bereiche der Hand, des Schlummers pflegen.

Die Nacht ging ohne Störung vorüber, denn wie wir

später erfuhren, waren die Montenegriner theils vom Gemetzel erschöpft, theils schien es ihnen nicht geheuer ihre Schlupfwinkel zu verlassen und sich auf freies Feld zu wagen.

Da wir aber mit nächstem Morgen von neuem und diesmal verbürgte Nachricht erhielten: die von Rajas bewohnten Dörfer um Trebinje herum, und namentlich jene auf dem Wege nach Stolacz, seien aufgestanden, und da sonach zu befürchten stand, daß die diplomatischen Vertreter der Pforte in den Streit des Tages hineingezogen werden könnten, so wurde vorläufig der Aufbruch der Mission nach österreichischem Gebiet, und zwar nach Ragusa, beschlossen.

Unser Aufbruch war einer Flucht nicht unähnlich. Die Consuln hatten sich mit vorangetragenen Bannern dem Zug angeschlossen. Ich war bemüssigt gewesen etwas zurückzubleiben, und als ich den Vorangezogenen nacheilte, waren sie meinem Gesichtskreise bereits entschwunden, und anstatt nach Drieno zu gelangen, wo der Felspfad beginnt der nach Tsarina an der dalmatinischen Grenze führt, hatte ich mich nach links in die Richtung der insurgirten Bezirke verirrt.

Nach einiger Zeit ward ich angerufen. Die Gruppe, aus welcher die Rufe kamen, war freilich in großer Entfernung, und ich wurde ihrer blos durch die Laute gewahr. Die Leute des Landes verfügen nämlich über einen Stimmfonds der an's Fabelhafte grenzt; sie vermögen sich auf Distanzen zu besprechen, wo man anderwärts kaum den Laut vernehmen würde.

Da es mir um eine nähere Unterhaltung mit den Wegelagerern nicht zu thun war, spornte ich mein Pferd auf den steilen Treppenpfad hinan.

Flintenschüsse und Verwünschungen folgten mir; ich drängte vorwärts. Sei es nun, daß ich mein Pferd unge-

schickt behandelte oder ihm allzu viel zugemuthet hatte — es glitt aus, stürzte zwar nicht, aber war krumm und hinkte. Es blieb mir nun nichts übrig als abzusteigen, die Sporen abzuschnallen und mein Heil meinen Füßen anzuvertrauen.

Kaum aber hatte ich mich ein Viertelstündchen wund geklettert, den verwischten Spuren eines Felssteigs folgend, dessen Ziel nicht klarer vor mir lag denn mein künftiger Lebenspfad, als ich knapp vor mir hinter einem Busch einen Schatten bemerkte; die Farben, blau und roth, schimmerten durch das Gezweige hindurch. Ich erfaßte meinen Revolver und blieb stehen. Meinem Anruf antwortete zu meiner angenehmen Ueberraschung eine weibliche und zwar bekannte Stimme. Zwieta, eines der Mädchen die in Trebinje unsere Aufträge nach Ragusa vermittelt hatten, ruhte mit ihrem Korb hinter jenem Busch aus.

Die hübschen Mädchen aus Brenna, einem dalmatinischen Dorfe nächst der Grenze, als deren typische Vertreterin man die hochgewachsene Zwieta in ihrer malerischen Tracht mit dem rothen Kopfbunde, dem schwarzen Mieder und dem blauen Rock ansehen konnte, durchstreifen als ambulante Händlerinnen und Commissionärinnen die Gegend zwischen Ragusa und Trebinje. Daß sie dies in der Wildniß eben so unbehelligt unternehmen können wie auf der Heerstraße in abendländischen Kulturländern, scheint mir, bei dem Mangel an Sicherheitsorganen, genügend darzuthun, daß der Türke nicht so wild ist, wie man es gern annimmt.

Zwieta hatte mir in wenigen Worten auseinandergesetzt, daß die Gehöfte vor uns, auf die ich zusteuerte, von aufständischen Rajas bewohnt seien, und geleitete mich quer über Felsblöcke und Steingeröll, bis wir nach einer mehr-

stündigen Wanderung, welche dem rüstig ausschreitenden Mädchen weniger beschwerlich zu fallen schien als mir, der ich den Glanz und einen Theil meiner neuen Reitstiefel an den Steinkanten und Hecken ließ, bei Tsarina die Grenze erreichten.

Eine vortreffliche Heerstraße und der schwarzgelbe Meilenzeiger kündigten die Marken Oesterreichs an.

Unter uns grünte das freundliche Thal, weiter hin dehnte sich das blaue Meer, die Adria, zu deren Fluthen der flammende Sonnenball sich majestätisch niedersenkte. Ich athmete tief auf, und volle Lebenslust erfüllte meine Brust!

Im nahegelegenen Dorf Brenna ward ich von Zwieta auf das freundlichste bewirthet und blieb zu Gast in dem rebenumrankten Häuschen meiner Retterin. Mit nächstem Morgen wurde mir ein Pferd beigestellt, und ich traf zum Frühmahl in Ragusa ein. Somit war meine erste Fahrt durch die Herzegowina, wenn auch nicht mein Aufenthalt daselbst, zu Ende.

Julitage auf Cypern.

26 Grade Reaumur im Schatten regen eindringlich an, der sonnigen Palmenländer zu gedenken.

Glühende Bilder drängen sich von selbst an die Spitze der Feder, die sich zum Schürhaken metamorphosirt; im Tintenfaß brodelt und kocht es, der Streusand nimmt eine Saharafärbung an und das Papier fühlt sich unter der Hand wie eine Platte aus den berüchtigten Bleidächern der Dogenstadt. Der Leser ist durch die heimathliche Hundstagstemperatur hinreichend vorbereitet, der Lokalfarbe, deren wir bedürfen, auf halbem Wege entgegenzuwanken und seine Phantasie bedarf keiner Anfeuerung, um sich ein Stündchen Mittagsruhe an den syrischen Gestaden zu vergegenwärtigen.

Also rasch ein Bild aus den Nachbarländern der Tropen, wo eine Salamanderhaut zur Lebensbedingung wird. Ein feuerspeiendes Gemälde mit Lava unterlegt und vom Samumhauch getrocknet!

Doch nein, vom syrischen Sommercomfort will ich erzählen. Vom syrischen Sommercomfort? Das ist die Elucubration eines aus bedlam Entsprungenen, dürfte Mancher ausrufen.

Gemach! Wie der Wintercomfort im höchsten Norden

zu Hause ist, so ist der Südländer bedacht, sich der Unbequemlichkeiten des Mittags zu erwehren. Wie der Nordländer im orientalischen Süden sich während der Regenzeit in den luftigen, zugreichen Gemächern, in deren Mitte ein Mangal (Kohlenbecken) kaum die Blicke wärmt, unbehaglich fühlt, so dürfte es einem wohlhabenden Cyprioten während der Julitage in Berlin, Leipzig oder gar in Stuttgart ergehen.

Ich habe nämlich anno — doch gleichviel die Jahreszahl, die Epoche, da das Antlitz der Sonne eine Aureole von brennenden Streichhölzchen zu umgeben scheint, auf Cypern zugebracht. Und wenn ich die Wahl hätte, ich würde auch heute vorziehen, diese Epoche in Cypern, statt in jenen Städten der gemäßigten Zone zuzubringen.

Auf den ersten Anschein mag das, wie so manche Wahrheit paradox klingen, zugegeben! und doch ist es nichtsdestoweniger beweisfähig, wie nicht jede Wahrheit.

Ich bin freilich ein verbissener Freund der Sonnenländer und des Sommers, trotz Nestor Roqueplan, der bedauert, daß man das Getreide nicht in Warmhäusern ziehen und den Sommer nicht aus der Reihe der Jahreszeiten streichen kann und der als verstockter Boulevard-Epikuräer ausruft: „Das gesammte intellectuelle Leben ist durch den indiscreten Blick dieses hochmüthigen Gestirns gestört! Was macht man im vollen Tag, wenn nicht etwa — Geschäfte —? Wer hat Geist, Gedanken, Leidenschaften, Schönheit im vollen Tageslicht? Wer hat selbst Appetit, wenn nicht etwa die Soldaten nach einem Manöver? Nichts ist so abscheulich wie eine Sauce in der Sonne gesehen. Ihr selber, ihr Fanatiker der Sonne, schätzt nur ihren Aufgang und

Niedergang, das heißt den Augenblick, wo sie noch nicht strahlt, und den Augenblick, wo sie untergeht!"

Nun wol, ich bin ein Fanatiker der Sonne!

Schafft sie nicht die glänzendsten Farben, die würzigsten Wohlgerüche, reift sie nicht die herrlichsten Früchte? — Die Schönheit, die in der Nacht bezaubert, ist ihre Schöpfung, die Leidenschaft, die in der Dämmerung flüstert, ward durch sie entfacht, den Geist den sie entzündet, haben die Patriarchen und Propheten, die Hellenen und Araber und die Italiener geoffenbaret. Ist nicht selbst der süße Mondschein nur ein Abglanz ihrer Herrlichkeit? Bildet sich nicht unter ihrem Einfluß die Perle im Meer? Wer gibt dem Puls, der unter ihren Strahlen träg ermattet, zugleich die innere Schwungkraft, wer gibt dem Weine die Gluth?

Ich genoß also eine Sommerfrische in Cypern. Die Kühnheit dieser Ausdrucksfügung will ich gerne eingestehen!

Cypern ist eine fruchtbare Insel, wie schon die zahlreichen Mönchsklöster, welche sich hier unter dem Zeichen Osmans etablirt haben, hinlänglich darthun würden. Es hat die Palmen, die Oliven und die Erdbeben von Syrien, den Himmel und die Heuschrecken von Egypten, die kahlen Felsen nebst etwas klassischem Boden von Griechenland und die Beamten und Steuereinnehmer von Stambul, kurz, seine Physiognomie weist verwandtschaftliche Züge mit allen benachbarten Gestaden auf. Außerdem hat es seine eigenen Reben, und das ist entschieden nicht das Geringste.

In vorchristlicher Zeit rauchten daselbst die Altäre der Venus Cypris, nachdem diese die Opfersteine der phönizischen Venus Astarte verdrängt hatte, in christlicher Aera standen hier die Burgen und Keller der Tempelritter. Die Altäre und die Tauben der Cypräa sind verschwunden und der

Hain von Paphos sieht keine Mysterien mehr feiern, Famagusta liegt in Trümmern, die Templer sind dahingegangen; man hat sie in Paris zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Königs verbrannt — aber ihr Wein, die berühmte Comanderia, hat sich den Satzungen des Koran zum Trotz erhalten. Wie herrlich würde Victor von Scheffel diese Comanderia, die in der Jugend so schwarz ist, mit dem Alter so goldig wird, besungen haben! Was würden Feldheim & Comp. in Mainz, welche die Moselrebe zum flüssigen moussirenden Kunstwerk erhoben, aus diesem öligen, feurigen Getränk gebildet haben? Ohne sonderliche Kultur ist sie von Gottes Gnaden ein Schah der Weine, eine Offenbarung des Rebensaftes. — Doch lassen wir die Comanderia, sonst könnte mich am Ende die Erinnerung an sie berauschen und mein Aufsatz bräche ab.

Cypern wird vom Sultan regiert, den ein Pascha zweiten Ranges — von zwei Roßschweifen würde man im Hofstyl des vorigen Jahrhunderts geschrieben haben — nach Leibeskräften vertritt. Außerdem sind zwei Potentaten, Könige in partibus von Cypern, und dann ist noch ein Herr von Lusignan in Folge seiner Abstammung von — pardon! ich hätte bald eine Indiscretion begangen, Kronprätendent, als welchen ihn auch verschiedene europäische Hoteliers bis zur zweiten Rechnungsvorlage anerkennen.

Man sieht, daß für das glückliche Cypern, welches im grauen Alterthum von neun Königen beherrscht wurde, ausgiebig vorgesorgt ist und daß es nicht leicht in die Lage gewisser minder versorgter Staaten kommen kann. Aber es könnte dafür freilich auch den verwickeltsten Punkt in der verwickelten Orientfrage abgeben.

Für das geistige Wohl der orthodoxen Inselbewohner

sorgen vier Kirchenfürsten, deren oberster als Erzbischof keinem Patriarchen untergeordnet ist, das Prädicat „Seliger" führt und das außerordentliche Vorrecht der purpurnen Kleidung und der Namensunterschrift mit Zinnobertinte genießt.

Die Einwohnerschaft ist durchwegs hoher Abstammung, läßt aber aus Bescheidenheit davon durchaus nichts merken. Daß die meisten Griechen ihr Geschlecht auf einen heidnischen Gott oder mindestens auf einen Halbgott hinaufleiten könnten, versteht sich von selbst. Sogar die Maulthiertreiber der Insel leiten ihre Abstammung wenigstens von venetianischen Nobili her, die, nachdem die osmanische Eroberung dem Flügellöwen von San Marco das Erbe seiner Adoptivtochter Catterina Cornaro entrissen, dem Stammland entfremdet hier zurückgeblieben waren; sie sind also blaublütig bis zum Exceß.

Das von den Griechen des Festlandes den Cyprioten aufgemuzte Epitheton „kyprische Ochsen" könnte ebenso gut den hämischen Neid der Ersteren, als den Grad der geistigen Beschränkung der Letzteren charakterisiren. Sie liefern dafür aus Rache nach dem Festland Baumwollenzeuge, die man Indiennes de Chypre nennt und Stiefel mit dicken Holzsohlen, die sich gegen Schlangenbisse bewähren. Auch die (beccafighe) Feigenschnepfer, eine Gattung kleiner, sehr fetter Vögel, die schon zur Zeit der venetianischen Herrschaft als Leckerbissen galten, werden in großen Massen eingemacht und jährlich nach dem Festland ausgeführt.

Auf diesem reizenden und wie ich bewiesen zu haben glaube, glücklichen Eilande habe ich nun mehrere Tage des nach Julius Cäsar benannten Mondes zugebracht.

Da der Regen ins Winterprogramm verwiesen ist,

wenn er nicht etwa gänzlich ausbleibt, wie das aus der Zeit Kaiser Konstantin's behauptet wird, wo er volle 36 Jahre pausirt haben soll, so zog ein Tag um dem andern auf dem wolkenlosen Bleihimmel herauf. Die Thaubildung hört schon mit Ende Mai auf. Es schien, daß die geborstene Erde zu Asche verkohlt werden müsse und Baum und Kraut in Zunder aufgehen.

Als mich die Ruderer, deren schweißtriefende Antlitze glänzten wie frischgebräunte Kaffeebohnen, schnaufend und keuchend zur Landungsstätte von Larnaka (der Haupthafenstadt Cyperns) ruderten, mußte ich unwillkürlich jenes Karlschülers gedenken, welcher über seinem ersten Versversuch

„Die Sonne senkte die Strahlen, die spitzen
Hinab bis in des Meeres Grund —

eingeschlafen war, und den der herangekommene Kollege Friedrich Schiller folgendermaßen ergänzte:

Die Fische fingen an zu schwitzen,
O Sonne, treib' es nicht zu bunt.

El Seïd Muhamed ben Kadir, ein vornehmer Araber, war mein freundlicher Wirth. Die Verbindlichkeit des nervösen Arabers ist aktiv, wie die des fleischigen Ottomanen passiv. Die Aufmerksamkeiten des Einen sind die des Sanguinikers, jene des Andern die des Phlegmatikers.

Während nun die Sonne im Freien einen Zustand schuf, welcher jedem mit ihrem örtlichen Auftreten nicht vertrauten die Befürchtung aufdrängen mußte, es hätte sich mit ihr irgend ein Unfall à la Phaeton wiederholt, ruhte ich in einem Gemach, welches die Kühle einer unterseeischen Nixengrotte bot, mit welcher es auch sonst Aehnlichkeiten hatte. Auf Kellerniveau erbaut, erhielt es sein Licht durch kleine nach Norden gelegene Fenster. Der Boden war mit

Kieseln mosaikartig gepflastert und wurde oftmals besprengt. Breitblätterige Pflanzen schmückten die Ecken des Gemaches, an welches sich ein Badekabinet in Marmor anschloß. Ein Springbrunnen und Röhren mit fließendem Wasser, welche rings um die Wände angebracht waren, kühlten lieblich plätschernd und rieselnd die Atmosphäre. Die Divane waren mit feinen Strohmatten belegt.

Während des Frühmahles, das meist aus kalt bereiteten Gerichten bestand, fächelten Neger mit Palmenbüscheln und mit aus Rohr geflochtenen Fähnchen den Tischgenossen Kühlung zu.

Ich kleidete mich in die Tracht des Landes, in weite Gewänder aus Seide und feiner Wolle, rauchte nur aus dem Nargileh (Wasserpfeife) und schlief einen großen Theil des Tages auf einem mit Moskitonetzen umspannten Bette, dessen Füße in Wassergefäßen standen. Diese Vorsicht war übrigens hier überflüssig, denn das gastliche Haus des El Seïd Muhamed ben Kadir war frei von allen kreuchenden und hüpfenden Blutsaugern, an denen allerdings die Behausungen in Cypern eine bedenkliche Uebervölkerung aufweisen, wenn auch der Hauswirth dem behutsam eintretenden Gast die Tröstung zuspricht: „Seien Sie unbesorgt, wir haben vor Kurzem ausgefloht". — Man läßt nämlich, wenn die Zudringlichkeit der Quälenden allzusehr überhand nimmt, vor dem Haus ein Feuer anzünden und einer der Insassen springt hinüber und herüber, indem er einen Gesang trällert, der im Namen des heiligen Johannes die Flöhe beschwört; das nennt man hier zu Lande „ausflohen".

In der angeführten Weise gelang es mir vollständig, der versengenden Hitze Stand zu halten, die auf Cypern so

sehr lastet, daß auf den älteren Münzen der Insel „der Löwenkopf mit aufgesperrtem Rachen" sie sogar symbolisirt. Freilich genießt den Comfort in einer solchen Ausdehnung nur der Wohlhabende; der Unbemittelte muß sich mit dem Unerträglichen abfinden, wie er eben kann. Doch das dürfte auch außerhalb Cypern hier und da vorkommen!

Des Nachts nach der Hauptmahlzeit lebte ich meiner sonstigen Bestimmung und meinen Träumereien. Da schlenderte ich am Liebsten allein den Strand entlang oder ritt auf einem der weißen Esel, auf die mein Hauswirth hielt wie ein Scheikh der Wüste auf seine Stute, landeinwärts, in die helle leuchtende Nacht hinein, um mich am Genuß ihrer Schönheit zu berauschen. Und die Nacht, wenn sich vom Meer die Brise erhebt, ist so erquickend, so überwältigend schön. Wer die Wundermähren der Einstzeit als berechtigt begreifen will, muß solche Nächte kennen. Unter diesem goldigbestirnten Himmelsdom, der sich in weiterem Bogen wölbt, im Rauschen dieser phosphoreszirenden Fluth, im Odem dieser Luft ersteht ihm eine andere, ganz andere Welt! Die Welt der Propheten . . . . und der Gotterkenntniß. Mir war manchmal, als sollten mir die tiefsten Räthsel erschlossen werden, halb im wachen Traum, halb in Ahnung streifte ich an ihre Lösung, streifte nur — denn der Zauber der Umwelt hatte mich wieder befangen — und ich litt fast darunter, daß ich so beschränkt sei, die mächtigen Eindrücke nicht voller fassen, nicht weiter ausempfinden zu können. Und diese Nächte, was sind sie anders, als eine Spende der Sonne? Wo ist ihr Zauber möglich, als in der von ihr begnadeten, geküßten Natur? Sie verhalten sich zu den Nächten jener Länder, welche sie mit ihrer flammenden Mähne nur verächtlich streift, wie der Demant

Kouh=i Nour zu einem trüben böhmischen Glassplitter. Und ruft Roqueplan aus: „Der Süden ist apatisch, arbeitsscheu, kraftlos, anarchisch, er schafft Sklaven“ — so entgegne ich ihm: Im Norden ist das Leben ein Kampf, im Süden ein Traum, der Nordländer müht sich und meist vergeblich, der geizigen Natur zu entringen, was er bedarf und zu bedürfen meint, dem Südländer gibt die verschwenderische Natur so viel und mehr, als er bedarf und so kann er oft in seinen Lumpen sich als der reichere fühlen. — Und Sklaverei um Sklaverei, der eine ist ein Sklave der Arbeit und seiner Bedürfnisse und der Andere ein Sklave durch das Fatum. — Die Freiheit für Beide mißt sich an einer Kette — wer daran zerrt, den drückt sie wund.

Aus Klein-Asien.

Dort kann in Himmelsthau dein Sinn
Und Gottergebung baden,
Verträumen sanft, womit uns Staub
Und Wirklichkeit beladen.
(Klänge aus dem Osten.)

I.

Ein zufriedenes Städtchen.

„Die Kultur, die alle Welt beleckt" und deren nüchterne, zifferngekleidete Prosa die farbenschillernde Romantik immer mehr verdrängt, hat sich auch auf den Orient, das Land der Scheherezade, erstreckt.

Der steinbesetzte Handjar ist dem Spazierstöckchen gewichen, mit welchem die behandschuhte Rechte des konstantinopolitaner Löwen tändelt; der malerische Turban dem ziegelrothen Fez, welches den regelrecht kostümirten Pforten-Effendi wie eine ambulante Flasche Bordeauxwein erscheinen macht; den faltigen kleidsamen Kaftan verdrängte der farbenscheue, unbequeme Salonrock.

Ja selbst dem traditionellen Tschibuk, ohne welchen der Westeuropäer sich den Ottomanen kaum vorzustellen vermag, droht in der Cigarette eine gefährliche Rivalin. Wie lange wird es währen und die mit bunter Seide und Strohgeflecht umwundenen, mit kostbaren Bernsteinaufsätzen be-

steckten Rohre werden nur noch in Museen von einer Generation angestaunt und bekrittelt werden, die über die kolossalen kostspieligen Rauchinstrumente der Väter die hyperklugen, praktischen Köpfe schüttelt.

Dieß bezüglich der Aeußerlichkeiten. — Wo aber bleibt die gazellenäugige Odaliske, deren geheimnißvoll süße Erscheinung der Fremde hinter jedem Vorhange zu wittern glaubte, wo die Rose von Schiraz? wo die seidene Strickleiter und die nächtige Entführung, ohne Hindernisse für ihn, mit Hindernissen aber für den Andern, dessen Individualität einem Romane zum Opfer fallen muß? wo endlich das mondlichtduftende Abenteuer, dessen Held zu werden er sich berufen fühlte?

Nun, im Reich der Phantasie, das „nie veraltet.“ Auch ein nicht zu verachtender Vortheil für Georgierinnen und Andere. — Inzwischen studirt die Tochter, oder sagen wir lieber Enkelin der Byron'schen „Hayde“ eine Etüde von Chopin, liest das „Journal des dames“, bestellt Toilettegegenstände bei Madame Laure und verfaßt vielleicht einen erläuternden Nachtragartikel zur Frauenemanzipation.

Kurzum, der alte flammende Halbmond, dessen wachsende Hörner den Erdplaneten zu umklammern drohten, wird allenthalben zum zahmen Gestirn formirt, polirt und appretirt, um einen Platz als Geschmeide am Haupt der prunksüchtigen Frau Europa einzunehmen.

Es wird bald ein gutes Theil festen Willen und ich möchte fast sagen „Glück“ dazu gehören, um in den besseren Ständen der ottomanischen Gesellschaft noch ein reines Stück „Orient“ zu finden.

Hiermit soll nicht etwa gesagt sein, der Osmanli werde jene Eigenthümlichkeiten gänzlich verlieren, welche er als

Muselman einerseits und als Kind seines Bodens andererseits besitzt und besitzen muß, sondern nur, daß seine äußere Erscheinung, seine Lebensweise, und in Folge dessen auch sein Land, auf dem Punkte sind, ihrer besonderen Physiognomie theilweise verlustig zu werden. Der moderne Weltgeist ist der Erhaltung der Individualität nicht günstig.

Ich möchte fast sagen um so schlimmer, wenn, wie hier mit der Individualität nicht allein die durch ihre charaktervolle Eigenthümlichkeit berechtigte Erscheinung unter der uniformirenden Schablone zu Grunde gehen soll, sondern auch manche Tugend unter dem Hauch einer fremden Weltanschauung verderben muß. Um so schlimmer, wenn der allerdings nothwendige Versuch, ein hinsiechendes Staatswesen zu regeneriren, kein anderes Endergebniß zu Tage fördern sollte, als die Schädigung eines zwar wenig entwicklungsfähigen, aber den Einzelnen befriedigenden Lebens im Glauben und in Gott.

Freilich, die Einbuße wird dem in Geschäften Reisenden zum Gewinnste. Statt den schwerfälligen Zügen beladener Kameele wird der Dampfwagen den Verkehr vermitteln; statt dem Paßgänger vielleicht das Velociped benützt werden; statt der einfachen, aber gastlichen Schwelle des türkischen Hauses, werden formbeflissene Hoteliers den Vorüberziehenden mit der seiner Börse gebührenden Aufmerksamkeit empfangen; statt dem Anblicke eines primitiven, aber biederen Volkes, welches in dem Gast einen vom Himmel seinem Schutze Empfohlenen sieht, wird sich ihm in Zukunft ein glattes Völkchen, dienstbestrebt, verdienst- und beutegierig bieten, wie dieß bereits in den größeren Städten und Handelsplätzen des Reiches der Fall ist.

Die Bequemlichkeit, der Comfort werden dabei gewinnen, wo der Reiz des Besonderen nothwendig zu Grunde geht.

Schon jetzt ist es nur dem Ulema (Schriftgelehrten) zu danken, wenn der beturbante, bekaftante Türke in der „Gesellschaft" seines Landes noch einen Platz einnimmt. Aber selbst die Lebensweise dieses Letzteren steht heute schon selten im vollkommenen Einklange mit seinem nationalen Kleide und bietet viel mehr ein Bild der Uebergangsepoche, als des reinen Ottomanenthums.

Mir war es im Jahre 1854 vergönnt, einen Haushalt kennen zu lernen, dessen eigenthümlichen Charakter kein westländischer Hauch getrübt hatte und welcher, in die Zeiten Sultan Selim's zurückversetzt, vollkommen in den Rahmen seiner Umgebung gepaßt haben würde.

Ehe ich diese Schwelle überschreite, scheint es mir, selbst auf die Gefahr der Weitläufigkeit hin, geboten, die Landschaft für meine Gruppe zu skizziren.

An der asiatischen Küste des schwarzen Meeres, welches die gerne ironisirenden Griechen die „freundliche See" genannt hatten, obschon ihre bösartige Xantippenlaune bis zurück in die Argonautenzeit datirt, spiegeln sich die theils einladend grünen, theils wieder abstoßend felsigen Ufer des Sandjak (Regierungsbezirk) von Djanik in der so tückischen und manchmal doch wieder so lockenden Fluth.

In diesem Sandjak und hart an der Meeresküste liegt das kleine Städtchen Unjeh.

Ich habe zwar einen hohen Begriff von deutscher Bildung und Gelehrsamkeit, muthe aber doch keinem Geographen zu, von dem Dasein des niedlichen Ortes Kenntniß zu haben, er müßte denn als Reisender dahin verschlagen worden sein.

Nichtsdestoweniger existirt dieses Städtchen, zwar wenig

berücksichtigt von den Nachbarstädten, mit welchen es nur die spärlichen Handelsbeziehungen zeitweise in Verbindung setzen, aber verschont von europäischen Glücksjägern, die als Spekulanten, Unternehmer, Heilkünstler u. s. w. andere türkische Städte heimsuchen. Es ist ein unbeachteter Punkt im weiten Reiche und nur jenem Machthaber dem Namen nach bekannt, welcher mit der Steuerregelung des Sandjak betraut ist. Und Unjeh war glücklich.

Es hatte ein halbes Dutzend Moscheen, wo die andächtigen Herzen Erbauung, ein Dutzend Bäder und Kaffeehäuser, wo die gläubigen Körper Erquickung finden konnten. Sein Bazar schien trotz einer bescheidenen Waarenauswahl den Schönen des Ortes, und die Frauen dieser Gegend sind redlich bemüht, eine solche Bezeichnung zu rechtfertigen, Alles zu enthalten, was die Phantasie erfinden und das Herz begehren konnte.

Stoffe in Seide und Perkail, blau-weiß gewürfelte Tücher, um beim Ausgehen die verführerischen Gestalten darein zu hüllen, schwarze Roßhaarmasken, um die lieblichen Züge zu verbergen, Hennah, um die rosigen Nägel dunkelroth zu färben, seidene, Spinngeweben gleichende Hemden, gestickte Pantoffeln, Pfauenfächer, Rosenölfläschchen, Bernsteingeschmeide, und endlich verschiedene Schminken, kurz, Alles bot sich hier ihren wählenden Blicken, Alles, was nur immer ihre Wünsche und den Neid der Nachbarinnen zu erregen vermochte.

Man sieht, daß Unjeh Ursache hatte, mit seinem Loose zufrieden zu sein.

Von der Landseite umschließt das Städtchen eine reichbewaldete Hügelkette. Die Häuser stehen in ziemlich wohl-

gepflegten Gemüse- und Obstgärten, denen auch ein üppiger Blumenflor nicht fehlt.

Nur den Behausungen des Griechenviertels, die auf dem steinigen Theil des Ufers erbaut und theilweise in die Fluth hinausgebaut sind, fehlt die duftig grüne Umrahmung; sie sind aneinandergepreßt wie die Reisenden eines Vergnügungszuges und die Physiognomie dieses Viertels hat etwas krankhaft verkümmertes. Unbeschadet des rußigen Starkhauptones, herrschen daselbst die Farben graubraun und braungrau verschwommen vor. Seinen Mittelpunkt bilden, ein ärmliches Kirchlein das hin und wieder nach Weihrauch duftet, die Behausung des Popen, die oft nach Wein und eine düstere Weinschenke, die immer nach Essig riecht.

In einem Theile des von der Natur versuchsweise angelegten Hafens, dessen Eingang mächtige Felsriffe bewachen und welcher bei ruhiger See den Schiffen einen nicht allzu gefährlichen Zufluchtsort bietet, hat sich eine Bucht gebildet. Diese benützen die Einwohner, deren Hauptbeschäftigung der Schiffsbau ist, als Werfte.

Hier werden nebst den ungedeckten Küstenfahrern auch größere Schiffe gezimmert, welche das Halbmondbanner nach Malta und wol auch bis nach Livorno und Genua tragen. Und so abgeschlossen Unjeh sein Dasein fristet, so bringt es doch dieser Umstand mit sich, daß es nicht ganz ohne Kunde von der Außenwelt bleibt und daß ihr dieselbe beinahe noch näher steht, als den Astronomen der Trabant unseres Planeten. In den langen Winterabenden, oder aber in den schlaflosen Nächten des Rhamadan (Fastenmond), wenn die Fabeln und Anekdoten Nasreddin Chodja's, dieses Aesop's der Orientalen, zum so und so vielten Male der Runde aufgetischt worden sind, erzählen die Schiffskapitäne auch

von dem goldenen Stambul mit seinen tausend Minareten, von den reizenden Inseln des Archipels mit ihren Orangenhainen, und endlich von dem fernen Frankenlande. Freilich bekommen die lauschenden Zuhörer über dasselbe eben so unrichtige Daten und Nachrichten, als der Westeuropäer gewöhnlich durch mündlich überlieferte und selbst durch den Druck verbreitete Darstellungen über das eigentliche Treiben und Leben des Orientalen zu erhalten pflegt. Der orientalische wie der europäische Reisende urtheilen meist nach den Aeußerlichkeiten vom Standpunkte ihrer eigenen Vorurtheile. Da sie Beide durch mancherlei Ursachen verhindert sind, in das innere Leben der betreffenden Nationen zu dringen, so bleiben ihnen jene Kreise, mit welchen sie in geschäftliche Beziehung kommen, das einzige Objekt für die Bildung ihrer Ansichten. Dieser Umstand, welcher dem reifen, unbefangenen Beobachter in der Fällung eines richtigen Urtheiles schon bedeutende Schwierigkeiten entgegensetzen muß, wird natürlich bei Personen von beschränkter oder aber oberflächlicher Anschauung eine Quelle der absonderlichsten Irrthümer und Mißverständnisse.

So kommt es, daß der ottomanische Seemann, welcher in den mittelländischen Seehäfen keineswegs mit der Elite der europäischen Nationen verkehrt, den Europäer als einen schmutzigen, rohen, betrügerischen Gesellen und das unverschleierte Weib als den Inbegriff aller Schamlosigkeit darstellt und fest behauptet: der Franke bete das Kreuz und verschiedene Bildnisse an, nähre sich von Katzen, Ratten und Mäusen und sei ein von Anstand und Sittlichkeit bares Individuum.

So kommt es ebenfalls, daß der Europäer den Türken

für einen groben, gedanken- und thätigkeitsscheuen Lüstling und die Türkin für eine nichtsthuende Luxuspuppe hält.

Doch, um auf mein freundliches Unjeh zurückzukommen, will ich noch einmal bemerken, daß dieser Fleck Erde wenig oder gar nicht von den Neuerungen, welche sich im Lande seit vierzig Jahren vollziehen, berührt worden war. In Folge seiner Lage war er von den Segnungen der Civilisation unberührt geblieben, und ich kann behaupten, daß er diese grausame Vernachlässigung mit echt mahomedanischer Ergebung und selbst ohne einen Anflug von Bedauern ertrug.

Ich habe bereits aufgezählt, was Unjeh berechtigte, den prahlenden Titel „Stadt" anzunehmen, und was es zu einer solchen im orientalischen Sinne qualifizirte. Es bleibt mir, um das Bild zu vervollständigen, nur noch beizufügen, was Unjeh nicht besaß. — Unjeh hatte keinen Arzt. — Weder ein italienischer Aderlasser mit Dekret von Bologna oder Padua, noch ein moderner Hippokrat aus dem hellenischen Königreiche, welcher die Klephtenflinte mit der Lanzette — verschiedene Mittel zu gleichem Zwecke — vertauscht hätte, hatten sich hier niedergelassen, um ihre Kunst zum ewigen Wohle der leidenden Menschheit und zur zeitlichen Pflege ihrer eigenen leidenden Taschen auszuüben. Unjeh hatte also keinen Arzt, aber gesunde Menschen und rüstige Greise, und die vom Todesengel Bezeichneten fanden auch ohne Beistand den Weg in's bessere Jenseits. — Es hatte keine Prachtbauten, aber auch keine Hungerleider, keine Fabriken, aber auch keine Proletarier, keine Missionäre, aber auch wenig Verbrecher, keine Advokaten, aber selten Prozesse, endlich keine Zeitungen mit „kleinen Nachrichten" und „Feuilleton", aber auch keine Selbstmorde und Skandälchen, um diese Rubriken pikant auszufüllen.

Hier, wo Alles im Ganzen und Großen das nationale Gepräge trug, sollte ich das Prototyp eines vornehmen Hauses der Vergangenheit kennen lernen.

II.

Ein Bey von ehedem und sein Haushalt.

In Unjeh war von dem verstorbenen Osman Pascha, dem letzten der Veziere von Trapezunt, über dessen Haupt die berüchtigte seidene Schnur als Damoklesschwert noch geschwebt hatte, und dem ersten, welcher sein Vizekönigthum für die minder glänzende, aber auch weniger gefährdete Präfektenstellung eines Veziers der Neuzeit aufgab, ein Konak (Wohnhaus) gebaut worden.

Osman Pascha, unter dessen Szepter der Sandjak von Djanik damals stand, liebte den beschaulichen Aufenthalt in seinen friedlichen Gefilden, wohin er sich oft zurückzog, wenn die Ränke der Dere Beys (Gaugrafen), welche den Vezieren das waren, was die heutigen Kammeroppositionen den Kabinetten sind, ihm das Klima von Trapezunt verleideten.

Der Djanik war sein Vichy, sein Gastein, sein Ems, sein Varzin, mit einem Worte die Gegend, wo er sich selbst und nicht den Geschäften lebte. Um daselbst nur Ruhe und Frieden zu genießen und um in diesem Genusse nicht zerstreut zu werden, wurden nicht einmal seine Frauen dahin mitgenommen. In jedem Städtchen erinnert ein Baudenkmal an seine Vorliebe für das schattige, wohlbewässerte, jagdreiche Hügelland, sowie auch an die günstigen Vermögensverhältnisse der Satrapen jener Tage, bei welchen das

„Hier laßt uns Hütten bauen“ in Stein und Holz zur Geltung kam.

Das Konak zu Unjeh, von den Einwohnern des Ortes mit Selbstgefühl „Pascha Seraï“ (Palast des Pascha) genannt, erhebt sich auf einem das Städtchen beherrschenden Plateau. Den Garten umgibt eine hohe Ringmauer, an welcher schöne Brunnen angebracht sind, deren Inschriften künden: Osman Pascha empfehle sich durch dieselben dem Angedenken seiner Landsleute. Der Brunnenbau ist eine alte Gepflogenheit ottomanischer Würdenträger und der Werth solcher Denkmale bei einem Volke sehr begreiflich, wo gutes Wasser eine Hauptbedingung der angenehmen Existenz ausmacht.

Hohe Pinien und die Dachspitzen einiger Kioske überragen die niedrigeren Stellen der Mauer; der Garten selbst, den ich übrigens später zu sehen Gelegenheit bekam, gehört zum reservirten Theile des Hauses.

Das Konak, dessen einen Flügel eine Feuersbrunst zerstört hatte, repräsentirt den reinen ottomanischen Styl. Der Ausdruck Styl ist hier freilich bedenklich und könnte vor dem Richterstuhle der Architektur, welche der ottomanischen Bauart einen solchen nicht zuerkannt hat, eine Anklage auf Ketzerei begründen. Ich werde mich deßhalb, um einer solchen Gefahr und der nicht minderen, meinen hochtrabenden Ausdruck sachkundig beweisen zu müssen, auszuweichen, des Wortes „Eigenart“ bedienen, obschon das unter den Auspizien des Ministers für öffentlichen Bauten Edhem Pascha herausgegebene Werk „über den ottomanischen Baustyl“ mich ermuthigen könnte, den Ausdruck „Styl“ zu behaupten. Diese Eigenart, welcher man am Bosporus nur noch höchst selten und dann nur in drohenden Ruinen begegnet, wird auch in den asiatischen Städten immer mehr

von den Bauten der Neuzeit verdrängt. Die veränderte Lebensweise steht in innigem Zusammenhange mit dem Umschwunge in der Bauart, und der letztere vollzieht sich um so rascher, als, mit Ausnahme der Moscheen, Hane, Bäder und Bibliotheken, die meisten Gebäude, und sollten sie noch so stattlich aussehen, im Grunde nur für zwei Generationen Dauerhaftigkeit haben.

Der Ottomane, welcher keinen Familiennamen gebraucht, weil ihm das Bewußtsein, der großen Gemeinschaft anzugehören, genügt, baut für sich und seine Kinder. Er überläßt es seinen späteren Nachkommen, sich nach ihren Verhältnissen, die von Gottes Rathschluß abhängen, zu behausen.

Nächst diesem Motive, welches der religiösen Anschauung sowohl, als der allgemeinen Denkweise des Ottomanen entspricht, dürfte auch das System der Vakufs (Moscheengüter) beigetragen haben, den Erbauern kein besonderes Augenmerk auf die Dauerhaftigkeit der Wohnhäuser richten zu lassen.

In früherer Zeit, als die Sittendekadenz eintrat, das heißt in jener Epoche, als die Eroberer anfingen, sich byzantinische Gebräuche und Regierungsprinzipien anzueignen, kamen auch die Güterkonfiskationen als Folge der Todesurtheile, oder vielmehr als geheimer Beweggrund zu denselben in die Mode. Um nun das Haupt wenigstens gegen die von dieser Seite drohende Gefahr zu sichern, beeilten sich die Besitzenden, ihr liegendes Vermögen den unantastbaren Moscheen zu verschreiben. Sie selbst, nebst ihren direkten Erben, erhielten nun ihr Besitzthum von diesen Moscheen zu Lehen und entrichteten denselben eine unbedeutende Abgabe. Beim Absterben der direkten Nachkommen jedoch fiel das Besitzthum dem Vakuf (Moscheenfond) heim,

welcher es dann nach Belieben veräußerte. Es ist nun augenscheinlich, daß dieser Umstand das Interesse der Besitzer an dem Bestande ihrer Häuser, worin sie sich in gewisser Beziehung mehr als lebenslängliche Miether, denn als Eigenthümer betrachteten, schwächen mußte.

Die mit pilzartiger Schnelligkeit allerorts entstehenden Neubauten, welchen außer der erwähnten Ursache auch häufige Feuersbrünste das Terrain öffnen, unterscheiden sich von europäischen Häusern besonders durch Zweierlei: durch die Vielfenstrigkeit, welche die leichten, aus Latten konstruirten, äußerlich angeworfenen und mit Kalk übertünchten Wände als einfache Fensterumrahmungen erscheinen läßt, und ferner durch die Muscharabié (Holzgitter), welche die Fenster der einen und zwar heiligen Hälfte des Hauses gegen Nachbarblicke schützen und verkünden, daß diese Räume von der weiblichen Familie des Bewohners eingenommen seien. Es bildet das eigentliche „Hausinnere," im Gegensatz zu der anderen Hälfte „Selamlik" genannt, wo die Gäste empfangen und beherbergt werden, wo der Hausherr der Oeffentlichkeit lebt und wo die männliche Dienerschaft untergebracht ist.

Das Konak von Unjeh vertritt, wie ich bereits erwähnt habe, die nationale Eigenart mit skrupulöser Genauigkeit und sieht, trotz seines etwas hinfälligen Zustandes, welcher prognostiziren läßt, daß es bald der entschwundenen Glanzepoche folgen werde, mit der Geringschätzung eines ahnenstolzen, wenn auch schäbigen Hidalgo auf die geschniegelten, engbrüstigen Emporkömmlinge der Neuzeit herab. Der weite Platz, den der mächtige Bau einnimmt, gibt Zeugniß, daß keinerlei knauserige Rücksichten die Raumverhältnisse beeinflußt haben. Die riesigen Veranden, die sich in voller Frei-

heit dehnenden Gänge sprechen allem Oeconomiezwange, welchem man in europäischen und neutürkischen Bauten begegnet, offen Hohn. „Raum für Alle hat die Erde,“ könnte als Devise auf dem Frontispiz des langgestreckten Gebäudes angebracht sein, wohlverstanden mit dem Nachsatz: „für die Mächtigen der Erde“. So aber ist in blumenhaft verschlungenen Charakteren nicht etwa die Verdolmetschung des Schiller'schen Verses, sondern der obligate, auf keinem Hause eines „Gläubigen nach dem Herrn“ fehlende arabische Spruch, worin Gott gepriesen und gelobt wird, über dem riesigen Thore angebracht. Das Erdgeschoß ist aus Stein, das dieses überragende und von einem gleichfalls vorspringenden Dache gedeckte obere Stockwerk aus Holz. Die Fenster sind klein, aber doppelt, und zwar übereinander stehend. Die Läden der unteren Fenster öffnen sich durch Spreizung nach oben und unten; die oberen Fenster, deren Scheiben stückweise in Blei gefaßt sind, wie man es in Deutschland bei mittelalterlichen Bauten findet, sind nicht zum Oeffnen eingerichtet, und erhellen die Gemächer, wenn bei schlechtem Wetter die Läden der unteren geschlossen sind. In den geräumigen Gemächern, deren Decken mit plumpem Schnitzwerke, greller Farbenauflage und bereits erröthender Vergoldung geziert sind, während die Wände jedes Schmuckes entbehren, fällt nichts in's Auge, als allenfalls die massiven Kamine. Zu beiden Seiten der nischenartig ausgetäfelten Thüren sind die landesüblichen Wandschränke in der Wandverkleidung angebracht, deren Flügel gleich jenen der Thüren schüchterne Spuren von Vergoldung tragen und die gemalten Blumenguirlanden, die einzige Nachbildung, die dem Muselmane gestattet ist, umrahmen. Auf der Höhe einer Stufe erhebt sich estradenartig der mit feinen Rohrmatten bedeckte Estrich,

welcher im Winter eine Bekleidung von smyrniotischen und kurdischen Teppichen erhält. Der Raum zwischen Thüre und Stufe dient dazu, um die Beschuhung abzulegen, da man das äußerst reinliche Parquet eines orientalischen Hauses eben so wenig mit den Straßenschuhen betritt, als ein Europäer bedeckten Hauptes in einem Salon erscheinen würde. Deshalb tragen auch Personen der gebildeten Stände eine doppelte Beschuhung. — Rings um die Gemächer laufen, als deren einzige Möblirung, niedere Divane.

Doch dürfte es an der Zeit sein, mich endlich mit der Hauptperson meines Bildes, nämlich mit dem gegenwärtigen Eigenthümer dieses Konaks zu befassen. Derselbe hieß Suleyman Bey und war der älteste Sohn des verstorbenen Veziers Osman Pascha.

Seine noch lebende Mutter, welche Suleyman Bey, eingedenk des Koranverses: „El djénetün tácht ul ekdâm ummahát!“ (die Glückseligkeit des Eden liegt unter dem Fuße deiner Mutter) abgöttisch verehrte, stammte aus Abasien (Kaukasus) und war als Sklavin seinem Vater verkauft worden. Die Mutterwürde hatte sie frei gemacht und ihr den Rang einer „Kadin“ (Frau) gegeben.

Das Wiegenlied, welches die Daja (Kindsfrau) dem kleinen Suleyman Bey gesungen, mochte seinem Ohr die alten Melodieen tief eingeprägt haben, denn während seine jüngeren Brüder nach Konstantinopel, „dem Thore der Glückseligkeit“, übersiedelt waren und sich dort rückhaltos dem Banner der Reform angeschlossen hatten, konnte er durch nichts bewogen werden, den heimathlichen Boden zu verlassen. Er wußte wol, daß in seinem Lande der Staatsdienst die alleinige Quelle alles Ansehens und Einflusses sei, aber er war nicht ehrgeizig genug, um seine Ruhe einer

Laufbahn zu opfern, die ihm bei zweifelhaftem Erfolge sichere Unbequemlichkeiten in Aussicht stellte, und war zu gläubig, um der neuen Richtung Zugeständnisse zu machen, die mit seinen Ueberzeugungen in Widerspruch standen. Uebrigens genügten die letzten Strahlen des Prästigiums, welches ihn in einem Orte umgab, wo meist Diener oder Verpflichtete seines Vaters wohnten, seiner Ehrbegier; er war daselbst auch ohne Amt und Ferman der Erste. Was sollte ihm also Rom, wo er doch kaum der Zweite geworden wäre?

Suleyman Bey befand sich damals in dem Alter, welches die zweite Lebensepoche des Mannes schließt, d. h. in der Mitte der dreißiger Jahre. Seiner hohen, herkulischen Gestalt fehlte das gewisse Embonpoint nicht, das den vornehmen Ottomanen kennzeichnet, während es in den niederen Schichten des Volkes, welches vorwiegend sehnige und mit einer erstaunlichen Muskelkraft begabte Individuen aufweist, fast gar nicht zu finden ist. Ein weißer Musselinturban flocht sich um den glattrasirten, edlen Kopf, dessen Gesichtszüge die Familienähnlichkeit des ganzen ottomanischen Stammes zeigten: das mandelförmig geschnittene Auge mit dem träumerischen Blick, die leicht gebogene, scharf vortretende Nase und den dunklen Vollbart, welchen bereits Silberfäden durchzogen. Ein farbig gestreiftes Entarie (Unterkleid) von Brussaseide, um die Hüften von einem kostbaren Shawl, wie ihn die Träume einer Modedame nicht farbenreicher und schmiegsamer weben können, umschlossen, ein Sommerpelz aus Atlas mit zarter Verbrämung, weite Merinohosen und lichtgelbe, über die Knöchel reichende Halbstiefeletten bildeten seine Hauskleidung, welche ein prachtvoller Smaragd am kleinen Finger und sein Rosenkranz aus wohlriechendem Holze, wie er dem Vornehmen nicht fehlen darf, ergänzte.

Als mich mein Freund Emin Efendi, dessen Vater Hasnadar (Schatzmeister) in Osman Pascha's Diensten gewesen war, bei Suleyman Bey einführte, war derselbe eben daran, mit seinem Kammerdiener Ibrahim Agha eine Partie — Tavla zu spielen.

Der Familienglied gewordene, im Hause ergraute Diener, den man in Europa fast nur noch auf der Bühne, und selbst da nur in älteren Stücken zu sehen bekommt, ist im Oriente eine noch ziemlich allgemeine Erscheinung.

Wenn der Diener auch jetzt nicht mehr so leicht wie ehedem in den Staatsdienst übertritt, um seinem früheren Herrn, wenn das Kißmét (Fatum) es will, als im Range Gleichgestellter, wo nicht Vorgesetzter zu begegnen, wenn er jetzt auch seltener Eidam seines Dienstgebers wird, so wahrt ihm doch die religiöse und soziale Anschauungsweise der ottomanischen Gesellschaft eine ganz achtbare und der Menschenwürde entsprechende Stellung im Hause. Auch die Reform hat nicht versucht, ihn in die Pariastellung des europäischen Lakais zu verbannen.

Die Dienerschaft Suleyman Bey's zerfiel, wie die anderer vornehmer Häuser dritten Ranges, nur in zwei Kategorien: die erste repräsentirt den Dienst, die andere verrichtet ihn. In die erstere zählen der Vekil Hardj (Kellermeister), welcher dem Departement der Erfrischungen vorsteht; der Kaftan Aghassi (Kammerdiener); der Kawedji (Kaffeeschenke); der Imrakhor (Stallmeister); der Tschiboukoju (Pfeifenbewahrer), das heißt alle weniger anstrengenden als einträglichen Dienstleistungen, und der Harem Aghassi (Haremdiener), welcher äthiopischen Ursprungs und neutralen Geschlechtes ist. Diese unförmlichen Gestalten, die durch eine krankhafte Aufgedunsenheit bei stelzenartig dünnen Beinen,

durch den Bartmangel und die helle Sopranstimme gekennzeichnet sind, und welche Byzanz den Ottomanen vererbt hat, werden immer seltener und sind glücklicherweise in der heutigen Türkei auf den Aussterbeetat gesetzt. In die zweite Kategorie fallen die eigentlichen Arbeiter, als da sind Haus- und Stallknechte, Gärtner u. s. w.

Ehe ich die Liste der Dienerschaft, welche gleich dem Herrn in die nationale Tracht gekleidet war, schließe, muß ich noch einer Erscheinung erwähnen, die in den letzteren Jahren anderswo aus der Mode gekommen ist. Es war dies ein Zwerg, welchen der Bey von seinem Vater überkommen hatte und welcher sich vollen Hofnarrenrechtes erfreute. Seine Späße waren platt und zotig, aber die allgemeine Uebereinkunft wollte sie drollig finden, und es blieb dabei. Er besaß, wie alle von der Natur Vernachlässigten, bei den milddenkenden Muselmanen einen Freibrief für alle Zudringlichkeiten.

Ibrahim Agha nun, welcher im Spiele den Widerpart seines Herrn abgab, war Cirkassier und von unbekannten Eltern. Er war in seiner Kindheit als Sklave an Osman Pascha verkauft worden und dieser hatte ihn nach bestehendem Brauche mit seinen eigenen Söhnen erziehen lassen, um ihn später dem Aeltesten als Begleiter und Diener beizugeben. Suleyman Bey hatte ihn endlich frei gemacht und ihm nebst einem Häuschen die Mittel gegeben, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Es ist dies nur ein Beispiel der gewöhnlichen Art, wie der Türke seinen Sklaven gegenüber zu verfahren pflegte, denn die Bezeichnung „Sklave" entspricht gar nicht dem Sinne, welchen man in Europa diesem Worte beizulegen pflegt. Der Sklave war stets eine Art Adoptivkind des vornehmen Ottomanen. Er

erfreute sich einer wohlwollenden, freundlichen Behandlung, wurde nach einer gewissen Frist immer freigesprochen und versorgt, ja gelangte nicht selten zu den höchsten Aemtern und Würden.

Ibrahim Agha, Kammerdiener und Vertrauter Suleyman Bey's, hielt sich in seiner Stellung für einen bedeutenden Mann, und die Einwohner von Unjeh behandelten ihn als solchen. Er war zufrieden, insoweit es ein Sterblicher nur immer zu sein vermag.

Wir fanden ihn, seinem Herrn gegenüber kauernd, beim eifrigsten Würfelgeklapper des Tavla.

Tavla, ein Spiel, welches man in Deutschland harmlos „Hans Puff" oder „langen Puff" nennt, ist die beliebteste Unterhaltung des Orientalen. Das Schachspiel, welches er ebenfalls mit Vorliebe pflegt und mit großer Virtuosität spielt, nimmt den zweiten Rang ein.

Was aber das Whist dem diplomatischen Salon, das Domino dem französischen Café und das Billard den Offizierkasinos aller Länder, das ist in weiterer Verbreitung noch das Tavlaspiel dem Ottomanen. Man findet das Tavlabrett in jedem Hause; wo es fehlt, fängt die Hütte an.

Das Gemach, in welchem Suleyman Bey uns empfing, war den übrigen bereits beschriebenen Räumlichkeiten ähnlich, nur etwas kleiner, und verrieth durch einige Details, daß es vorzugsweise bewohnt werde.

An den Wänden waren mehrere Rahmen aufgehängt, welche in Goldlettern auf grünem Grunde Koransprüche und Verse aus dem türkischen, durch mehr als zweitausend Dichter vertretenen Divan enthielten. Einige antike Bogen, deren sich der Hausherr zu gymnastischen Uebungen und zur Stärkung des Armgelenkes bediente, waren panoplieartig

angebracht, und ein prachtvoller venetianischer Spiegel mit Glasrahmen vervollständigte den ausnahmsweisen Schmuck der Wände. Das rings um das Gemach laufende niedere Sopha war mit kirschrothem, goldgestickten Tuche überzogen, und die harten länglichen Rückenpolster desselben mit erhoben gepreßten Sammet von Skutari. In einer Ecke des Sophas, welche durch ein quadratförmiges Sitzkissen als Platz des Hausherrn gekennzeichnet war und über das sich das Fell eines Königstigers breitete, stand die Schreibzeugkassette mit den vielen Schalen, Rohrfedern und Messerchen, auf deren Pflege die Ottomanen eine große Sorgfalt verwenden, so zwar, daß alle Veziere ehemals einen eigenen Offizier mit dem Amte eines Dintenzeugbewahrers (Divitár) betrauten. Diese Kassette war hier mit Schildkrot, Elfenbein, Perlmutter ausgelegt und eine jener kunstvollen Arbeiten, in welchen die Türken Meister sind. Daneben lagen einige Tabaksdosen und Bücher in Futteralen aus Shawlstoffen; daß darunter der mit allem Aufwande der Kalligraphie geschriebene und ausgestattete Koran nicht fehlte, ist selbstverständlich. An einem Ende des Sophas lagen mehrere Sedjadés (Bettteppiche) aus Filz und mit Tuchflecken; Seide und Gold kunstvoll gestickt. Der Kamin, in der Form den altvlämischen Kaminen ähnlich, war mit den originell gezeichneten Fayenceplatten orientalischer Faktur reich ausgestattet. Tische, Stühle und andere Geräthe, welche sich in neutürkischen Häusern bereits eingebürgert haben, fehlten gänzlich.

Suleyman Bey empfing uns mit jener Würde, mit jenem Ernste, welcher das Hauptmerkmal der ottomanischen Gentry ist und, wenn auch in rauherer Form, selbst den Mann des Volkes kennzeichnet. Diese Reserve bildet, nebst

der Selbstbeherrschung, das Grunddogma der ottomanischen Erziehung, welche jede Hast, jede Heftigkeit und jeden Gefühlsausbruch als unmännlich und pöbelhaft betrachtet.

Die Haltung des Ottomanen bekundet eine immerwährende Achtung vor sich selber. Er begreift nicht, daß man sich ärgerlich zeigt, die Beweglichkeit des Abendländers gilt ihm als Unbildung, seine Lebhaftigkeiten dünken ihn verletzend. Mit Behutsamkeit nähert er sich unserer Person, ruhig und diskret unserem Gedanken, er hat einschmeichelnde Biegungen, er gebraucht zarte Umschreibungen und läßt die intimen Fragen unter dem Schleier. Wahrhafte Höflichkeit ist bei ihm allgemeiner als im Abendland. Der gesellschaftliche Ton im Orient trägt stets den Stempel natürlichen Taktes und vollendeter, wenn auch etwas abgezirkelter Höflichkeit. Die Bande intimster Freundschaft, ja selbst die der Familie schließen die Beobachtung strenger Konvenienzformen nicht aus. Alles ist geregelt, die Schritte des Entgegengehens beim Willkomm, die der Begleitung beim Entfernen. Bei dieser letzteren Ceremonie, wo der Gast den Amphytryon verhindern will, ihn über die Schwelle zu begleiten, der Hausherr aber es sich durchaus nicht nehmen läßt, eklatant zu beweisen, wie sehr er die Ehre des Besuches zu würdigen wisse, kommt es manchmal zu einem förmlichen Turnier, zu einer Balgerei von Artigkeiten.

Suleyman Bey empfing uns, ohne jedoch sein Spiel zu unterbrechen, was nur einem vollständig Gleichgestellten gegenüber stattgehabt hätte, und lud uns ein, jene Sitze einzunehmen, welche uns nach unserer gesellschaftlichen Stellung zukamen. Er begrüßte uns hierauf mit dem üblichen Zeichen und wir erwiderten den Gruß. — Selbst bei ganz Gleichgestellten ist es höflich, den Gruß abzuwarten, da im

Orient der Höhergestellte grüßt, der Andere aber dankt. Das gebräuchliche „in die Hände klatschen", welches den Dienern sonst als Zeichen dient, den unvermeidlichen Kaffee und bei einem gewissen Range auch die Pfeifen zu bringen, unterblieb, da wir uns noch im Rhamadan (Fastenmonat) befanden, welcher diesmal auf den Mai fiel.

Als das Spiel beendet war, wandte sich Suleyman Bey zu uns, um seinen Hausherrnpflichten nachzukommen.

Er erkundigte sich bei mir eingehend über verschiedene Vorgänge in Konstantinopel welches ich unlängst verlassen hatte, und legte bei dieser Gelegenheit jene Schärfe des Urtheils an den Tag, welche man oft bei Orientalen wahrnimmt, wenn sie selbst Dinge besprechen, die ihrem Gesichtskreise ferne liegen. Nur über gewisse Fragen zeigte sich seine Anschauung an den Horizont von Unjeh gebunden.

Er erkannte einen Theil der Gebrechen, an welchen das ottomanische Staatswesen und die Verwaltung leiden, er erkannte auch die Nothwendigkeit eingreifender Reformen, nur suchte er den Weg zu ihnen in dem Koran, welcher ja den Fortschritt auf allen Gebieten anempfiehlt, die Verpflanzung fremder Einrichtungen auf das heimische Terrain, die Umgestaltung des osmanischen Wesens, betrachtete er aber als unheilvoll für Land und Volk, die doch einmal muselmanisch und mehr asiatisch als europäisch wären.

„Allah, der Falken schuf," sagte er, „wußte gut, warum er's gethan. Wenn man dem Falken die Flügel abschneidet, wird er dadurch etwa eine Katze? Nein, sondern nur ein verkrüppelter, unnützer Vogelrumpf. — Weshalb soll der Falke nicht bleiben, was er ist und wie er ist?" Hierin war ihm schwer zu widersprechen. Denn der Einwurf, daß die Gemeinschaft der gesitteten Hauskater keinen

Falken in ihrem Kreise dulden wolle, und daß der Falke sich ihrem Gesetz fügen müsse, da er alt und hinfällig geworden sei, hätte die Debatte doch zu keinem befriedigenden Abschluß geführt.

Suleyman Bey war kein Fanatiker im europäischen Sinne; er war streng gläubig und eben darum tolerant gegen den Glauben oder Nichtglauben Anderer, so lange derselbe nicht offensiv gegen seine Heiligthümer auftrat.

Die Glaubenseiferung und Proselytensucht, die man in manchen christlichen Kulten wahrnimmt, war ihm fremd, und das leküm dinjeküm ve lejeddin (euer Glaube ist ein Glaube und der meine ist ein Glaube) des Propheten diente ihm zur Richtschnur, wie dies bei der Mehrzahl des Volkes der Fall ist.

Wir unterhielten uns sodann über persische Poesie, mit welcher ich mich damals stark beschäftigte. Auch auf diesem Felde schieden sich unsere Ansichten auf eben so vielen Punkten, als sie sich auf anderen vereinigten. Die Metapher und die Hyperbel, sowie die Formspielerei fanden in ihm einen enthusiastischen Verehrer. Der Vergleich eines von Liebesgram Verzehrten mit „dem Schatten der Wimper einer Ameise", welchen irgend ein persischer Dichter als Schlußtableau zu einem Ghazel verwendet, war sehr nach seinem Geschmacke. Mir bewies er blos, daß die morgenländischen Werther es auch ohne blauen Frack weiter gebracht haben, als die abendländischen.

So nahte die Stunde, wo das Fasten und Gähnen des Tages dem Tafeln und Wachen der Nacht weichen sollte.

Die Diener brachten unterdessen die großen, runden Messingplatten, auf welchen gespeist wird, und stellten sie auf die einen Schuh hohen Gestelle. Auf diesen Platten

lagen so viele Brodstücke, als man ungefähr Tischgenossen vermuthete, mit je doppelten Löffeln: Ebenholzlöffeln für alle Speisen, welche nicht mit den Fingern gegessen werden können, Hornlöffeln für Sorbets und flüssige Süßigkeiten. Auf den Platten befanden sich ferner Tellerchen aus alt-sächsischem Porzellan und aus antikem Krystall, mit Caviar, Oliven, Käse und Confitüren belegt, und inmitten derselben Lederaufsätze, um in Reihenfolge die Schüsseln zu empfangen, aus welchen gemeinschaftlich gegessen wird. — Wasser wird während des Mahles nach Bedarf in großen Schalen servirt.

Die Gerichte bei türkischen Mahlen sind eben so zahlreich als einfach: Hammelfleisch in verschiedener Zubereitung, schmackhafte Gemüse (Artischocken und Badlitschan kalt und mit Oel zugerichtet), das sogenannte Tscherkessenhuhn mit einer Brühe aus Nüssen und Pfeffer, die berühmte Börök (Pastete mit Käse gefüllt), sehr pikante Süßigkeiten, in welchen Honig einerseits und Büffelmilch anderseits die Hauptrolle spielen, Compote und schließlich das unausbleibliche Pilaf.

Dieses Pilaf, welches bei keinem türkischen Tische fehlen darf und welches der orientalische Cordon bleu so unnachahmlich zu bereiten versteht, dieses Pilaf mit fein gewürfeltem Hammelfleisch und mit Pistazien gewürzt, wäre, wenn der Türke eine Mythologie besäße, das „Ambrosia" seiner Götter geworden.

Die Gerichte werden rasch aufgetragen und abgetragen, wie alle Vorrichtungen bei den Osmanen flink und ohne Umstände von Statten gehen. In seinem Lebensgenuß und in seinen Entschließungen scheint dieses Volk gar keinen Begriff von der Zeit zu haben, in seinen Anstalten und Handthierungen scheint es immer auf der Wanderschaft begriffen.

Die voll fünfzehn Ellen lange, gemeinschaftliche Serviette wurde rings um je eine der Platten gebreitet, die Becken und Kannen, einige aus Silber, die anderen aus Messing, mit den wohlriechenden Seifen, zum Behufe der üblichen Waschungen vor und nach dem Mahle wurden in das Gemach gebracht und die massiven Leuchter, jenen ähnlich, welche in christlichen Kirchen gebraucht werden, inmitten desselben auf den Boden gestellt.

Nach und nach langten einige Gäste an und ließen sich nach stummem Gruße ernst und gravitätisch nieder. Wenn ich sage Gäste, so sind darunter nicht etwa Geladene zu verstehen, denn besondere Einladungen haben hier zu Lande wo jedes Haus, und besonders das eines Vornehmen, immer geöffnet ist, selten oder gar nicht statt. Gott hat dem Reichen Gut und Geld gegeben, damit er sie für den Glanz seines Hauses, für die Bewirthung seiner Nebenmenschen und zum Wohle der Dürftigen verwende.

In solcher Art verursacht der Tisch, trotz einer fabelhaften Billigkeit der Lebensmittel, eine bedeutende Auslage. Vom Harem abgesehen wird im Selamlik gewöhnlich an vier bis fünf Tischen servirt. Der Umstand, daß das Maß der Speisen bei der ungewissen Zahl der Gäste nur annähernd bemessen werden kann, macht die Kontrole äußerst schwierig. Sie wird von der Frau nur halb, vom Hausherrn aber gar nicht geübt. So kam es auch, daß Suleyman Bey, welcher ein Einkommen von 200,000 Piastern ungefähr 44,000 Franken hatte, bei sonst mäßigen Bedürfnissen kaum im Stande war, ein chronisches Defizit in seinem Jahresbudget zu vermeiden. Er hatte seine männlichen Diener auf die bescheidene Zahl von sechzehn Köpfen, seinen Stall auf zehn Pferde beschränkt, ja für seine Jagd=

falken hielt er blos ein einziges Individuum. Er machte nur selten Geschenke in Fohlen, Pelzen und Dosen, und dennoch war es ihm nicht möglich, der „großmächtlichen Finanzlage“ zu entgehen. Der größere Theil seines ererbten Vermögens bestand nach Landesbrauch in Realitäten: einem Landgute in der Nähe Unjehs, welches er verpachtet hatte, einem Han und einem Bade in der benachbarten Handelsstadt Samsun. Die Hane und die Bäder werden von reichen Türken mit Vorliebe zur Kapitalsanlage benutzt. Das Erträgniß dieser Objekte nebst den Zinsen des baaren Geldes, welches der armenische Sarraf (Geldwechsler) verwaltete, genügte nun nicht, um das Erforderniß des Haushaltes zu decken. Die Quellen, welche in der „guten alten Zeit“ den Beutel gefüllt hätten, waren für immer versiegt, zur Benützung der neuen war Suleyman Bey nicht erzogen worden.

Als später, nachdem wir Freunde geworden waren, auch diese Angelegenheit zur Sprache kam, antwortete er mir ungefähr wie jener französische König: „Après moi le déluge.“

Er hatte überflüssige Juwelen, deren Veräußerung die Bilanz zwischen Einnahmen und Auslagen während der Dauer seines Lebens, und sollte er Methusalem's Alter erreichen, herstellen konnte.

Daß seine Leute die verschiedenen Rechnungen zu ihrem Vortheile zu handhaben wußten, war ihm bekannt, doch hielt er es nicht vereinbar mit seiner Würde, sich einzumengen, so lange die Sache diskret betrieben und er gut bedient würde. Sollte es ihm geschehen, wie es bei seinem Vater vorgekommen sei, so würde er schon Ordnung zu machen wissen.

Derselbe, erzählte er mir, hätte eines Tages zufällig die Rechnungen des Stallmeisters durchgesehen und darin einen beträchtlichen Posten für Behufung der Kameele gefunden, welcher, wie es sich herausstellte, seit Jahren in denselben angeführt war. Auf die Frage, wie es käme, daß Kameele behuft würden, antwortete der Betreffende, es seien dieß Details, die der hohen Aufmerksamkeit eines erhabenen Veziers nicht würdig wären, und bat um seine Entlassung, weil er sich durch die Kontrole gekränkt fühle.

Der Pascha ließ ihn laufen; zur Strafe aber wurde ihm der Rest seines Soldes in Hufeisen, und zwar zu dem enormen Preise, zu welchem er sie anzurechnen pflegte, ausbezahlt.

Einige der Gäste waren Bekannte und Freunde des Hauses, wie der Kadi und der Mufti von Unjeh, andere jedoch, und unter ihnen ein Derwisch aus der Sekte der Bektaschi, waren mehr oder minder fremd. Niemand aber wäre es eingefallen, sie mit Fragen zu belästigen. Sie waren Muselmanen, und das genügte; sie wollten sich laben, und das war ihr Recht; sie kamen — von Gott; — sie gingen, wohin das Schicksal es bestimmt hat!

Es waren harmlose Gäste, aber langweilige, einsylbige Patrone. Bei einigen war der Hausherr nicht sicher, daß sie nicht die alte Sitte oder Unsitte der Janitscharen wiederholen würden, welche, wenn sie sich irgendwo zu Tische gebeten hatten, nach beendetem Mahle „die Miethe für Abnützung der Zähne" (Disch kirassi) zu verlangen pflegten.

Die Uhren wurden wiederholt zu Rathe gezogen, geprüft und verglichen, nur der Derwisch gab kein Lebenszeichen nach außen: er blieb in sich versunken und murmelte nur hin und wieder einen der hundert Namen, welche in

der arabischen Sprache die Gottheit bezeichnen. Der Name Gottes ist überhaupt den Lippen des Moslim sehr geläufig. Er gebraucht ihn wol so häufig, wie der Italiener den der Madonna.

Die Derwische imponiren nur dem niederen, unwissenden Volke. Suleyman Bey nannte sie Auswüchse des Islam, der von ihnen nichts wisse, und Spekulanten auf den Aberglauben der Massen. Er erzählte mir von einem derselben, welcher einst in ein Bergdorf gekommen sei, wo die Bewohner, um es der Stadt gleich zu thun, einen Lehrer aufnehmen wollten. Nun hatte sich ein junger Softa (Baccalaureus) bereits gemeldet. Mit diesem rivalisirte der Derwisch. Die Bauern, um sich von der Begabung der beiden Prätendenten zu überzeugen, gaben ihnen auf, das Wort Berg zu schreiben. Der Softa schrieb mit allem Aufwande der Kunst und mit den gesuchtesten Schnörkeln und Verzierungen dieses Wort nieder. — Der des Schreibens unkundige Derwisch zeichnete mit rohen Strichen einen Berg. Die in diesem Konkurs richtenden, des Lesens und Schreibens gleichfalls unkundigen Bauern entschieden, daß der Berg des Derwisch ganz leserlich sei, während das Gekritzel des Softa offenbar auf Betrug hinauslaufe, und vertrieben den Gelehrten. Warum sollte Djanik nicht seine Abderiten haben?

Als der Zeiger die letzten Minuten zu 12 Uhr anzeigte, nahmen wir mit gekreuzten Beinen auf platten Kissen Platz um den Tisch. Da ertönte endlich der Signalschuß, und mit einer Präzision, welche die Ruderer eines englischen Kriegsbootes und den Kommandanten eines zu Handgriffen kommandirten Bataillons mit Neid erfüllt haben würde, langten die verschiedenen Hände nach den in ihrem

Bereiche gelegenen Näschereien. Der Iftar war begangen, d. h. das Fasten gebrochen.

Von den Minareten riefen die Muezzins (Moscheendiener) das gläubige Volk zum Abendgebete, welches das vierte von den fünf durch das Gesetz gebotenen ist.

Das Fasten war gebrochen. — Noch einige volle Züge aus den Pfeifen, und alle Anwesenden, mit Ausnahme meiner Person, reihten sich zum Gebete. Die Gebetteppiche waren gegen Sonnenaufgang in der Richtung des Kübleh gelegt worden, und unter der Leitung des Aeltesten in der Versammlung begann der Gottesdienst. Der Mohamedanismus hat keine Priester, für welche man oft irrthümlich die Ulemas, Kadis und Imams hält, während sie doch nichts weiter als Schriftgelehrte, Magistratuale und Moscheendiener sind. — Hier vermittelt kein Sohn des Staubes den Verkehr zwischen Schöpfer und Geschöpf, und kein Sakrament wird zum Szepter oder auch zur Waffe in den Händen einer Kaste.

In der mächtigen, bilderreichen Sprache des Stammes der Hagar sprach der Alte die rezitativartigen Gebete mit lauter, voller Stimme. Die Andern begleiteten ihn andächtig, aber stumm.

Ich stand am Fenster, gefesselt von dem Bilde, welches der Ausdruck tiefer Ueberzeugung und wahrer Frömmigkeit bot. — Wohl dem Herzen, welches glauben und beten kann, sei es nun unter dem Kreuze des Sohnes, oder unter dem Banner des Propheten, unter der Aegide Buddhas oder des Confucius!

Ich stand am Fenster und mein Blick glitt abwechselnd von der Gruppe auf die im Abendroth glühende Landschaft und von dieser auf jene. Ueberall, hier in den Herzen der

Frommen, dort im dampfenden Thale, in der mit sehnsüchtiger Klage am Strand zerschellenden Welle und am flammenstrahlenden Wolkenhimmel die Spur des Ewigen, Alles Bewegenden, Unbewegten! — Die hier Betenden sahen ihn immer, ich fühlte ihn in diesem Augenblicke. — —

Da zog ferne am Saume des Meeres ein Schatten dahin, der leichte Wölkchen hinter sich ließ. Es war der französische Messageriedampfer, welcher die Linie Konstantinopel-Trapezunt befährt.

Ein Zeichen geistigen Schaffens und Strebens aus Westen in einem nur vom Glauben beseelten Bilde des Ostens! Ein Bote menschlichen Stolzes auf der Insel demüthiger Ergebung!

III.

Noch Einiges zum ersten Kapitel.

Der Zuckerbaïram ging zu Ende. — An den drei Tagen, welche ihm eingeräumt sind, wird in jedem rechtgläubigen Hause Zuckerwerk dargereicht. Das „Rahat Lokum," ein aus gummiartiger Masse gekneteter Zuckerteig, nimmt bei dieser Gelegenheit natürlich den seinem Weltrufe entsprechenden Vorrang ein. Das süße Epitheton dient auch dazu, ihn von seinem Namensvetter Kourban- (Opfer-) Baïram zu unterscheiden. Dieser, welcher einige Wochen später fällt, gibt sich mit einem so harmlosen Tribute nicht zufrieden und erheischt von jedem Hausvater ein eigenhändig geschlachtetes Lamm. Die jetzige Generation läßt sich bei dieser blutigen Verrichtung gerne im Prokurationswege vertreten.

Der Zucker-Baïram bringt dieselben gesellschaftlichen Pflichten mit sich, wie der Neujahrstag in christlichen Ländern: die Besuche bei Gönnern, Freunden und Bekannten werden persönlich abgestattet. Das löbliche Mittel der Visite- und Enthebungskarten ist noch nicht gebräuchlich, die Sitte hingegen, die Glückwünsche der Dienstbeflissenen in klingender Münze zu erwiedern, erfreut sich einer festgewurzelten, unantastbaren Popularität. Der Baïram also hatte seine Zeit erfüllt. —

Die letzten Freudenschüsse waren verhallt, die letzten Raketen verknattert, die Beleuchtungslämpchen, welche die Minarete des Nachts wie gegen Himmel strebende Feuersäulen erscheinen machen, waren von denselben entfernt und die schimmernden, gestickten Staatskleider sorglich in den buntbemalten Truhen verwahrt worden.

Das Städtchen hatte seine Werktagsphysiognomie wieder angenommen. — Ich hatte Unjeh gesehen wie es fastet, wie es feiert, ich sollte nun Unjeh kennen lernen, wie es das Leben versteht, erträgt, genießt und verträumt.

Im Bazar waren die anspruchslosen Buden, darin der Verkäufer ohne Ungeduld deß ihm vom Himmel bestimmten Abnehmers harrt, wieder geöffnet. In den Barbierstuben, welche zugleich als Kaffeehäuser dienen, und rings um dieselben waren Messingbecken, Kaffeeherd und Nargile (Wasserpfeife) in regster Thätigkeit. Hier gingen die goldenen Sprüche der morgenländischen Weisen, die Märchen und Ghasele der orientalischen Poeten von Mund zu Mund. Hier wurde von erfahrenen Graubärten Politik getrieben. Zwar fiel es Niemand ein, soziale Reformen zu erörtern oder gar Weltverbesserungspläne auszukramen; die Konstellation der fremden Mächte, der Krimkrieg und administra-

tive Maßregeln bildeten das kritische Objekt; die goldene Zeit, wo man für einen Piaster so viel Tabak erhielt, als jetzt für eine Lire, wo der hungrige Freng noch nicht als insolenter Kulturkrämer, sondern als Hülfesuchender den gesegneten Boden betrat und wo noch keine Rekrutirung den Osmanli zu den Waffen zwang, galt als Eldorado politischer Gestaltung. Das hochkonservative Volk saß im Faubourg St. Germain und sah mit wehmüthigem Bedauern die Jakobinermütze auf dem Haupte der revolutionären Regierung. — Hier wurden die spärlichen Stadtneuigkeiten, (spärlich, weil die schönere Hälfte kein Kontingent dazu stellt,) zum Besten gegeben, und die letzten Nummern des Regierungsblattes, selten über acht Wochen alt, zur Belehrung der aufhorchenden Runde unter eine imponirende Brille gebracht.

Vor den Hanen wurden Kameele belastet oder entlastet, in den Bädern wurde geseift und gebürstet, auf der Werfte gehämmert und gesägt. In der Schule quälte sich der Chodja ab, den Jungen die Malerei der künstlich gewundenen Alphabetbuchstaben beizubringen, um ihnen so die Hauptpforte zur Wissenschaft aller Wissenschaften zu erschließen. Im Konak des Mudirs (Kreisamt) unterbrachen hin und wieder zudringliche Pascha-Fermans, welche der Postbote vom Paschasitze Samsun herüberbrachte, das melodische Geklapper der Tavlawürfel, und dann wurde ein wenig regiert. Im baufälligen Mehkeme (Tribunal) machten manchmal die Schritte vorlauter Parteien die morsche Treppe stöhnen und schreckten den friedliebenden Kadi aus seinen philosophischen, bescheidentlich in Rauchwolken gehüllten Reflexionen, und dann wurde ein wenig prozessirt. Jedoch ging Alles ohne Hast, ohne Uebereilung, ohne Leidenschaftlichkeit vor sich.

Das italienische Chi va piano va sano, Chi va sano va lontano und das deutsche „Blinder Eifer schadet nur“ könnten in Fleisch und Blut des Volkslebens in Unjeh übergegangen scheinen.

Kurz, Unjeh bewährte auch im Alltagsleben jene islamitische Weisheit, durch welche das Individuum zwar zur Tugend und zur höchsten auf Erden erreichbaren Glückseligkeit geleitet wird, welche aber die Städte ungepflastert, unbeleuchtet und schwach besteuert läßt und bei welcher die Macht des Staates in Brüche geht. Nicht dem Genügsamsten, sondern dem Stärksten gehört die Welt.

So einförmig, so wenig anregend die Existenz in dem asiatischen Städtchen erscheinen mag, so hatte mich doch bald der Zauber ihrer stillen Beschaulichkeit ergriffen.

Da diese Briefe nicht den Zweck haben, die Memoirenliteratur zu bereichern, so ziemt es mir nicht, bei jenen Umständen zu verweilen, welche mich damals an die orientalische Idylle besonders fesselten. Ich beschränke mich auch fernerhin darauf, nur einige Eindrücke und Wahrnehmungen in loser Skizzenform zu Papier zu bringen.

Die gesellschaftlichen Vergnügungen, welche Unjeh erheiterten, waren ebenso einfach als wenig abwechselnd.

Die Jagd und Ausflüge zu Pferde oder zu Schiff, mit Vorliebe nach dem herrlich gelegenen „Kap Jason“, nahmen gewöhnlich im Programme derselben den ersten Platz ein. Zum Behufe der ersten hatte mir Suleyman Bey seinen Stall und seine Falken zur Verfügung gestellt. Sein turkomanisches Lieblingspferd und zwei Königsfalken waren allein vom Benützungsrechte der Gastfreundschaft ausgenommen. Das Pferd, eines jener hoch und kräftig gebauten, langgestreckten Thiere ohne Mähnen, welche die turkomanische

Gattung repräsentiren, hatte er von einem persischen Großen zum Geschenke erhalten. Die übrigen Pferde seines Stalles waren meist arabisches Vollblut, dieser im Orient als nec plus ultra des hippischen Geschlechtes angesehenen Rasse.

Der abendländische Sportsman würde hier freilich ein neues Argument wider die Stichhaltigkeit der Schlagworte gefunden und den ganzen Stall Suleyman Bey's für ein englisches Blut hingegeben haben. Dennoch scheint ein apodiktisches Urtheil über den höheren oder minderen Werth dieser beiden Pferderassen sehr gewagt. Wenn das arabische Pferd den Anforderungen bei Derby nicht entspricht, so dürfte dasselbe mit dem englischen auf der Antilopenjagd zum Beispiel der Fall sein. Das eine verhält sich im Punkte der Schönheit zum andern, wie die in voller Tropenpracht aufwuchernde Oase zum künstlerisch angelegten Parke Europas. In Bezug auf Intelligenz jedoch steht das erstere unbestreitbar auf einer höheren Stufe. Wenn nun dieses Moment bei Werthschätzung des Pferdes als Renner oder in Bezug auf die Zucht auch nicht in Anschlag gebracht wird, so darf es doch bei Beurtheilung desselben als Kreatur kaum außer Acht gelassen werden.

Das arabische Pferd läßt sich übrigens nicht nach jenen Exemplaren beurtheilen, welche man außerhalb der Wüste antrifft. Die wundervollen Thiere vom Stamme Nedschd, welche oft über ihr dreißigstes Lebensjahr Dienste leisten, sind den Besitzern, die auch keine Kreuzung mit anderen Stämmen zulassen, nicht feil, und verlassen ihre Heimat nur sehr ausnahmsweise. Kommt ein solches Thier doch außer Land, so verdirbt es schnell. Denn das arabische Pferd entartet, sobald man seinen an weichen Sandgrund gewohnten Huf beschlägt, seine stolzen Nüstern in ein Gebiß zwängt,

seine Nahrung, die aus Datteln, Fleisch, Eiern und Milch bestand, durch Gerste ersetzt, es einsperrt und vom Familienmitglied zum Stallbewohner, vom Genossen zum Dienstobjekt degradirt, wie dies in der Türkei, in Egypten und in Europa der Fall ist. —

Die Jagd mit Falken und die Beize derselben ist hier zu Lande noch sehr gebräuchlich. Auf Wachteln wird eine kleine Sperbergattung, Atmadji genannt, verwendet.

Die gesellschaftlichen Ausflüge hatten stets eine Quelle zum besonderen Ziel. Klares, frisches Wasser spielt bei den Genüssen des Orientalen die Hauptrolle, und eine gute Quelle erfreut sich desselben Ansehens wie ein gutbeleumundeter Wein- oder Bierkeller in nicht mahomedanischen Ländern. Dort wurde das unvermeidliche Lamm bei offenem Feuer gebraten, mit Reis gefüllt und, von andern Gängen begleitet, genossen.

So sonderbar dies auch im Rahmen einer orientalischen Landschaft erscheinen mag, das schöne Geschlecht war bei diesen Landpartien gewöhnlich zahlreich vertreten. Die Damen ritten zwar verschleiert in einer besonderen Abtheilung oder fuhren in einer eigenen Barke, nahmen auch auf den Halteplätzen einen gesonderten Raum ein, blieben jedoch nicht ganz ausgeschlossen vom allgemeinen Vergnügen und nicht ohne jeden Kontakt mit der Männergesellschaft. Die äußerliche Stellung des Weibes im Innern Asiens ist überhaupt sehr verschieden von jener, welche sie in Konstantinopel und in den andern größeren Städten des Reiches einnimmt. Verhüllter in Tracht und Erscheinung, erfreut es sich doch einer größeren Ungezwungenheit im Verhalten.

In den Dörfern und unter dem Landvolke besteht die Absonderung der Geschlechter fast nur im Prinzip. Die

männlichen und weiblichen Dorfbewohner sind unter sich von Kindesbeinen auf bekannt, verrichten gemeinschaftlich Feldarbeiten und kommen beständig in vielfältige Berührung. Nirgends sind Gitter an den Fenstern des Frauengemachs angebracht, und der rückwärts fallende Schleier wird nur dann über das Gesicht gezogen, wenn sich ein fremder Ulema oder ein „Efendi" in das Dorf verirrt.

Die stärkere Hälfte der kleinasiatischen Landbevölkerung weist im Allgemeinen nicht jene Ader, welche Jago auszubeuten wußte, um Othello zum tragischen Schlußakte zu drängen, und doch sind die ausnehmend schönen Evenstöchter der Gegend ziemlich beflissen, nicht etwa Desdemonas zu sein, sondern vom Schein, welchem Jene zum Opfer fiel, nur die Schuld für sich zu behalten. Der Umstand, daß fast alle zur Armee abgestellten Rekruten blutjunge Strohwittwen hinterlassen, und dies ist der Fall, wo der Mann sich im 17—18., das Mädchen im 13—15. Lebensjahre zu vermählen pflegt, wirkt in seinen Consequenzen sehr entsittlichend auf die weibliche Bevölkerung.

Die „Spinnerin am Kreuz", welche die österreichische Volkssage zwanzig Jahre am Wienerberg die Spindel drehen und nach ihrem mit dem Kreuze gezogenen Gatten ausblicken läßt, ist eben so wenig wie „Penelope" ein kleinasiatischer Frauentypus.

Der obenberührte Uebelstand der frühen Ehen bei langer Trennung der Gatten dürfte unter Anderem, wenn auch in indirekter Weise, eine der Hauptursachen der relativ geringen Vermehrung dieses schönen, kräftigen Menschenschlages sein. Dieser repräsentirt die kaukasische Rasse in einer Vollkommenheit, welche die Abstammung von tartarischen Ureltern keineswegs ahnen läßt. Er ist übrigens das Produkt einer

Kreuzung, wie sie auf wenigen Punkten des ottomanischen Reiches, dessen Ethnographie eine vollendete Mosaiktafel bietet, kompleter vorzufinden ist. Griechenland und Georgien, Armenien und die slavischen Länder, Ungarn und Arabien, Italien und Persien haben lange Zeit diese Gegenden mit Frauen und Müttern versorgt.

Stehen nun die Männer in Bezug auf Kraft, Erscheinung, und ich möchte fast sagen natürliche Intelligenz, über dem Niveau der Landbevölkerung in den meisten mir bekannten europäischen Ländern, so gilt dies in noch höherem Grade von den Frauen, welche sich durch Schönheit, feine Körperbildung und natürliche Anlagen auszeichnen. —

So primitiv in mancher, so unwissend in jeder Hinsicht die Landbewohner dieser Gegenden erscheinen, so unterscheiden sie sich doch in vielen Punkten vortheilhaft von jenen der meisten christlichen Staaten, denn weder sind sie so abergläubisch als z. B. die Sicilianer, noch so gewaltthätig roh als viele südslavische Stämme, noch so excessiv als z. B. die österreichischen Bauern. Brutalität und Rohheit sind überhaupt im Wesen des Ottomanen, selbst der untersten Schichten, nur als höchst seltene Ausnahmen zu konstatiren. Den ungebildetsten Mann aus der Hefe des Volkes kennzeichnet ein gewisser Anstand, das niedrigste Weib verleugnet den Grundzug der Weiblichkeit nicht, sie müßte denn ein gewisses Alter überschritten haben, wo dann freilich manchmal die Matrone im Drachen aufgeht.

Das Selbstgefühl, das sich bei dem türkischen Bauer kundgibt, und die Würde, mit welcher er sich, im Gegensatz zu der knechtischen und dabei doch wieder brutalen Art seiner Standesgenossen in den christlichen Ländern des östlichen Europas bewegt, entspringen sowohl der religiösen, als der

sozialen Anschauungsweise des ottomanischen Volkes. Die Peitsche, welche der Fellah scheu flieht und vor welcher sich der Rumäne oder Russe unterwürfig beugen, würde nicht ungeahndet auf die Schultern eines türkischen Bauern fallen. Hier gab es niemals Herren oder Hörige, Edle und Gemeine, sondern nur Mitglieder der mahomedanischen Gemeinschaft, an deren Spitze der Khalife steht.

Die Hand der Veziere und sonstiger Pfortenbeamten lastete zu Zeiten zwar schwer auf dem Volke, doch ihr Despotismus war vorübergehend und störte das Prinzip der allgemeinen Gleichheit nicht. Vor Gott und dem Throne standen die Großen nur insofern über dem letzten Lastträger, als ihr Haupt dem drohenden Blitze näher war. Das Schicksal, welches sie auf die Höhen erhoben hatte, machte sie wieder spurlos verschwinden. Jeder Versuch der zeitweiligen Machthaber, ihrer Herrschaft eine Art Dauer zu erringen und eine einflußbesitzende Kaste zu gründen, erwies sich als fruchtlos: das ottomanische Staatswesen gleicht einem See, dessen Spiegel ein einziger Fels überragt. Dieser Fels, welcher das Buch und das Schwert bewahrt, unterliegt allein nicht dem Gesetze beständiger Nivellirung, welches den See beherrscht. Dort mögen sich die Wellen thürmen, es verschlingt doch eine die andere und sie allesammt der See; sie mögen über dem Fels zusammenschlagen; doch werden sie sich weder dauernd zu ihm erheben, noch ihn zu sich herabziehen. Die Monarchie mit aristokratischen Einrichtungen erscheint auf ottomanischem Boden ebenso unstatthaft als die bürgerliche Republik. —

Diese Ausflüge nun, welche mich in gewagter Abweichung die weibliche und endlich die Gesammtbevölkerung der Gegend besprechen machten, waren nebst Jagdpartieen

und Streifzügen, die ich in alleiniger Begleitung meiner Waffen unternahm, damals für mich die Summe aller äußeren Zerstreuung. Dafür gelangte ich zur Erkenntniß der Süßigkeit des „Keïf".

„Keïf", diese Bummelei der Phantasie, diese Nachtwandlerschaft des Geistes, dieses entre chien et loup des Gedankens, ist unübersetzbar. Es ist das dolce far niente des Orientalen, der die Eindrücke der Außenwelt, die Ereignisse des Lebens gefaßt und ergeben an sich herankommen läßt, statt in fieberhafter Sucht glänzenden, meist trügerischen Zielen nachzujagen und für ein Spiegelbild der ungewissen Zukunft die gewisse Ruhe des flüchtigen Momentes hinzugeben.

Um diese Verfassung der Individualität vollkommen verständlich zu machen, müßten der Himmel, die Erde, die Luft, das Wasser und der Odem des Orients das Dolmetschamt versehen. Aber selbst dann würden nur wenige Europäer in die Mysterien dieses Kultus, dessen letztes Wort das buddhistische „Nirvana" (das ewige Nichts) sein dürfte, eindringen.

Nur einem Poeten kann es gelingen, unter den gegebenen Voraussetzungen diesen entnervenden Comfort der Seele vollständig zu ergründen.

Das „Keïf" stellt keine Anforderungen an das Leben, denen Unjeh nicht hätte gerecht werden können; die Natur erfüllte verschwenderisch die daran geknüpften Bedingungen. Der Tag bot hiefür seine duftenden Wälder, die Nacht ihre Myriaden Gestirne und Nachtigallenchöre; der Strand war besät mit von schützenden Klippen gebildeten Badeplätzen, so anmuthig, so durchsichtig, wie die Götterzeit ihren Najaden keine freundlicheren hätte gewähren können; das Ufer

beschatteten blätterreiche Platanen, von deren Laubzelt aus das Auge sich der unbehinderten Aussicht auf den blauen, lachenden Meeresspiegel erfreute.

Um das „Keïf" in seinem ganzen Umfange genießen zu können, muß Seeluft die Stirne fächeln und der Blick über die majestätisch ruhige und innerlich doch so bewegte Wasserfläche gleiten. Gleich dem Alcyon flattert dann der träumende Gedanke zwischen den Geheimnissen der Tiefe und den Räthseln der Höhe, streift beide mit den Schwingen mystischer Ahnung, ohne sich in undankbaren Versuchen abzumühen, die einen zu lösen, die andern ergründen zu wollen.

Um mich jedoch vom Kreise der äußeren Begebenheiten nicht zu entfernen, will ich auf ein Ereigniß übergehen, welches sich im Laufe des Spätsommers, kurz vor meiner Abreise von den gastlichen Gestaden Unjehs, daselbst zutrug: die Hochzeit Suleyman Bey's. Es war dies ein Ereigniß, welches schon Wochen vorher die Harems des Städtchens in leicht erklärliche Aufregung versetzte. Zwar ein Familienfest, welches aber durch den Rang und die Bedeutung des Bräutigams den ganzen Ort nebst Umgebung in seinen Kreis gezogen hatte.

IV.

Die Hochzeit eines Vornehmen.

Die türkische Familie feiert bloß zwei Ereignisse durch besondere Festlichkeiten: die Hochzeit und die rituelle Beschneidung der Knaben, welche, unterschiedlich von den Israeliten, gewöhnlich zwischen dem 9. und 12. Lebensjahre vorgenommen wird.

Alle anderen Vorkommnisse am häuslichen Herde gehen fast ohne äußerliche Beachtung vor sich. Jahres- und Gedenktage sind gar nicht gebräuchlich. Der Geburtstag ist höchstens der Mutter bekannt; Namensfeste existiren vollends nicht; denn obschon die Kinder nach den Heroen des Glaubens und nach dem Propheten benannt werden, sind doch den Namenspatronen besondere Tage im Kalender nicht eingeräumt.

Diese gänzliche Abwesenheit des Erinnerungskultus bildet einen der scharfen Gegensätze zwischen dem inneren Leben der christlichen und der mahomedanischen Familie.

Der Umstand, daß die Religion einen solchen Kultus nirgends begünstigt und daß es hier keine Kirche gibt, welche, wie z. B. die christlichen, ihn nähren würde, ist hiebei von maßgebender Bestimmung.

Suleyman Bey hatte seine erste Frau, sowie die Kinder, welche sie ihm geboren hatte, durch den Tod verloren, seine zweite Gemahlin erfreute sich keines Kindersegens, und so knüpfte er denn zum dritten Male die Bande der Ehe, ohne sich deßhalb von seiner Gattin, mit welcher er im besten Einvernehmen lebte, zu trennen. Diese bezog blos, wie es der Brauch in den besseren Ständen erheischt, eine gesonderte Abtheilung im Harem und bildete einen eigenen Haushalt, wodurch jeder Kontakt zwischen den beiden Frauen vermieden wird.

Der Abendländer liebt es, sich das Haremsleben mit Farben auszumalen, welche dem Wesen desselben weniger entsprechen, als dem Bedürfnisse seiner eigenen Phantasie und sogar im schneidendsten Widerspruche mit der beschränkten Herrlichkeit des Gatten und der strengen Sittlichkeit des ottomanischen Familienlebens stehen.

Die durchaus irrige Annahme, das Weib sei für den Ottomanen eine bloße Sache, trägt mächtig zu den irrigen Anschauungen über seine Häuslichkeit bei.

Kennt zwar der Orientale keinen Minnedienst, ist auch das Wort Galanterie in türkischer Sprache kaum übersetzbar, denkt er gleich bezüglich der Ueberlegenheit des Mannes über das Weib wie die alten Griechen und bedeutende Denker und Gelehrte der Neuzeit Europas, und trifft seine Ansicht auch mit dem napoleonischen Ausspruch: „Die größte Frau ist, welche die meisten Kinder gebiert,“ zusammen, so ist das türkische Weib dennoch weder rechtlos, noch auch so unbedeutend, als der Westeuropäer es sich gemeiniglich vorstellt. Das rein patriarchalische Verhältniß bildet die Basis des ottomanischen Harems, und das christliche „Er soll dein Herr sein“ findet daselbst seine durch den allgemeinen Charakter des Ottomanen gemilderte Anwendung. Die Polygamie ist gestattet, aber auch nur gestattet, denn der Prophet selbst empfiehlt die Monogamie als die bessere Wahl. Die Ausübung der Vielweiberei fand bei den Türken auch allezeit eine größere Beschränkung, als bei andern orientalischen Völkern.

Heute gehört sie in der besseren Gesellschaft bereits zu den seltensten Ausnahmen. Der Türke liebt vor Allem die Ruhe, den Comfort. Da dieselben nun im polygamen Verhältnisse nur bei getrennten Haushaltungen einigermaßen erhaltbar sind und die Polygamie ernste Anforderungen an den Geldsäckel stellt, so ergibt sich die Beschränkung derselben von selbst. Außerdem hinderten allezeit Rücksichten für die Verwandtschaft der ersten Frau neue Verbindungen. Folgende Anekdote veranschaulicht die Ansicht der meisten Türken über die Annehmlichkeit der Frauenpluralität.

Ein Kaufmann, welcher sein Frühgebet in der benachbarten Moschee zu verrichten pflegte, fand, er mochte sich noch so sehr sputen, einen Frommen in derselben vor. Gereizt befrug er denselben endlich, wie er es anstelle, stets vor ihm auf dem Platze zu sein. Dieser erkundigte sich nun nach der Zahl seiner Frauen und erklärte ihm auf seine Antwort: er besitze eine Einzige, dieß sei der offenbare Grund seiner Verspätung. Eine Frau allein vermöge nicht, ihn so hurtig zu bedienen, und deßhalb könne er nie so zeitlich, wie er selbst, der dreifach beweibt und folglich dreifach bedient sei, zur Andacht erscheinen.

Dieses Argument blieb nicht ohne Eindruck auf den religionseifrigen Kaufmann. Er ging hin und nahm ein zweites Weib. — Die Frau Nr. 1 wollte ihre älteren Rechte behaupten, die Frau Nr. 2 ihre jüngeren geltend machen. Eine heftige Fehde entbrannte schon am ersten Tage. Der Rumor zwang den Unglücklichen, aus dem Hause zu fliehen. Er begab sich zur Moschee, um in dieser allgemeinen Zufluchtsstätte der Gläubigen ein Obdach für die Nacht zu finden. Mit Morgengrauen erwachend, fand er seinen Rathgeber neben sich. „Für Euren Rath wenig Dank, er hat mir schlecht bekommen, aber mindestens bin ich diesmal früher als Ihr im Gotteshaus. Ich weile seit fünf Stunden hier.“ — „Verzeiht,“ entgegnete der Andere schmunzelnd, „mich hat der Zank meiner Weiber, wie gewöhnlich, schon vor sieben Stunden hieher vertrieben.“ —

Die Hochzeit Suleyman Bey's wurde mit dem ganzen landesüblichen Pomp und Aufwand gefeiert.

Da der Bräutigam die Braut nicht kennt, nicht unverschleiert sieht und Schiller's:

„Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der holde Wahn entzwei“

hier seine vollkommen buchstäbliche Anwendung findet, so waren seine Mutter und Schwester auf die Brautschau gegangen. Im Orient nimmt man eine Frau à la fortune du pot und genießt folglich vielseitige Ueberraschungen.

Die Besichtigung und Prüfung der Braut seitens der weiblichen Verwandten des Bräutigams war zur Zufriedenheit der Letzteren ausgefallen und der Hochzeitstag wurde bestimmt.

Daß bei dieser Prüfung mehr die äußeren Vorzüge, als die seelischen Eigenschaften in Betracht kamen, glaube ich nicht besonders betonen zu müssen.

Die Braut war die Tochter eines nicht sehr begüterten, im nahegelegenen Städtchen Tscharschembeh wohnhaften Kaufmanns.

In einem Lande, wo es keinerlei privelegirte Klassen und keinen Geburtsadel gibt, besteht natürlich weder der Begriff noch der Ausdruck für „Mesalliance.“ Der Türke lächelt mitleidig, wenn man ihm durch Umschreibung diese Monstrosität fränkischer Einrichtung erklärt. Die Sultane sind ja Söhne von Sklavinnen.

Schon am Vorabend des Hochzeitstages strömten Schaaren von Gästen und produzirenden Künstlern nach Unjeh.

Die Ersteren, welche bei mehr oder weniger Bekannten ihr Absteigquartier genommen hatten, und die Letzteren, welche die Hane überfüllten, verdoppelten die ursprüngliche Einwohnerzahl des Städtchens.

Am Morgen des großen Tages wogte und wimmelte es im äußeren Hofraum des Pascha-Serail, und der große

Platz, auf welchem ein Regiment unbehindert sich entfaltet haben würde, erwies sich zu beschränkt, alle Theilnehmer zu fassen. Viele derselben lagerten in besonderen Abtheilungen um den Konak.

Die Kranken und deren Pfleger ausgenommen, waren eben alle Bewohner des Städtchens und die meisten der Umgegend Theilhaber am Feste.

Auf den Rasen waren Teppiche ausgebreitet und hin und wieder Sophakissen gelegt. Da saßen, kauerten oder lagen gesondert auf der einen Seite die verschleierten, vermummten Schönen. Ein buntfarbiges, immer bewegtes Tulpenbeet.

Es liegt in der Verhüllung der Orientalin, so wenig geschmackvoll dieselbe auch zu sein pflegt, ein eigenes Raffinement, das eine besondere Anziehungskraft ausübt. Die Phantasie wird herausgefordert und webt in die Raupenhülle Gebilde hinein, wie die Natur sie nimmer hervorzubringen vermag. Ihre Schöpfungen sind beschränkt, folglich im besten Falle bedingungsweise vollkommen und im offenbaren Nachtheile gegenüber den unbeschränkten Idealen.

Das zirpte und summte und kicherte mit den wohllautenden weichen Altstimmen, welche bei türkischen Frauen häufig angetroffen werden und nicht den geringsten Theil ihrer Reize ausmachen. — Das glühte und leuchtete und lockte aus den dunkeln, mandelförmig geschnittenen Augen mit dem erstaunt fragenden Blicke und der naiv-sinnlichen Verheißung; das drehte und bewegte sich mit Katzengrazie und mit jener Koketterie, welche das allgemeine Erbtheil der Töchter Evas ist.

Gegenüber lagerten die bärtigen oder auf Bartschmuck aspirirenden Herren der Schöpfung, die älteren gravitätisch rauchend und kannegießernd, die jüngeren nicht minder ernst

und gemessen, aber aufmerksam die Spiele und Belustigungen verfolgend, welche der Amphitryon seinen Gästen bieten ließ. Die Honoratioren und Intimen hatten auf der großen Veranda des Serails Platz genommen.

Im Hofraum produzirten sich Gaukler und Gymnastiker, Feueresser, persische Messerspielkünstler und kurdische Bärentreiber vor einem zahlreichen, dankbaren Publikum dessen Genußbereitwilligkeit keinerlei kritisches Bedenken trübte. Berühmte Sänger (Tenore mit ausgesprochener Kopfstimme), deren näselnden, klagenden Gesang die primitive orientalische Geige begleitet, hatten kleinere, aber dafür gewähltere Kreise um sich versammelt, welche entzückt diesen nach europäischen Begriffen konsequent falsch gesungenen Klageliedern lauschten. Der Ottomane zeigt Empfänglichkeit für Musik, so sehr ihm musikalisches Verständniß in unserem Sinne fehlt. Die türkischen Weisen welche dasselbe, ich möchte sagen, elegische Gepräge, wie die ungarischen, serbischen und russischen Nationallieder haben, bieten dem uneingeweihten Ohre wenig Abwechslung. Der Text wird meist in Rezitativform gesungen und der wiederholte Ausruf Aman! (Gnade) beschließt fast jede Strophe. Die Sänger, hingerissen von dem Gegenstande ihrer Gesänge, schließen, und zwar ohne dieses Zeichen künstlerischer Ekstase gewissen abendländischen Virtuosen abgelauscht zu haben, die Augen und schlagen mit beiden Händen den Takt auf ihren Knieen, worin ihnen die Dilettanten unter den Zuhörern nachahmen. Die Liebesepen von Ferhad und Schirin, Jussuf und Zuleicha, Leila und Medjnun, dieser Julien und Romeos, Abälards und Heloisen des Orientes bewegten die Herzen der Hörer und Hörerinnen, und der tragische, möglichst drastische

Schlußakt ihrer thränenwerthen Geschicke entlockte den theilnehmenden Herzen innige Seufzer.

In einem gesonderten Zirkel, von welchem das weibliche Publikum ausgeschlossen blieb, produzirten Kötscheks (mit Frauenröcken bekleidete Knaben) kastagnettenklappernd ihre choreographischen Kunststücke. Diese Tänze lassen, abgesehen selbst von dem gröberen Caliber, den Cancan an unanständigen Verrenkungen und Geberden hinter sich. Der gebildete Geschmack wird von der Widerlichkeit derselben unangenehm berührt und die jungtürkische Gesellschaft hat dieses rohe Vergnügen bereits gänzlich verpönt. Für Unjeh ersetzten indeß die Kötscheks noch das abendländische Balletkorps. In den Zwischenpausen vereinten sich herzhafte Schläge auf verschiedene große Trommeln mit dem melancholischen Gequieke der Querpfeifen zu einem Monstrekonzert, im Vergleiche zu welchem die gewaltigsten Fortissimi der Zukunftsmusik verhauchendes Geflüster scheinen. Der betäubende Lärm machte übrigens keinen störenden Eindruck auf die Anwesenden, noch schien er ihrer sonstigen Unterhaltung Eintrag zu thun, was zur Vermuthung berechtigt, die Kleinasiaten besäßen Zukunftstrommelfelle. —

Die Pferderennen, welche auf einer benachbarten Wiese für eingeborne Pferde statthatten, boten nichts Bemerkenswerthes: die Pferde liefen, die Reiter trieben und die Glücklichen wurden mit Preisen bedacht.

Auf verschiedenen Plätzen wurden für Rechnung des Bräutigams kühlende, duftende Sorbete servirt, auf anderen Böreks (Käsepasteten), Hühner und süße Gerichte; noch auf anderen, wurden Hammel gebraten, und ambulante Kaffeeherde waren in regster Thätigkeit, um in jeder Richtung für die Erquickung der Anwesenden Sorge zu tragen.

Nachmittags war großer Ringkampf (Gülesch). Diesem, ich möchte fast sagen, Nationalvergnügen wird in Kleinasien eine besondere Sorgfalt gewidmet. Die anerkannten Matadoren, Pehlivan genannt, genießen dasselbe Ansehen, wie die Toreadores in Spanien und die Jockeys in England. Ihr Schutzpatron, wenn man im Oriente von einem solchen sprechen darf, ist Rustem, dieser Herkules der mahomedanischen Fabel. Ihre Kämpfe sind die Krone jedes bedeutenden Festes und dem öffentlichen Vergnügen des Kleinasiaten beinahe so unentbehrlich wie die fiedelnden Zigeuner dem Vollblut-Magyaren. — Die berühmtesten Athleten der Gegend waren herbeigeeilt. Suleyman Bey hatte den Siegern an den dreitägigen Wettkämpfen fürstliche Preise ausgesetzt.

Bis auf eine Art Schwimmhose entkleidet, die muskulösen Körper mit Oel gesalbt, betreten die Ringer den sandigen Kampfboden. Bestellte Kampfrichter überwachen daselbst gewissenhaft die altherkömmlichen Regeln. Der Sieger muß, um als solcher anerkannt zu werden, seinen Gegner derart zu Boden ringen, daß dessen beide Schultern die Erde berühren.

Oft, besonders bei ebenbürtigen Gegnern, währt der Kampf, welcher durch mehrfache Pausen unterbrochen wird, stundenlang und verursacht schwere Beschädigungen. Ein Pehlivan (Ringkämpfer) von Profession, eine jener mächtigen Gestalten welchen man in Kleinasien häufig begegnet, hatte an den zwei ersten Tagen den Preis gewonnen, bis er ihm am dritten durch die katzenartige Gewandtheit eines jungen Schiffers, welcher dem Athleten beinahe die Rippen gebrochen hätte, entrissen wurde. Lange währte der erbitterte Kampf und mehrmals mußten die bis auf ein Haarbüschel

glatt rasirten Köpfe der Kämpen mit kaltem Wasser erfrischt werden. Der Athlete erschöpfte sich in ungestümen, vergeblichen Angriffen. Der kleine Schiffer war unnahbar. Er ermüdete den Riesen durch Kreuz- und Quersprünge, bis es ihm gelang blitzschnell durch seine Füße zu schlüpfen und den erschöpften Gegner mit einem unwiderstehlichen Ruck in den Sand zu betten. Der gewaltige Bau des Athleten stürzte stöhnend und krachend, als ob ein Wrack aus den Fugen ginge, und weithin brauste der Jubel in welchen sogar die bedächtigsten Weißbärte einstimmten. — David hatte den Goliath bezwungen.

Bei eintretender Dunkelheit wurden Pechfackeln angezündet und man schritt zur Hauptmahlzeit. Hierauf traten das Feuerwerk und Kara Giöz in ihre Rechte. — Das Repertoire des ersteren ist ziemlich beschränkt. Raketen, Feuerwerk, drehende Räder und dann wieder Raketen u. s. w. in ziemlich primitiver Fassung, bis die letzte Hülse leer geworden ist.

Kara Giöz, d. h. Schwarzauge, ist das türkische Marionettentheater. Die beweglichen Schattenfiguren werden zu den halsbrecherischesten Verrenkungen, und die Zunge des unter einem Vorhange verborgenen Lenkers derselben zu den bedenklichsten Witzen gezwungen. — Dem Engländer ist bald etwas shocking; das thatsächlich ausgebildetere, strengere Schamgefühl des Ottomanen wird durch Zoten nicht beleidigt und erträgt selbst diejenigen des Kara Giöz ohne weiteres Bedenken.

So ging es in wiederholender Abwechslung bis zum Nachmittag des dritten Tages. Und in dieser aus allen Elementen zusammengewürfelten, aus verschiedenen Gegenden zugeströmten Menge, über welche kein obrigkeitliches Auge

wachte und in deren Bereich kein ordnender Polizeiarm waltete, kam keinerlei Skandal, keine Ruhestörung vor. Wie viele zertrümmerte Gegenstände, wie viele blutige Köpfe würden einer ähnlichen Zusammenkunft in vielen Gegenden des civilisirten Abendlandes zum Opfer gefallen sein?

Am erwähnten Nachmittag langte der bräutliche Zug im Harem des Pascha-Serail an. Die Braut sowohl als die sie begleitenden Frauen kamen zu Pferde und zwar saßen sie, wie es üblich ist, nach Art der Männer im Sattel. Der von Ochsen gezogene Karren, oder aber jene buntbemalten Kutschen, in anderen Theilen des Reiches sowohl als auch mitunter noch in Stambul benützt, waren in der Gegend nicht bekannt.

Außer der sonstigen landesüblichen Verhüllung entzog ein bis an die Kniee des Pferdes reichender Gazeschleier die Braut den unberufenen Blicken. Ihre männlichen Verwandten umschwärmten, Rosse tummelnd und Pistolenschüsse abfeuernd, den Zug, welchen der verstärkte Höllenlärm gemarterter Trommeln und bis auf's Aeußerste gequälter Pfeifen ankündigte. Die anwesenden Musikbanden erwiederten nach Leibeskräften den Gruß der Ankömmlinge. — An der Spitze des Zuges trugen geputzte Lastthiere die Aussteuer. Da prangte der sammetumrahmte Handspiegel, dort kamen das unentbehrliche Waschbecken mit der Kanne, der Bronze-Mangal (Brassero), Shawls und Truhen mit Kleidungsstücken, herbei. Weiters die Bett- und Divanmatratzen, die buntgewebten Woll- und goldgestickten Seidendecken, die Teppiche, Polster, kurz die komplete Einrichtung eines ottomanischen Haushaltes. So einfach, so wenig komplizirt diese ist, so kostspielig kann sie durch die Qualität der Gegenstände werden, bietet aber den Vortheil, dem Urenkel

noch dienen zu können. Den kostbaren Brillantschmuck, welchen Suleyman Bey seiner Braut als Brautgeschenk übersendet hatte, trug sie im Haar, und die feurigen Steine blitzten durch den Schleier wie Sterne durch Nebel.

Brillanten und Shawls gehören zum Wesen der Türkin. Im Orient besitzen beide selbst solche Frauen, welche bei gleichen Vermögensverhältnissen in Deutschland nur ein bescheidener Goldschmuck zieren würde. Der Wäsche-Luxus hingegen ist auf ein geringes Maß reduzirt. Die Stelle des Linnens vertritt größtentheils Seidengewebe. Weißstickerei und Spitzen fehlen gänzlich. Entbehrt nun die Orientalin solcher Art einen großen Comfort, so genießt sie hingegen das Vergnügen, auf den üppichen Teppichen mit bloßen Füßen zu trippeln, und weiß es zu schätzen. Der Strumpf findet bei ihr keine Verwendung. Im Winter vertreten dieselben bei Ausgängen bunte Wollsocken und darüber kurze Strümpfe aus gelbem Saffianleder. Die Stelle der sommerlichen Pantoffeln nimmt sodann eine Gattung Holzsandalen mit hohen Pflöcken an Absatz und Fußspitze ein, deren Gebrauch jedoch eine Art Stelzentritt und besondere Uebung erfordert. Es ist dieselbe Fußbekleidung, deren sich, wenn ich nicht irre, im Mittelalter die Damen in Frankreich bedienten.

Die Braut umgaben die weiblichen Verwandten. Freiwillige Reiter im reichsten Waffenschmucke, auf goldgestickten, mit Fransen und Quasten gezierten Sätteln, beschlossen die hochzeitliche Karawane.

Die verschwenderisch mit Blumen und blühenden Gewächsen ausgestattete Haremspforte gewährte der Braut mit ihrem verschleierten Gefolge Einlaß in die inneren Räume — wohin zu folgen uns nicht gestattet ist. Wir wissen

jedoch und dürfen bei Nichtangabe der Quellen verrathen, daß sie ohne Aufenthalt in's Brautgemach geleitet wurde wo sie allein und verschleiert, unter einer Art Baldachin ihres künftigen Gatten und Gebieters zu harren hatte.

Währenddessen wurde im Selamlik (Empfangshause) und im äußeren Hofraume das letzte und eigentliche Hochzeitsmahl eingenommen und nach diesem die Pfeife gebracht. Daß die im Kreise gepflogenen Gespräche den eigentlichen Gegenstand des Festes nicht berührten, versteht sich von selbst. Es wäre eine an Beleidigung grenzende Unzukömmlichkeit, den Ottomanen über Dinge zu unterhalten welche das innere Hauswesen oder sein Gefühlsleben berühren.

Auf dem Platze vor dem Serail ward es still und stiller. Die Stimmen der großen Trommeln und der Pfeifen verhallten bald in der Ferne, die wenigen Fackeln verglommen im Dunkel der Nacht und nur spärliche Gruppen waren zurückgeblieben um über den Ringkampf zu debattiren, dieses oder jenes Detail des Festes mit einem ähnlichen der Vergangenheit zu vergleichen oder irgend eine Episode desselben zu glossiren.

Nach einem kurzen Gebet wurde vor Zeugen zwischen dem Vater der Braut und dem Bräutigam das: „Ich gebe sie" und das: „Ich nehme sie zum Weibe" feierlich ausgesprochen und somit der eigentliche Trauakt vollzogen. Hierauf geleitete die Gesellschaft leuchtertragend den Letzteren in das Muabeïn (Zwischengemach) bis an den Eingang zum Harem. Hier mußte er noch ein durch einige fromme Sprüche verlängertes Gebet über sich ergehen lassen und betrat sodann, seine Pantoffeln an der Schwelle lassend, das Heiligthum.

Möge ihm die Entschleierung des Angesichts seiner, wie

ich vernahm, 14jährigen und, um mich im orientalischen Styl auszudrücken, „lilienhaften, mondscheinantlitzigen“ Braut eine angenehme und die später fallende psychische Entschleierung keine unangenehme Ueberraschung bereitet haben. — Die Zeit meines Aufenthaltes in Unjeh war verronnen. An einem der nächsten Tage verabschiedete ich mich von Suleyman Bey und den anderen liebgewordenen Freunden und bestieg bei schönem Wetter und günstigem Winde eine Barke mit lateinischem Segel, um in Cheresonde den Messageriedampfer, welcher mich nach Trapezunt bringen sollte, einzuholen. —

Das Segel blähte ein frischer Hauch vom Lande. — Noch einige Grüße, noch einen Blick zurück auf das freundliche Gestade, und hinaus in die See, hinaus in die Welt, hinaus in ein Leben, welches Unjeh ebensowenig verstanden haben würde, wie dieses sich bemühte, sie zu verstehen.

V.

Verschiedenes vom Pontus und von seinen Ufern.

Die Feluke sollte mich zunächst nach Cheresonde bringen. Das Fahrzeug war eine jener Barken, wie man sie am Schwarzen Meer in türkischen Werften zimmert und in ähnlicher Form wol schon zur Zeit des großen Soliman gezimmert haben mag; in der Erscheinung eine Art mittelalterliche Diminutiv-Galeere, am Hintertheil reich mit grobem Schnitzwerk verziert.

Mein Segler war nicht schwerfälliger als seines Gleichen, nicht älter als man es in einem halben Jahrhundert werden kann, nicht mehr belastet, als die Raum-

verhältnisse zuließen, und entbehrte eines Verdeckes. Nach türkischen Begriffen über Reisecomfort ist das übrigens kein Mangel. Der Orientale vermeidet gerne den Aufenthalt im geschlossenen Schiffsraum. Man sieht selbst auf den europäischen Passagierdampfern ottomanische Würdenträger aus ihren Cabinen auf das Deck flüchten und sich daselbst für die Nacht einrichten.

Für mich wurde indeß ein Stück Segeltuch zur Cajüte improvisirt. Ein über Wollsäcke der Ladung gelegter Teppich nebst einem Kissen vervollständigten die Anstalten für meine Nachtruhe.

Die Ausfahrt aus dem Hafen von Unjeh ging unter den günstigsten Auspicien von Statten. Wir hatten herrliches Wetter; eine frische Brise vom Land blies uns in die offene See, deren duftig-durchsichtige Nebelwallungen die Strahlen der Morgensonne lachend hinwegküßten.

Die Bewohner des Pontus, die Springfische (Kalkan balyk) blitzten massenweise vor unseren Blicken auf und gaben uns in lustigen Sprüngen das Geleite. Das Orakel des Orts-Mufti, der es sich nicht hatte nehmen lassen mir die „glückliche“ Stunde eines „glücklichen“ Tages zu bezeichnen, um das „Reisekameel zu melken,“ schien einen besondern Ehrgeiz darein zu setzen, seinen Verkünder nicht Lügen zu strafen.

Wenn die Fahrt im weitern Verlauf nicht so ganz glatt ablief, als es nach seinem Ausspruch hätte geschehen sollen, so entkräften kleine Elementarbosheiten keineswegs das Vertrauen eines gläubigen Gemüths in den Einfluß der „glücklichen Stunde.“ Eine solche währt eben auch keine Minute länger als eine andere und es wäre unbillig, sie für ihre Nachfolgerinnen verantwortlich machen zu wollen.

Auf der Barke befanden sich nächst mir und meinem dunkelhäutigen Diener noch zwei Passagiere: ein türkischer Chodja (Schriftgelehrter) und ein griechischer Weinhändler. Der Chodja, ein hochbetagter Greis, war auf der Heimkehr nach seiner Vaterstadt Cheresonde begriffen, nachdem er eben seine Pilgerfahrt zu den heiligen Städten beendet und dadurch für den Rest seiner Pilgerfahrt durchs Leben den Titel eines „Hadji" erworben hatte. Die Rückreise von Alexandrien über Stambul hatte er zu Schiff angetreten und war nach Unjeh abgelenkt, um seine Tochter und seine Enkel, die dort wohnten, noch einmal zu segnen. Der Weinhändler, ein Sohn des griechischen Archipels, geleitete seine in dem Kiel der Barke ruhenden Fässer nach demselben Ziele.

Die Zahl der Knoten, die wir in der Stunde zurücklegten, begründete die Hoffnung am nächsten Morgen daselbst anzulangen.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,"

besonders wenn sie durch die zwei launischesten Elemente vertreten werden. Wir sollten das, trotz Mufti-Horoskop und „glücklicher Stunde" aufs Neue erfahren. Der gefällige Landwind sprang gegen Mittag plötzlich um und machte einem energischen Nord-Ost Platz. Wir mußten uns nun, so gut es mit dem lateinischen Segel eben angehen wollte, auf das Laviren verlegen. Boreas aber ließ es dabei nicht bewenden. Er nahm die Backen voll und voller und gestattete unseren Blicken bald eine gründlichere Prüfung der pontischen Wasserschlünde als unsere Neugierde begehrte.

Unsere Barke stöhnte und ächzte, als ob ihr letztes Stündlein geschlagen hätte; der Weinhändler wurde unruhig

und langte nach seinem Rosenkranz. Mir schien die Lage nicht bedenklich, denn der griechische Capitän und seine Matrosen schimpften und fluchten weidlich auf ihre Heiligen. Aber auch das wollte nicht helfen. Es blieb ihnen endlich nichts übrig als zu wenden und das Schiff von Wind und Wogen rückwärts treiben zu lassen, um eine schützende Bucht zu gewinnen.

Die Buraske hatte bald zischend und tosend ihre ganze Herrlichkeit entfaltet. Von Bord eines großen Dampfers hätte sie jedem für derlei Naturäußerungen Empfänglichen — die gehörige Seefestigkeit des Schiffes vorausgesetzt — ein erhebendes Schauspiel gewährt; vom Grunde unseres verdecklosen, einmastigen Küstenfahrers jedoch war der Vollgenuß ihrer gewaltigen Schönheit nicht ganz unbeeinträchtigt. Im gelehrten Styl würde es heißen: die Objectivität der Anschauung ging in der subjectiven Mitleidenschaft verloren. Von Minute zu Minute verschlimmerte sich die Lage und wurde endlich wahrhaft beängstigend; die Schiffsleute fluchten nicht mehr; der Weinhändler war daran, alle Heiligen des orthodoxen Kalenders um Spezialfürbitten anzugehen und der unter seinen fieberisch zuckenden Händen arg zermarterte Rosenkranz drohte zu zerreißen. Der alte Chodja aber suchte im Kielraum einen Winkel, wo das hereinschlagende Salzwasser ihm nicht den Tschibuk verderben konnte. Unsere Nußschale balancirte bald auf dem Gipfel eines schäumenden Wasserberges, so daß ich die Augen schließen mußte um nicht vom Schwindel befallen zu werden, bald schien es, als müsse sie im Dunkel einer mächtigen Furche von einer heißhungrig einherstürmenden Riesenwoge verschlungen werden.

Ich kam über eine gewisse Aufregung, wie man sie allenfalls auf einer gefährlichen Jagd empfindet, nicht hinaus;

wahrscheinlich hatte ich kein volles Verständniß für die Gefahr. Der Ernst der Lage bewahrte mich vor der Seekrankheit, nicht aber vor einer gründlichen Durchnässung.

Plötzlich kreischte ein Matrose: „Wir ziehen Wasser!“ Das entzügelte die an Bord herrschende Panique gänzlich. Es stellte sich freilich heraus, daß der Schaden nur geringfügig und der Gefahr durch Ausschaufeln zu begegnen sei. Bald wurden, zur Erleichterung unseres Ballastes, Kisten und mehrere von den Weinfässern der Fluth geopfert, ohne daß ihr Eigenthümer gegen diese nicht vorhergesehene Verwendung seiner Waare, die er bei der Abfahrt schwerlich in diesem Sinne zu wässern gedachte, Einsprache zu erheben vermögend war. Er lag wie leblos auf dem Boden der Barke. Nachdem er über einige Dutzend Kyrie-eleison und unterschiedliche Bestechungsversuche der Heiligen mittels Wachskerzengelübden hinweggekommen, wimmerte er stumpf und theilnahmlos eine Art Stoßgebet. — Mein Diener, ein Negerjunge, wies grinsend die weißen Zähne, die den Neid eines Haifisches hätten erregen können, zur nervösen Lache. Der Chodja hatte auch seinen Tschibuk beiseite gelassen und brummte hin und wieder ein „Bismillah“ in den weißen Bart. Der Capitän und die Matrosen aber hofirten ihren Schutzpatronen jetzt ebenso niederträchtig, als sie vor Kurzem dieselben mit Scheltworten verunglimpft hatten.

Das Pfeifen der Bora, das Zischen der brechenden Wellen, das Seufzen der Raaen und das Geknarre der morschen Schiffswände begleiteten weniger melodisch als harmonisch ihr devotes Gejammer. Bezeichnend war der Unterschied in der Haltung des Chodja im Gegensatze zu den Griechen.

Halte die Gefahr die natürliche Lebhaftigkeit der Letzte-

ren zu einer fast komischen Verzweiflung gesteigert, so verleugnete der Mahomedaner keinen Augenblick seine männliche Gelassenheit. Wußte er doch, daß es kein Entrinnen gäbe falls das Fatum seine Stunde bezeichnet hätte, daß aber das Wüthen des Elementes ihm nicht mehr anhaben könne, als das Kläffen eines zahnlosen Hundes, wenn sein „Kismet" (Geschick) nicht erfüllt war.

So wirbelte denn unsere Barke im rasenden Reigen des Unwetters dahin. Drinnen wurde gestöhnt, gebetet und Wasser ausgeschöpft.

Glücklicherweise behielt der Steuermann, dem die schwierige Aufgabe oblag, dafür zu sorgen, daß die Barke nicht umkippe, was bei den sich überstürzenden Wogen des Pontus gerne vorkommt, seine volle Besonnenheit. Er baute weniger auf die supernaturelle Intervention des Himmels, als auf seine eigenen wachsamen Augen und sehnigen Arme. Dieser Verstocktheit des wackern Steuermannes und schlechten Christen war es zu danken, wenn das arg mitgenommene Fahrzeug endlich hinter das schützende Kap Jason gelangte.

Im Schutze des Küstenvorsprungs konnten wir die Gefahr als überstanden betrachten und unsere Matrosen ließen jetzt ihre Heiligen, um sich auf die Ruder zu verlegen. Nach zweistündiger Anstrengung gelangten wir endlich in eine Bucht, wo die Barke Anker werfen konnte. Da sie aber selbst hier noch, gleichsam zur Erinnerung, gewiegt wurde und ich am Schaukelspiel geradezu genug hatte, zog ich es vor, die Nacht anstatt im durchnäßten Schiffe auf dem Ufer zuzubringen. Am Rücken eines Matrosen gelangte ich dahin.

Fährnissen entronnen mit denen ein fremdes Element uns bedrohte, wird man sich erst recht seiner Erdbürger=

schaft bewußt. Wie den Antäus durchströmt uns das beseligende Gefühl, sich seiner Füße wieder bedienen zu können, nachdem man sie eben erst als nutzlose Gliedmaßen eines hilflosen Körpers zu betrachten gezwungen worden war.

Wie heimlich, wie sicher muthet uns dann die alte Mutter Erde an, wie überzeugend tritt uns die Zusammengehörigkeit mit ihr, aus deren Stoff wir sind, und die uns wieder in sich aufnehmen soll, entgegen. Vergessen ist in solchen Augenblicken, was wir von ihr zu gewärtigen haben. An ihrem Busen fühlen wir uns geborgen und beschützt.

Die Schiffsleute gingen daran, mittels Feuersteinen dürres Holz in Brand zu setzen, um sich vorerst am Feuer zu trocknen.

Der Weinhändler gelangte jetzt bei der Rückkehr der Lebensgeister und mit dem Bewußtsein des geretteten „Ich“ gleichzeitig zu dem des erlittenen Verlustes und sein Wimmern ging von Neuem an. Schließlich mochte ihn die Ueberlegung trösten, daß er einen Theil des Schadens ja durch Abzug von den gelübdeweise seinen Schutzpatronen gewidmeten Wachskerzen einbringen und den Rest durch eine verstärkte Wiedertaufe des geretteten Weines ersetzen könne, denn er begab sich endlich auch zum Feuer. Dort trocknete der Chodja bereits seinen Tabak und mein schwarzer Knappe setzte meine Effecten in Stand; die Erlebnisse des Tages wurden eifrig glossirt.

Der Stimmungswechsel, welchen das nunmehrige Gefühl der Sicherheit in mir hervorbrachte, war so jähe, so unvermittelt, daß ich mich geneigt fand, die überstandenen Gefahren nur als anregende Zwischenfälle zu betrachten. Ich gab mich dem Vollgenuß des prächtigen Bildes, das sich meinen Blicken bot, ungetheilt hin. Die Buraske hatte

sich mit Tagesneige etwas gelegt, aber die dunkelnde See ging noch immer hohl; die gepeitschte Brandung brach schäumend und tosend an den Felsen des Caps, als wollte sie vom Festland die entwischten Opfer zurückverlangen, während die in vollster Purpurgluth untergehende Sonne ihre ohnmächtige Wuth mit der ruhigen Majestät ihrer Glanzerscheinung niederzuherrschen schien. . . .

Am Ufer hingegen zirpten Cicaden im eintönigen Chorus und Alles athmete Frieden und Ruhe. Ich betrat die Stelle, wo die Argonauten, mit dem goldenen Vließ aus Kolchis rückkehrend, längere Zeit gelagert haben sollen.

Bald ließ meine Phantasie aus dem umschatteten Gestein die unheimlich reizende Gestalt der kolchischen Zauberin erstehen. — Da steht, an's Riff gelehnt, Medea und schaut mit langem starren Blick rückwärts auf die durchfurchte Bahn, die sie ihrem Jason zuliebe betreten, nachdem sie ihm Alles, Alles geopfert. Weh — Jason ist ein Grieche! Wie eben jetzt, sank auch damals die Sonne so blutig roth ins Meer, die griechische Sonne! Die Brandung stirbt zu ihren Füßen und bricht sich, wie jetzt blutig beglänzt, geheimnißvoll klagend, bange seufzend am Ufer, am griechischen Ufer! Eine schreckliche Ahnung schneidet wild wie mit hundert Klingen durch ihre Brust; die Ahnung eines Schmerzes, vor dem das Weh ihres ganzen Geschlechtes erbleicht. Um die blasse Stirne zuckt ein rother Sonnenstrahl, die schwarzen Locken bäumen sich, als ob Nattern darunter wühlten. . . .

„Herr, der Kaffee ist fertig", so grinste mir mein Negerpage zu. Ich fiel aus dem Traum der Mythe in die nüchterne Wirklichkeit herab. Sie war übrigens weniger nüchtern, als zu befürchten stand. Einige Eßvorräthe waren unversehrt geblieben und bewahrten uns vor allzustrengem

Fasten. Die durchnäßten Teppiche, Kissen, Decken waren getrocknet und unsere dampfenden Kleider zeugten bald für die restaurirende Wirksamkeit der Flamme. Wir hatten das Nothwendige für eine Nachtruhe unter gestirntem Himmelszelt. Das Weheklagen des Weinschänken löste sich zuerst in ein wehmüthiges Schnarchen auf. Nasse Träume mochten ihn quälen. Der Chodja, nachdem er gewissenhaft sein zweites Nachtgebet verrichtet hatte, bettete sein greises Haupt mit einem „Bismillah“ auf seinen kameelharenen Reisesack. Die Matrosen hielten abwechselnd Wache und besorgten das Bivouakfeuer. Ich selbst, noch eine Weile über Dies und Jenes sinnend, schlief endlich ein, vom rauschenden Klagelaut der Uferwellen, vom Geheul der Schakale eingelullt.

Die thätliche Intervention des Chodja, welcher längst den neuen Tag mit seinem Gebet begrüßt hatte, veranlaßte mich, einen Versuch zum Aufbruch zu wagen. Ich habe wol kaum jemals besser geruht, als damals auf dem Sandboden der anatolischen Küste. Ja mein Schlaf war so tief, daß ich nicht einmal von Schiffbruch, wüster Insel und sonstigen Robinsoniaden geträumt hatte, wie es doch die Lage programmmäßig erfordert hätte.

Die See hatte sich beruhigt, der Wind blies aber immer noch conträr. Die nöthigsten Ausbesserungen an der Feluke konnten den ganzen Tag in Anspruch nehmen. Ein Abwarten am Ufer war umsoweniger einladend, als die Vorräthe knapp bemessen waren. Es wurde folglich beschlossen, die Reise fußwandernd fortzusetzen, um zu menschlichen Wohnungen, fühlenden Herzen, dampfenden Kesseln und dienstfähigen Pferden zu gelangen. Das Gepäck sollte die Barke sobald als thunlich nach Cheresonde nachbringen. Der Weinhändler gab sein Votum in besonders

lebhafter Weise für eine Landreise ab. Weder die Aussicht, vielleicht doch eines seiner Fässer auffischen zu können, noch die sophistische Folgerung in der Anekdote des Chodja — wie ein Landbewohner dem Seemann die Schrecknisse der See vorhält, wo doch nur eine Planke zwischen ihm und dem gewissen Tod sei und von ihm die Antwort erhält: „Auf dem Festland hast Du aber selbst diese Planke nicht" — vermochten seine Salzwasserscheu zu besiegen.

Nach einer sehr ermüdenden Wanderung im weichen Küstensand trafen wir endlich auf einen Hirten, welcher uns seinen Knaben als Wegweiser nach einem seitab im Walde gelegenen Bauernhof beigab. Wir stolperten nun noch an drei Stunden durch einen ziemlich jungfräulichen Wald, dessen vierfüßige Inwohner uns indeß keinerlei Aufenthalt verursachten, obwol wir deren einige in ihrer Siesta zu stören schienen. Auch eine Begegnung mit Wegelagerern, die sich übrigens in dieser pfadlosen Gegend selten herumtrieben, blieb uns erspart. Eine solche hätte nur der Börse des Griechen Schaden gethan. Ich und der Chodja hatten nichts zu befürchten, denn der kleinasiatische „Haidout" respectirt den Efendi und hält sich ausschließlich an Kaufleute. Als schlauer Politiker will er es mit der hohen Obrigkeit nicht ganz verderben.

Verschont also von jeglichen Zwischenfällen, gelangten wir endlich müde und abgehetzt zu dem ersehnten Gehöft und das Reich der „glücklichen Stunde," welche das Reisehoroskop verkündet hatte, schien an dieser Stelle wieder anknüpfen zu sollen.

Das Gehöft, in einer freundlichen Lichtung gelegen, bestand aus einigen wohlgehaltenen Holzhäusern und verrieth den bemittelten Besitzer. Der Garten und einige gut be-

stellte Aecker zeugten für fleißige Hände, deren Arbeit sich freilich bei der gänzlichen Abgeschlossenheit vom großen Verkehr nur wenig lohnte und höchstens dazu beitrug, dem Hausstand Ueberfluß zu verschaffen.

Der stattliche Hausvater bot uns gastlichen Willkomm. Niemand hätte es dem Alten angesehen und wir erfuhren es erst später, daß er heute einen Trauerfall in seiner Familie gehabt hatte. Nur ein aufmerksamer Beobachter hätte die Wolke tiefer Wehmuth aus den wettergebräunten, zeitdurchfurchten Zügen herausgelesen. Sein jüngster Sohn, sein Liebling, war Morgens gestorben. Mittags war er bereits begraben und nichts verrieth äußerlich das Trauerhaus.

Der Ottomane gibt seinem Schmerz öffentlich keinen Ausdruck. Der Glaube und der Fatalismus machen ihn denselben übrigens gelassen tragen. „Es stand geschrieben,“ ist die allgemeine Panacée für Seelenschmerzen, die Gewißheit baldigen Wiederfindens, der Balsam auf die Wunden der Trennung.

Die Bestattung der Todten ist bei Groß und Klein, bei Reich und Arm wenig umständlich. Sobald der Tod eintritt, wird die Leiche gewaschen; nachdem hierauf die Ohren, der Mund, die Nasenlöcher mit Baumwolle verstopft worden sind, wird der Todte, in Linnen gehüllt, in einen offenen Sarg gelegt, ein Shawl dient diesem als Deckel.

Ohne weitern Aufenthalt und nach kurzen Gebeten, die jeder Moslim sprechen kann, wird er zum Bestattungsort getragen. In den Städten übernehmen die ersten besten Vorübergehenden abwechselnd die Stelle der Träger. Das Gesicht gegen Osten gewendet, wird er sodann ohne andere Ceremonie beerdigt. Für allenfallsige „Scheintodte“ freilich

ein bedenklich rasches Verfahren. — Von dem Trauerpomp, mit welchem die christliche Kirche die Phantasie der Hinterbliebenen umdüstert, von der raffinirten Mise-en-scène, mit welcher sie die Trauernden quält, weiß der Muselman nichts. Der Friedhof, den er mit Blumen bepflanzt, ist ihm ein Erholungsort, keine Stätte des Schreckens, der Furcht.

Im stockhohen Hauptgebäude wurde uns geboten, was unsere Lage erheischte: freundliche Gemächer, frische Lager und ein nach Landesbegriffen reichlich besetzter Tisch.

Dem würdigen Hauswirth standen noch drei erwachsene Söhne, Hünengestalten wie er selbst, dienend zur Seite. Zwei andere waren beim kaiserlichen Heere, das so viel, so viel ottomanisches Blut verbraucht. Die Zahl der Mädchen, mit welchen der Segen Allah's diesen Patriarchenkreis zu vervollständigen für gut befand, vermag ich nicht anzugeben. Mögen es nun Töchter oder Schwiegertöchter des Alten gewesen sein, bei der Abreise sah ich von den Fensterlucken eines Nebengebäudes eine reiche Auswahl lieblicher, kaum verschleierter Köpfe uns neugierig mustern. Unsere Abreise fand am nächsten Morgen statt. Wir erhielten Pferde, einen Führer und ein treuherziges „Mit Gott" auf die Reise.

Das Anbot einer Entschädigung würde unser Wirth als einen Schimpf für sein Haus erachtet haben. Denn obschon die Gastfreundschaft in allen jenen Ländern ihre weiteste Auslegung erfährt, wo sie sich auf nothwendige Gegenseitigkeit gründet, also in den wenig cultivirten, so muß der freimüthig gastliche Sinn des Muselmanen doch besonders hervorgehoben werden.

Wir gelangten nunmehr ohne weitere Hindernisse nach

Cheresonde, dem „Cerasus“ der Römer. Meine Reisegefährten hatten ihr Ziel erreicht. Der Chodja hielt bei dem Brunnen der ersten Moschee, um sich dort durch die gebotenen Waschungen zum Abendgebet zu rüsten, an welches die Muezzin die Gläubigen eben erinnerten. Der Weinhändler hielt vor einem schmutzigen Kaffeehause und seine heftigen Gesticulationen verdolmetschten mir hinlänglich den Sinn der mit halsbrecherischer Eile sich überstürzenden Worte, die er dem Willkommgruß der Geschäftsfreunde stürmisch entgegensprudelte. Der Frevel, den Neptun zu seinen Ungunsten an den Rechten Silen's begangen hatte, bildete jedenfalls den Kern seiner leidenschaftlichen Eintrittsrede.

Die Feluke hatte den günstigen Nordwest benützt und schaukelte bereits im Hafen. Nachdem das Dampfschiff, welches am Vormittag hätte eintreffen sollen verspätet war, konnte ich mich sogleich nach Trapezunt einschiffen. Mit nächstem Morgen langte ich vor der alten Komnenenstadt an.

VI.

Trapezunt.

Die Lage von Trapezunt berechtigt diese Stadt vollkommen zu dem Anspruch, den vier orientalischen Eden (Stambul, Brussa, Smyrna, Damaskus) beigezählt zu werden.

Ihr Anblick regt den Pinsel des Malers wie die Leier des Sängers gleich mächtig an. Mir war, als sähe ich hier ein Stück Italien mit einem Felsriesen des Kaukasus gepaart.

Die jahrüber mit Schnee bedeckten Firste des Antitaurus zur Rechten, die üppige Ebene zur Linken, der in Felsenzerklüftung theils wildromantische, dann wieder zum anmuthigen Hügelland gewellte Hintergrund, leihen ihr ebenso wechselreiche als farbengesättigte Perspectiven. Dazu gesellt sich der Reiz schattiger Platanen, duftender Rosenhecken, der Ausblick auf das Meer und die Nachbarschaft der Orangenhaine von Riseh, deren Duft die Atmosphäre auf Meilen durchhaucht. Wahrlich! Die nordanatolische Schöne ist eine reich ausgestattete Tochter der orientalischen Natur.

Die in mythischen Dämmerzeiten von Synope angelegte Stadt, in deren Mauern Alexius im Jahre 1340 seinen Kaiserthron aufrichtete, trägt keine Spur mehr von jenen Tagen. Kein Zeichen mahnt mehr an den üppigen Hof der Komnenen, den Schößling des byzantinischen Cäsarenpalastes, zu dem selbst deutsche Kreuzfahrer wallten, um in Turnier und Waffenspiel die blonden Reize ihrer ferne harrenden Damen gegen die kuhäugigen, dunkellockigen Griechenschönen zu vertreten. Fast gar nichts unterstützt die geschichtliche Erinnerung an die Epoche, welche der Besitznahme des kurzlebigen Reiches durch Sultan Mohamed II. voranging und die mit dem Falle des letzten Kaisers David Komnenos (1461), der seinen Herrschertraum unter dem Beil des türkischen Henkers in Adrianopel endete, so tragisch abschloß. Der stets wechselnde, immerfort sich neuende Halbmond liebt es durchaus nicht, Denkmäler von Menschenhochmuth errichtet, zu umflimmern. Der Ottomane, hierin der Antipode des Engländers, hat gar keinen historischen Sinn.

Styllose Trümmer, deren Entwurf dem Kaiser Hadrian zugeschrieben wird, und in welche eine erregte Alterthumsforscher-Phantasie einen Tempel hineinzudichten vermöchte,

dann eine „steinalte" Felsencitadelle sind die einzigen, greifbaren Denkzeichen, daß Pontus und Kolchis nicht immer im Schatten dreier Roßschweife von einem Pascha verwaltet wurden.

Die Ringmauern um die Stadt tragen die Signatur türkischer Bauart und Sorglosigkeit.

Die Stadt Trapezunt soll an 65,000 Einwohner behausen. Ich sage „soll", denn über ein breites Fragezeichen kommt man bei dem Stande der ottomanischen Statistik in derlei Schätzungen nicht hinaus. Sie ist auch unter dem Osmanenscepter der Hauptstapelplatz für den persischen Karawanenhandel — und dies trotz der urweltlichen Verkehrswege des anatolischen Hinterlandes und des bedenklichen Umstandes, daß die Rhede den Schiffen nur bei schönem, windstillem Wetter Schutz und Zuflucht gewährt. Ihr Binnenhandel erstreckt sich weit hinein bis nach Central-Asien, bis an die Grenzen Indiens und des „Blumenreiches der Mitte". In letzter Zeit zwar hat sie eine starke Einbuße erlitten; denn nach definitiver Besitznahme des Kaukasus durch Rußland, gelang es dieser Macht einen Theil des persischen Handels über Georgien zu leiten.

Die Stadt, die mit ihren vielen Gärten einen großen Umfang einnimmt, hat ein echt orientalisches Aussehen. Sie besitzt geräumige Karawanserais, einen ausgedehnten Bazar, zahlreiche Bäder und mehrere, wenn auch architektonisch unbedeutende Moscheen.

Trapezunt besitzt aber auch — und nicht viele östliche Städte können sich dessen rühmen — eine mustergiltige „Heerstraße". Der Widerspruch, in den ich hier zu gerathen scheine, ist mit wenig Worten gelöst. Trapezunt besitzt diese Heerstraße, aber eben nur Trapezunt; denn sie

reicht kaum über das Weichbild der Stadt hinaus. Sie wurde vor zwanzig Jahren begonnen, ihre Entstehung verschlang namhafte Summen, verschlingt vielleicht noch immer einen Posten des Provinzial-Budgets, sieht aber in echt islamitischer Geduld einer Fortsetzung entgegen.

In Trapezunt ist das europäische und neutürkische Kleid selten anzutreffen; der malerische Turban, der faltenreiche Ueberwurf herrschen vor. In den Straßen, auf den Plätzen trifft der Blick nur auf morgenländische Trachten, auf Karawanenzüge und Dromedargruppen. Die Einwohner sind der Mehrheit nach Ottomanen. Die Bezeichnung mit „Türke" wollen wir sorgfältigst vermeiden, denn sie wird im Orient als Schimpfwort gebraucht; man kennzeichnet damit einen lümmelhaften Kerl. Sie würde den Eingebornen des Stammlandes der Osmanenmacht umso empfindlicher berühren, als es bekannt ist, daß der „Efendi" den Begriff bäurisch ohnehin gleichbedeutend mit anatolisch hält.

Die reckenhafte, körniggezimmerte Erscheinung des Anatoliers erscheint dem weibisch-gedrechselten, mit seiner Gebrechlichkeit fast kokettirenden Pfortenhöfling als ein wandelnder Vorwurf. — Seine eckigen Manieren, die sich zur aalglatten Geschmeidigkeit des Bureaukraten vom Goldenen Horn verhalten wie der „Gestrampfte" am Kirchweihfest zum Cancan im „closerie des lilas", seine harte Mundart, die sich, abweichend vom arabisch-persischen Divan-Idiom, an die Ursprache lehnt, und endlich seine rauhe Aussprache, die ihn die Worte ähnlich dem Kollern eines zürnenden Truthahns hervorstoßen macht, werden vom geschniegelten Konstantinopler mit Vorliebe bespöttelt.

Der naturwüchsige Klein-Asiate ist das Stichblatt für den „Efendiwitz", wie es einst im gemüthlichen Wien der

ungarische „tábla biró“ für die Bierhaus-Anekdote gewesen ist. Ich lasse zur Bethätigung des Vorhererwähnten die Distichen folgen, welche der ottomanische Dichter „Fasyl“ (der Treffliche) in seinem „Buch der Weiber“, darin er die Frauen aller ihm bekannten Nationen besingt, der Anatolierin widmet:

— — — — — — — — — —

Es sind die Weiber all in Anatol
Unwissend und von Ziereleien voll;

— — — — — — — — — —

Und nimmt sie einen doch mit Liebe ein,
Kann es ein Anatolier nur sein;
Es machte Gott der Herr aus guten Gründen,
Daß Thiere gegenseitig schön sich finden.
Den Brauch, wenn ihre Töchter sich vermälen,
Den häßlichen, will ich Dir nun erzählen:
Sie ziehen aus die hilfentblößte Braut,
Und schmieren Farbe dicht auf ihre Haut;
Es trägt des Zuges Führer eine Krähe,
Die plaget er mit tausend Pein und Wehe,
Und Alle schließen um die Kräh' den Kreis
Als ob der Vogel sänge Gottes Preis.

— — — — — — — — — —

Und wenn der Rabe schreit Krah! Krah! Krah!
So schrein sie Alle laut Allah! Allah!

— — — — — — — — — —

Gott halte Dich, Du dummes Volk, in Ehren!
Er wolle Deine Dummheit stets vermehren. —
Gebräuche, lästige, dergleichen mehr
Will mir geziemen nicht zu zählen her.
Es mag genügen dies entscheidend Wort
Für Männer reineren Geschmacks sofort.

Fasyl scheint die Schönen an dem Küstenstrich zwischen Samsun und Cheresonde nicht gekannt zu haben, sein Urtheil würde sonst anders lauten. Die Sitte mit der Krähe ist

uralt und hat religiöse Bedeutung. Die Krähe tritt schon in den Sendbüchern als ein heiliger Vogel auf und das Geschrei derselben gilt als Naturlob Gottes für Allah ahad (Gott ist Einer).

Unter den Muselmanen sind noch die Kurden und die Lasen als stammverschieden von den Osmanli besonders zu bemerken. Man erkennt sie weniger an der eigenartigen Gewandung, als an der Gesichtszeichnung, die in den östlichen Ländern immer unterschiedlich und typisch ist.

Die Kurden, den Alten unter dem Namen „Gordyäer" bekannt, kommen aus dem Innern Kleinasiens und schlagen ihre Kameelhaarzelte nahe der Stadt auf. Nach Besorgung ihrer Geschäfte, meist in Tauschhandel bestehend, wandern sie nomadisirend weiter. In ihren Gesichtszügen ist die Abkunft vom indogermanischen Stamm deutlich ausgeprägt. Wo sie nicht in ihren Städten wie Van und Schehrzor ansässig sind, da treiben sie Viehzucht, am liebsten aber Raub.

Die Lasen, welche häufig in Trapezunt angetroffen werden, sind Nachbarn der Pontusstadt, worüber diese gerade nicht Ursache hat besonders erfreut zu sein; denn sie sind gleich den Kurden geneigt, die Fragen über den Besitz mit bewaffneter Faust und im Sinne der individuellen physischen Kraft zu lösen. Sie bewohnen das Hochland östlich von Trapezunt und dessen Abhänge gegen das Ufer. Dieser Küstenstrich, der sich vom Kap Kemer-burun bis nach Georgien ausdehnt, ist unter der Römerherrschaft als Lasica und als Heimat vorzüglicher Obstgattungen bekannt.

Die lasische Mundart ist eine Abzweigung des iberischen Sprachstammes und läßt auf die Verwandtschaft der Lasen mit den imretischen, mingrelischen und georgischen Völkerschaften schließen.

Zur christlichen Bevölkerung stellen die Armenier, wenn nicht das numerisch stärkste, doch das beachtenswertheste Contingent. Hier haben sie den Stammtypus, der sich in der gekrümmten, fleischigen Nase und in den dicht zusammengewachsenen Augenbrauen ausprägt, in strengster Reinheit bewahrt; auch kennzeichnen sie sich durch ihre Kleidung und Lebensweise. Der schwarze Turban, der dunkelfarbige Kaftan und ihre im Gegensatz zu den bunt angestrichenen ottomanischen Wohnsitzen düster bemalten Häuser, geben nebst Anderem Zeugniß für den conservativen Zug der hiesigen Armenier.

Dieses fügsame, gewinnkundige Völkchen, das sich mit den Sitten und Gebräuchen der herrschenden Race vollkommen identificirt hat, scheint berufen im Wandlungsproceß des Osmanenstaates eine wichtige Rolle zu spielen. Es genießt das Vertrauen der regierenden Kreise schon darum, weil man seinem Ehrgeiz nicht zumuthet, daß es sich, selbst im Rausche des kühnsten Chauvinismus, zum Gründungsproject eines autonomen Staates versteigen könnte; dies wäre so, als ob Israel die Mauern Zions wieder errichten wollte.

Es versieht das ganze Osmanenreich nicht allein mit Thürstehern und Hausknechten, sondern es hat auch in allen Handwerken, im Klein- und Großhandel, selbst in der Verwaltung bis zu den höchsten Staatsämtern eine maßgebende Stellung erworben.

Juden sind in Trapezunt nicht ansässig. Sie gelangen übrigens in keiner ottomanischen Stadt, wo Christen und besonders wo Armenier hantiren, zu einer Rolle.

Das Verhältniß zwischen Mahomedanern und Christen ist hierzulande ganz friedlich. Die Ersteren im Bewußtsein ihrer Sicherheit auf einem ihnen nicht bestrittenen Terrain,

kommen nicht in die Lage, ihre Autorität besonders und gewaltsam beweisen zu müssen, wie dies in den rumelischen Provinzen hin und wieder vorkommt; die Letzteren fügen sich der bestehenden Ordnung ohne weitere Kritik.

Man könnte dieses Verhältniß mit einer Ehe verglei-chen, in welcher beide Theile, ohne durch den Haschischtraum der Liebe der Sphäre irdischer Unvollkommenheit entrückt zu werden, erträglich auskommen; der Mann findet Gehorsam und fordert nicht mehr und das Weib sieht in ihm den Gatten nach dem Wort der Bibel „Er soll dein Herr sein".

Das abendländische Element ist in Trapezunt nur spärlich vertreten. Die Consulats-Beamten, deren Jeder das Wohl und Wehe seines Staates auf den Schultern zu tragen vermeint, einige Aerzte, die Niemand mit einer Nach-frage nach einem Diplom oder Rigorosum chicanirt, wenige Kaufleute, die es vortheilhaft fanden, die orientalische Milch ostwärts vom Goldenen Horn abzusahnen, Sendlinge der englischen Bibelgesellschaft, die jedem Vorübergehenden eine „holy bible" in die Hand drücken und eine Methodisten-Familie von jenseits des Oceans, deren vorzüglichstes Actionsobject die armenische Bevölkerung abgibt, sind die spärlich gesäten Vertreter der Dampfzone und der Railwayregionen. Zahl-reich unter den Fremden, freilich fremd nur nach dem politischen Begriff und vom Paßstandpunkt aus, sind die Perser, die sich in Trapezunt förmlich eingebürgert haben. Die Osmanli vertragen sich indeß schlecht mit den Söhnen des muselmanischen Nachbarstaates.

Sie hassen sich so recht vom Herzen, wie dies nur unter Nahverwandten vorkommt. Der alte, ewige, unver-söhnliche Haß zwischen Turan und Iran, den schon Firdusi in seiner unsterblichen Schah-name besingt, wird von den

moslemitischen Persern und von den Ottomanen auch aus ihrer neuen westlichen Heimat fort unterhalten. Das religiöse Schisma, welches die Schiiten und Sunniten, Anhänger Ali's (Perser) und die Anhänger der Khalifen (Ottomanen) entzweit trägt, wenn möglich, dazu bei, ihn zu nähren. Es kommt auch im Weichbilde Trapezunts trotz der mildernden beschwichtigenden Atmosphäre, welche die Signatur jeder Handelsstadt ist, fast täglich zu Thätlichkeiten und Schlägereien. Der persische Ser-Schehbender (General-Consul) ist ein vielgeplagter oft überlaufener Mann.

Ich versäumte nicht, die Bekanntschaft dieses eifrigen Beschützers iranischer Interessen und persischer Kinnbacken zu machen und wurde von Ali Khan, so hieß nämlich der damals Fungirende, mit jener ostentativen, hypersüßen Höflichkeit, die den persischen Gentleman kennzeichnet, aufgenommen. Ali Khan vertrat, nebst den öffentlichen Interessen des Löwen- und Sonnen-Banners, persönlich einen Gattungstypus seiner Stammgenossen und Collegen.

Er zählte zur gemäßigten Reformpartei seines Landes und hatte folglich, wenn auch mit einer gewissen schüchternen Reserve, die distinctive Kleidung der persischen Fortschrittsmänner angenommen; diese Verbindung lieh ihm ein mehr bizarr-possirliches als imponirend malerisches Lustre. Die hohe Lammfellmütze war um einige Zoll verkürzt, der Bart rundgeschoren und auch nicht ziegelroth gefärbt, wie es die frühere Mode erheischte. Die schwarzen Beinkleider ließen die Scheere des fränkischen Kleiderkünstlers ahnen; nur schlenkerten sie in behaglicher Weite und kaum bis an die Fußknöchel hinabreichend um die Beine des persischen Diplomaten, und gestatteten den freien Anblick der buntgestickten Wollstrümpfe, denen fränkische Glanzleder-Galoschen als

unterste Begrenzung dienten. Die schwarze Atlascravatte nahm einen heroischen Anlauf zur dandymäßigen Masche, aber der ungesteifte zerknitterte Hemdkragen schien gegen diese frevelhafte Neuerung lebhaft zu protestiren. Die Weste verrieth bereits die Neigung, abendländischen Schnitt durch den nationalen Shawlstoff wett zu machen, und der enganliegende, bis über die Knie reichende Kaftan aus perlgrauem Tuch mit Silberborden eingesäumt, zeigte vollends und energisch die Tendenz, ein Gleichgewicht gegen die eingangs aufgezählten revolutionären Abzeichen herzustellen.

Meine Beschäftigung mit der persischen Sprache und Literatur, der ich mich damals leidenschaftlich hingab, brachte mich häufig in Berührung mit Ali Khan; ich wurde zum ständigen Gast in seinem Hause. Nur den Speisestunden suchte ich wo möglich auszuweichen, obschon das bei den orientalischen Bräuchen nicht immer leicht ist. Nicht als ob die nach allen Regeln persischer Kochkunst zubereiteten Gerichte diese Scheu gerechtfertigt hätten. Nein, Ali Khan hatte den Ruf eines Feinschmeckers und verdiente ihn. Das mit Pistazien gewürzte Pilaf seiner Küche, die ambraduftenden Sorbets u. s. w., konnten als mustergiltig vom Kouh-y-Hind bis Belgrad anerkannt werden; aber es wurde bei ihm streng orthodox servirt. Es fehlten nämlich an seinem Tisch oder vielmehr auf seiner messingenen Tischplatte die selbst bei den Ottomanen von altersher gebräuchlichen Löffel. Die Finger waren wie zu Zeiten Vater Adams das einzige Eßbesteck, der Zimmerteppich stellte bei der Mahlzeit das alleinige Sitzmöbel dar. Auch verfehlte er als aufmerksamer Amphytrion nicht, beim Pilaf Klöße in der hohlen Hand zu kneten und sie dem Gast, den er besonders ehren wollte, huldreichst anzubieten. Unglücklicherweise zählte ich zu den Gästen, die

er besonders ehren wollte. So sprach ich denn gewöhnlich nach den Speisestunden bei ihm vor und begnügte mich mit einer Tasse Thee, die den Besuchern während der Conversation wiederholt gereicht wird. Der Thee, in dessen Bereitung die Perser Meister sind, ist bei ihnen ebenso populär, wie der Kaffee bei den Ottomanen. Deßgleichen ersetzt bei ihnen der kühle Rauch des Kalliun (Wasserpfeife) den qualmenden Dampf des Tschibuk.

Ich verlasse hiemit die Person des Vertreters Persiens, um mich ein wenig mit den Söhnen dieses Landes, deren ich Einige bei Ali Khan kennen lernte, im Allgemeinen zu befassen.

Die gebildeten Perser bedienen sich gewöhnlich der türkischen Sprache, die sie mit starkem Accent und in derselben singenden Manier wie ihre Muttersprache reden. Der Durchschnittsperser ist das Widerspiel des Ottomanen. Nervöser im physischen Ausdruck, lebhafter in der Rede, rascher in der Auffassung, steht er in der Charakterbildung, im sittlichen Gehalt und in der Gemüths-Anlage tief unter den Nachkommen der „Tataren von der weißen Horde.“

Der Ottomane ist fast wortkarg, seine Rede ist gewichtig; der Perser ist ein starker Dialectiker, dabei aber rücksichtsloser Sophist. Er besitzt unbestreitbar mehr natürlichen Geschmack und Schönheitssinn, als der Ottomane und hat, was die Fähigkeiten und Naturanlagen betrifft, viel vom Israeliten und Hellenen zugleich. Wenn er auch religiös fanatischer erscheint als der Ottomane, so dürfte die europäische Reform bei ihm doch leichtere Verbreitung finden als unter dem Scepter des Halbmonds. Denn, sowie beim Spanier und mehr noch als bei diesem, erscheint bei den Ottomanen der Glanz, die Macht des Staates als eng ver-

knüpft mit der Religion. Mit dem Islam beginnt und aus demselben entsteht die Geschichte des Osmanenthums und die Größe desselben. Der Ruhm des Islam ist der Ruhm des Ottomanen.

Nicht so beim Perser. Seine Vorfahren waren Perser auch vor dem Islam, seine Nationalität war auf staatlicher Basis außer demselben bereits ausgewachsen. Seine geschichtliche Erinnerung reicht über das Entstehen seines Glaubens zurück; Iran war schon in vorislamitischen Zeiten ein mächtiger, ruhmreicher Staat.

Der Ottomane ist Hirte, Landbebauer und Soldat, der Perser ist Handelsmann und Künstler.

Im Weichbild Trapezunts befinden sich noch einige übergebliebene Wohnsitze der Dere-Bey (Gaugrafen). Diese Zwingburgen, deren Erbauer vor Einführung der Alles nivellirenden Reform von hier aus im Lande schalteten und walteten, gewähren heute ihren Nachkommen eine bescheidene Unterkunft. Entfiederte Käuzchen nisten schüchtern in den gähnenden Gemäuern, daraus die Geier verjagt wurden.

Bald nach Vernichtung der Janitscharen begann die Pforte den Ausrottungskrieg gegen die Feudalherren die sich bislang, unterstützt von den Lasen und Kurden, als unabhängige Herrscher benahmen. Hatte doch eben hier in Trapezunt Hassan Oglu dreißigtausend Bewaffnete aufgeboten, um Rußland auf eigene Faust zu bekriegen.

Die Einführung der Reform gab ihnen den Gnadenstoß.

Die einstigen Veziere hatten im Interesse ihrer eigenen Erhaltung gegenüber dem Divan für die als Bundesgenossen schätzbaren, als Gegner gefährlichen Dere-Bey Rücksicht zu nehmen gehabt.

Anders stellten sich zu ihnen die nunmehr als Pforten-Beamten fungirenden Paschas, welche die Einen gegen die Anderen stellten, bis sie sich zum Vortheil der Centralregierung unter einander aufgerieben hatten. Zur Zeit der „seidenen Schnur," der willkürlich verhängten Machtsprüche, war der Einfluß der Centralgewalt gegenüber den einzelnen Gliedern des Staatskörpers, ja selbst gegenüber ihren eigenen Mandataren oft illusorisch. Diese befanden sich in beständiger Auflehnung gegen die Pforte. Die Gewaltthätigkeit von oben rief Gewaltthätigkeit von unten hervor; ja diese ging ihr nicht selten voraus. Der mißtrauische Sklave wurde zum Rebellen aus Furcht. Erst das mildere Regiment bekam die Regierungszügel in die Hände, der Sammthandschuh brachte zuwege, was das Richtbeil nie vermochte, die Feder der Bureaukratie hatte Erfolg, wo der Blitz des Khalifen sich machtlos erwies.

Heute sind die Nachkommen der noch vor 50 Jahren gewaltigen Dere-Bey verarmt und ohne jeden Einfluß, wenn sie nicht in der öffentlichen Laufbahn, welche in der Türkei die einzige Quelle aller Bedeutung, alles Ansehens ist, etwa emporgekommen sind. Ich traf den Sohn des Mächtigsten unter ihnen als greisen Derwisch öfter im Bazar. Seine Erscheinung mahnte an die Bettlergestalten der verkleideten Sultane in morgenländischen Märchen. Weltverachtung schaute trotzig aus den Löchern seines hundertäugigen Kaftans, dessen Flickgewebe zur Frage verleiten konnte, ob der Stoff oder die Löcher früher bestanden, ob jener blos ein Vorwand für diese oder dieser nur ein Vorwand für jene seien. Er saß stundenlang am Brunnen ohne ein Wort zu sprechen, grüßte Niemanden, auch den Pascha nicht — ja er hätte dem Khalifen getrotzt.

Von den muselmanischen Schönen Trapezunts bekam ich nicht einmal die Augenbrauen, geschweige denn die Nasenspitze zu sehen. Eine schwarze Roßhaarmaske und der landesübliche blau-weiß carrirte Mantel entziehen sie den Blicken der Neugier vollständig.

Eigenthümlich ist ihre Art, mit Karawanen zu reisen. Wenn sie sich nicht des langohrigen Thierchens bedienen, welches hierzulande im weißen Habit besonders geschätzt wird, so werden sie in Korbgeflechten, die an beiden Seiten des zum Damentransport bestimmten Dromedars hängen, untergebracht und transportirt. Bei den Empfindlicheren soll eine Art Seekrankheit nach einer solchen mehrstündigen Reise unausweichlich eintreten.

Die Armenierinnen kleiden und verhüllen sich hierzulande noch nach Art der „Bekennerinnen des Buchs," nur wählen sie dunkle Farben.

Auf dem hiesigen Roßmarkt sind alle orientalischen Pferdegattungen reichlichst vertreten. Da tummeln sich arabische Renner, schweif- und mähnenlose Turkomanen-Pferde, dazwischen die strapatzengewohnten Bergsteiger aus dem armenischen Hochland, Kurdenrosse vom Tigris, tatarische Steppenthiere und nebenbei die eingeborenen Gäule, weniger bestechend durch die Erscheinung als empfehlenswerth vermöge ihrer Tüchtigkeit und Ausdauer, in seltenster Mannigfaltigkeit umher.

Die Pferde sind in gewissen Zeiten um fabelhaft billige Preise zu erstehen; besonders ist dies der Fall, wenn die von weither zugereisten Besitzer sich nach Stambul oder Odessa einzuschiffen gedenken.

Ich selbst habe zwei schöne Thiere, beide um den Spottpreis von 2400 Piaster (240 fl.) erstanden; sie wurden

später in Stambul um das Zehnfache verkauft. Der Araber, mit dem ich diesen Handel abschloß, wollte mir durchaus auch einen gezähmten Panther aufreden. Derselbe war sehr wohl erzogen und auf die Antilopenjagd abgerichtet. Der Eigenthümer versicherte mir, ich könnte ihn des Nachts als Kopfkissen benützen. Ich war jedoch weder willens, mein Lager in dieser Weise zu orientalisiren, noch wollte ich mir den höchst umständlichen Hausgenossen aufbürden. Später fand ich das Katzengethier im Garten des Defterdars (Finanz-director) von Trapezunt wieder. Zum Hofmeister war ihm dessen Neger bestellt worden.

Der Bazar von Trapezunt bietet manchen sehenswerthen Gegenstand. Ich erwähne hier blos die mannichfaltigen weiblichen Handarbeiten, wie z. B. die kurdischen Teppiche und die Stickereien, die durch ihre ebenso naive Auffassung als wunderbar sorgfältige Ausführung uns fast wie Kunstwerke anmuthen. Auch Waffen, angefangen von der Kama (tscherkessischer Dolch), der Balta (persische Streitaxt) bis zum Panzerhemd des Dagistanli (Hochländer) hinauf sind hier zu mäßigem Preise zu erstehen.

Da meine persönlichen Erlebnisse nicht in den Rahmen dieser Skizze gehören, so eile ich zum Ende, zu meiner Rückkehr nach Stambul.

Oft in meinem späteren Leben hat mich ein mächtiges Sehnen nach den Gestaden Klein-Asiens angewandelt. Der Asiate, wenn er diesseits des Balkan sich aufzuhalten bemüßigt wird, klagt, die Luft drücke ihn, der Himmel liege ihm auf der Stirne. Auch meiner Empfindung wurde diese Stimmung bisweilen verständlich. Asien ist ja doch die Wiege unseres Stammes!

(Ende des ersten Bandes.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,
Druck von Alexander Edelmann.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Murad

Türkische Skizzen

Bd.: 1

Leipzig 1877

P.o.germ. 1968 k-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11360062-0